

Jürgen Grässlin
Versteck dich, wenn sie schießen

Jürgen Grässlin

Versteck dich, wenn sie schießen

Die wahre Geschichte von Samiira,
Hayrettin und einem deutschen Gewehr

Droemer

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Copyright © 2003 bei Droemersch Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf., München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagfoto/-illustration: LAIF Bildagentur
Gestaltung und Herstellung: Veronika Preisler, München
Reproduktion: Vornehm Premedia, München
Satz: Ventura Publisher im Verlag
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-426-27266-0

5 4 3 2 1

*Gewidmet
all den Menschen,
die keine Stimme haben, um zu sagen,
was uns Samiira und Hayrettin
mit ihrem Lächeln
mitteilen.*

Inhalt

Vorwort: Stimme und Gesicht	11
Teil I: Samiira	13
1. Jahre der Kindheit	15
Der Schutz der Schildkröte	15
Schwarzer Bruder, weiße Freunde	20
Spielen macht Spaß	29
2. Jahre des Glücks	36
Eine weitreichende Entscheidung	36
Geburten in den Zeiten der Gewalt	42
Neunzig Prozent glücklich	46
3. Jahre der Flucht	52
In der Falle	52
Mütter der SNM	59
Wie ein Kamelkauf im Flüchtlingslager	64
Tränen der Trauer und der Freude	70
4. Jahre der Suche	77
Mit leeren Händen	77
Kein Anflug von Menschlichkeit	82
Unten am Fluss	86
Tröstende Träume, traurige Tage	91
5. Jahre des Handelns	93
Der schönste Tag im Leben	93
Die schlimmsten Tage im Leben	98
Keine Frage der Ehre	104

6. Jahre der Tränen	112
Schönheiten des Strandes	112
Nur ein Beispiel von vielen	119
Ein Leben in Ketten	125
7. Jahre der Krücken	130
Beine aus Europa	130
Für die Würde der Menschen	135
Der Löwe von Afrika	138
Mit Hilfe meines Bruders	142
Abdirahman klagt an	145
8. Jahre der Hoffnung	149
Für eine bessere Welt	149
Kleinkrieg mit Konsequenzen	154
Herzlich willkommen	157
Somaliland ohne Armee?	162
Teil II: Hayrettin	177
9. Jahre der Unbekümmertheit	179
Mein Tiyaks	179
Der Musterschüler und sein Lieblingslehrer	185
10. Jahre der Rebellion	192
Offiziersschule Ergani	192
Von Tiyaks nach Tiyaks	196
Der verhinderte Philosoph	200
11. Jahre der Sterne	206
Tiyaks ist nirgendwo	206
Die schönsten Sterne der Welt	216
Als Kurde in Konya	228

12. Jahre des Feuers	235
Der Klang des G3	235
Deutsches Wiedersehen in Türkisch-Kurdistan	244
In Schutt und Asche	253
13. Jahre der Jagd	260
Helfer der Guerilla	260
Jagdszenen am Mittelmeer	266
Durchwachte Nächte	275
14. Jahre der Schmetterlinge	280
Das Ende seiner Odyssee	280
Leylas Liebe	289
Die Mauern niederreißen	298
Hayrettins Traum	303
15. Jahre des Verschweigens	310
Das Schnellfeuergedicht	310
Spezialkommandos in den Dörfern	315
Nie wieder	325
16. Jahre der Kooperation	330
Beste Beziehungen	330
Lachnummer Endverbleib	336
Schröders Munition für Kohls Waffen	342
Teil III: »Kleinwaffen«	349
17. Der Tod ist ein Meister aus Oberndorf	351
Die Pest der Heckler-&-Koch-Waffen	351
Waffen für Wehrmacht und Bundeswehr	359
Christliche Waffen für islamische Regime	363
Gute Geschäfte, kaputte Märkte	374

18. Vom fürchterlichen Erfolg einer Waffenfamilie	390
Ein durchschaubares Ablenkungsmanöver	390
Zur Liquidierung von Weichzielen	399
19. Die Revolutionierung der Kriegsführung	405
Die nächste Generation	405
Nutznießer des 11. September	411
Vom Seifenpulver zum Schießpulver	419
David gegen Goliath	425
Nachwort: Ein Blick zurück in die Zukunft	433
Mit den Augen der Opfer	439
Dank	443
Anhang	447
Adressen	448
Verzeichnis der Infokästen im Text	454
Verzeichnis der Abkürzungen	458
Bildnachweis	461
Literaturverzeichnis (Auswahlliste)	462
Register	469

Vorwort: Stimme und Gesicht

Samiira und Hayrettin haben vieles gemeinsam, vor allem lachen sie beide sehr gerne. Sie lachen, weil sie überlebt, ihre Freude wiedergefunden und sich ein neues Leben aufgebaut haben.

Samiira ist eine engagierte Frauenrechtlerin aus Somaliland am Horn von Afrika, Hayrettin ein leidenschaftlicher Lehrer aus Kurdistan im Südosten der Türkei. Sie sind friedliebende und freundliche Menschen, deren einzige Schuld darin besteht, zur falschen Zeit am falschen Ort geboren und aufgewachsen zu sein.

Die beiden kennen sich nicht, und doch verbindet sie vieles. Leise und mit sanfter Stimme erzählen sie von Erlebnissen, auf die sie von Herzen gern verzichtet hätten. Ihr Schicksal ist geprägt von jahrelangem Bürgerkrieg und dem Einsatz der effizientesten Vernichtungsmaschinen, die die Menschheit je entwickelt hat: den sogenannten Kleinwaffen.

Anders als viele Menschen glauben, sind nicht Kampfpanzer, Kriegsschiffe oder Militärflugzeuge die wirkungsvollsten Waffen. Weltweit sterben doppelt so viel Menschen durch Kugeln aus Gewehrläufen wie durch alle anderen Waffenarten zusammen. In Deutschland erfahren wir davon nichts, denn den unzähligen Opfern gibt keiner eine Stimme. Ihre Schreie verhallen ungehört. Samiira und Hayrettin sind zwei von ihnen.

Was geht uns das Schicksal dieser liebenswerten Menschen an, die Tausende von Kilometern entfernt von uns in Somaliland und Kurdistan aufgewachsen sind? Außer ihren eigenen Familienangehörigen hat sich bisher niemand um sie gekümmert. Ihre Heimatländer tauchen in keinem Atlas und auf keiner Wandkarte auf, denn es gibt sie nicht, zumindest nicht als anerkannte Staaten.

Was haben wir, was hat Deutschland damit zu tun? Wirklich nichts? Die Außenpolitik unserer Regierungen und die in unse-

rem Land entwickelten und in vielen Ländern weltweit nachgebauten Gewehre haben die Geschehnisse in Somaliland und Türkisch-Kurdistan nachhaltig beeinflusst. Das Leben von Samiira und Hayrettin wäre anders verlaufen, wenn wir uns anders verhalten hätten.

Dieses Buch will Samiira und Hayrettin eine Stimme und ein Gesicht geben. Sie stehen für Millionen von anderen Opfern, deren Schicksal keiner kennt. Ihr Lebensweg hat sie und ihre Angehörigen in Situationen geführt, in denen sie sich nur noch verstecken konnten, wenn die Schüsse fielen. Ihre Lebensgeschichten sind kaum zu glauben – aber sie sind wahr, und deshalb gehen uns mehr an, als uns lieb ist. Vor allem aber machen sie uns Mut, denn am Ende siegt ihr Lachen über die Gewalt der Gewehre.

TEIL I: Samiira

»Warum ignoriert ihr uns?
Warum hilft uns keiner?«
Samiira Jama Elmi



1 Jahre der Kindheit

DER SCHUTZ DER SCHILDKRÖTE

»Bleib so lange im Süden,
wie du das alles ertragen kannst.«

Saado Farah zu ihrem Mann

»Es waren einmal eine Schildkröte und ein Fuchs, die einen Wettkampf austrugen. Nach kurzer Zeit verletzte sich die Schildkröte an einem Dorn, und so bat sie den Fuchs, ihr zu helfen. Der Fuchs wies sie jedoch zurück. Bald darauf traf die Schildkröte auf eine Ameise, die ihr half, den Dorn zu ziehen.

Nun konnten die Schildkröte und der Fuchs ihr Wettrennen fortführen. Sie stürmten einen Berg hinauf, und als sie auf der anderen Seite herunterrannten, fanden sie zwei kleine Hütten. Die der Schildkröte war gemütlich und gut gebaut, die des Fuchses ungemütlich und baufällig. Außerdem entdeckten sie zwei Kühe, die Schildkröte eine fette und der Fuchs eine magere ... < Jetzt bin ich müde, das ist bereits die weiß Gott wievielte Erzählung«, sagt Saado Farah Elmi, die sich wie ihre Tochter bequem an die Kante des breiten Doppelbetts gelehnt hat.

»Nein! Nicht aufhören, mach weiter, ist so schön!« bittet das kleine Mädchen und schenkt ihrer Mutter das liebevollste Lächeln der Welt.

»Aber Samiira, du kennst die Fabel doch in- und auswendig. Außerdem ist es schon sehr spät.«

»Biiiiiiiiiii! Ist meine Lieblingsgeschichte.« Mit ihren großen grünen Augen blickt die Kleine zu Saado auf.

»Nun gut, aber danach gehst du schlafen«, sagt die Mutter streng und nachgiebig zugleich. Dankbar gibt ihr Samiira einen

Kuss. Das flackernde Kerzenlicht, das wird Spiegel zurückgeworfen wird, die himmelblaue Wandfarbe, das magische Glas des Spiegels, die märchenhafte Erzählung, vor allem aber die weiche Stimme ihrer Mutter lassen Samiiras Gedanken wieder in die Wunderwelt der Märchen und Fabeln fliegen.

»Am Abend gingen die beiden Tiere zum Schlafen in ihre Hütten. Mitten in der Nacht begann es zu regnen, und da das Dach des Fuchses undicht war, wurde er ganz nass. Also lief er zur Schildkröte und bat sie um etwas Feuerholz. Die Schildkröte erfüllte seinen Wunsch, und der Fuchs trug die Äste in seine Hütte. Doch weil der Regen noch immer durch das undichte Dach tropfte, erloschen die Flammen nach kurzer Zeit. Also machte sich der Fuchs zum zweiten Mal auf den Weg zur Schildkröte, um sie nochmals nach Holz zu fragen.«

Sanft streicht Samiira mit ihrer kleinen Hand durch Saados langes schwarzes Haar.

»Auch diesmal gab die Schildkröte dem Fuchs, was er wollte. Doch schon wieder wurde das Feuer durch den Regen gelöscht. Als der Fuchs zum dritten Mal anklopfte und um Holz bettelte, bat ihn die gastfreundliche Schildkröte herein. Am wärmenden Feuer erzählten sie sich gegenseitig Geschichten.

Da sah die Schildkröte die leuchtenden Punkte im Gesicht des Gastes. ‚Wieso scheinen deine Augen so hell?‘ erkundigte sie sich.

‚Das ist das Licht des Feuers, lass es uns ausmachen, das stört doch nur‘, empfahl der hinterlistige Fuchs. Die gutmütige Schildkröte tat wie ihr geheißenen und löschte die Flammen. Auf diesen Moment hatte der Fuchs nur gewartet, denn im gleichen Moment stürzte er sich auf die arme Schildkröte.«

Obwohl sie weiß, dass die Geschichte gut ausgeht, lauscht Samiira gebannt der Erzählung.

»Andere Tiere wären bei dem Kampf gestorben, nicht so die friedliebende Schildkröte. Blitzschnell zog sie sich in ihren schützenden Panzer zurück und war damit unangreifbar. Vergeblich versuchte der Fuchs sie herauszulocken. Schließlich machte er

sich auf den Rückweg in seine zerfallene Hütte, in die es immer noch hineinregnete.«

»Das hat die Schildkröte gut gemacht!« sagt Samiira ernst.
»Der böse Fuchs hat ihr nichts getan. Man darf niemand weh machen!«

Kurz darauf schläft das Mädchen zufrieden ein.

*

Regelmäßig am Freitag, dem islamischen Feiertag, geht Saado Farah mit den beiden fünf- und dreijährigen Töchtern Siciido und Samiira und dem kleinen Abdikarin spazieren. Manchmal werden sie von ihrer Freundin Waris Abdi, Onkel Yusuf oder einem der vielen Verwandten begleitet.

Wenn die Elmis von ihrem Haus nur wenig höher steigen, erreichen sie das Plateau, in das sich im Laufe der Jahrtausende der Fluss Dooxa Herer eingefressen hat. Von hier oben hat man eine herrliche Aussicht auf die im Tal gelegene Stadt Hargeisa und das in den meisten Monaten ausgetrocknete Flussbett, durch das in der Regenzeit ein reißender Strom toben kann.

Vor der größten Mittagshitze kommt die kleine Gruppe wieder zu Hause an. Durch den Eingang in der halbhohen Steinmauer betritt sie den langgestreckten Hof, wo gleich rechts der große Mirimiri-Baum den Garten ziert. An heißen Tagen ist der Aufenthalt im Freien nur im Schatten der weit ausladenden Äste erträglich. Hier ist auch die Spielecke der Kinder.

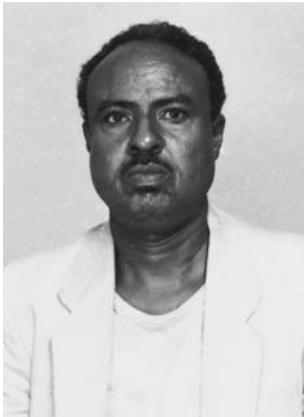
Samiira malt immer wieder Bäume, vor allem den im eigenen Hof. »Ich male meinen Mirimiri-Baum mit ganz vielen Punkten!« erklärt die kleine Künstlerin. Gern spielt sie auch mit ihren Puppen. Meist feiert sie Hochzeit und lässt die beiden Äste tanzen und lachen, die in ihrer Phantasie Braut und Bräutigam darstellen. Wenn die Feierlichkeiten vorüber sind, singt Samiira die Wiegenlieder, die ihre Mutter ihr beigebracht hat. Natürlich sollen die beiden Puppen bald Nachwuchs bekommen, und so sammelt das Mädchen kurze Zweige, die sie zuschnitzt, in Stoffreste einkleidet und am Kopfbende mit Haaren umwickelt. Auf

diese Weise bekommt das Brautpaar noch am gleichen Tag fünf, sechs oder sieben Kinder, die zufrieden das Wurzelwerk des Mirimiri-Baums bewohnen.

*

Vater Jama Elmi lebt im Süden Somalias, dort wo die Waffengewalt von Tag zu Tag zunimmt. Als Soldat sieht er seine Familie nur selten. Als er Ende 1978 endlich für ein paar Tage ins 1300 Kilometer entfernte Hargeisa fahren darf, ist die Freude bei Saado und den Kindern groß. Solange die Sonne scheint, spielt er im Garten mit den Kindern. Erst als es dunkel ist und die drei endlich eingeschlafen sind, erzählt Jama seiner Frau, wie sich die Situation seit ihrem Umzug entwickelt hat.

»Ich bin froh, dass ihr rechtzeitig weggezogen seid«, sagt er, »denn seither ist alles noch schlimmer geworden.« Ausgiebig erzählt er vom letzten Jahr: vom verlorenen Krieg der somalischen Armee gegen die äthiopischen Streitkräfte und den ein- einhalb Millionen Menschen aus dem benachbarten Ogaden, die jetzt in Somalia Schutz suchen. Von der fortwährenden Benachteiligung des Isaaq-Clans, dem die Elmis angehören, und



*Jama Elmi,
Samiiras Vater (1989).*

den Schikanen beim Militär. Von misslungenen Putschversuchen der Opposition gegen die Machthaber in der somalischen Hauptstadt Mogadischu und der Gründung einer Guerillabewegung, die einen Untergrundkrieg gegen die Regierung des Diktators Siad Barre begonnen hat.

»Am liebsten würde ich gleich hierbleiben«, gesteht er ihr, »aber das wäre Fahnenflucht. Außerdem gibt es in Hargeisa keinen Job, Abertausende sind arbeitslos. Schließlich brauchst du das Geld,

das ich dir Monat für Monat schicke. Was soll ich nur machen?« fragt Jama.

Saado Farah kann ihm wenig helfen. Sie weiß selbst nicht, wie ihre Zukunft aussieht. Tagtäglich kümmert sie sich um die drei Kinder, erledigt den Haushalt, kocht, schaut nach den Ziegen und geht einkaufen. Auch ihr ist nicht entgangen, dass die Repressionen durch Siad Barres Sicherheitskräfte zunehmen, selbst ihre Heimatstadt ist inzwischen nicht mehr sicher. Was also soll sie ihrem Mann raten?

»Bleib so lange im Süden, wie du das alles ertragen kannst«, sagt Saado. »Bis jetzt bist du von vielem verschont geblieben. Aber wenn sie dich fertigmachen, kommst du zu mir. Du glaubst gar nicht, wie froh ich wäre, wenn du hier sein könntest. Ich brauche dich.« Vergeblich versucht sie die Tränen zu unterdrücken.

Als seine Frau längst eingeschlafen ist, kann Jama kein Auge zumachen. Nervös schreitet er den langen Flur auf und ab, schaut immer wieder nach Saado und den drei Kindern. Sanft streichelt der Achtundzwanzigjährige die schlafenden Mädchen und seinen Sohn. Gut, dass sie noch so klein sind und nicht mitbekommen, was um sie herum vorgeht. Das Wohnhaus und der Garten sind ein Paradies inmitten eines Landes, das zunehmend Züge des Untergangs trägt.

Was ist nicht alles geschehen seit Samiiras Geburt. Erst drei Jahre ist das her, und doch kommt ihm alles wie eine Ewigkeit vor. Am liebsten würde sich Jama hier zu Hause verstecken, wie die Schildkröte in Samiiras Lieblingsfabel.

SCHWARZER BRUDER, WEISSE FREUNDE

»Unser schwarzer Bruder war der barmherzige Samariter, der die unter die Räuber gefallenen Weißen aus ihrem Elend rettete.«

Bundeskanzler Helmut Schmidt 1977 über Siad Barre

Am 27. März 1975, gegen halb fünf Uhr morgens, kam im Diger-Krankenhaus in Mogadischu ein kerngesundes Mädchen zur Welt. Saado Farah Abdi und ihr Mann Jama Elmi nannten ihre zweite Tochter Samiira.

Seit einigen Jahren arbeitete Jama in der somalischen Hauptstadt: erst in der Personalabteilung der ostdeutschen Botschaft, später als Sicherheitsoffizier in der US-Embassy. Nach der gewaltsamen Machtübernahme durch Generalmajor Siad Barre hatte Jama zwar zwischenzeitlich das Land verlassen, um im Jemen zu arbeiten, aber ausgerechnet in einer Zeit großer Umbrüche kehrte er nach Mogadischu zurück.

Siad Barres Machtübernahme und die Folgen

Mitte der siebziger Jahre herrschte Generalmajor Mohamed Siad Barre über Somalia, der am 21. Oktober 1969 durch einen unblutig verlaufenden Militärputsch an die Macht gelangt war. Unterstützung fand Barre bei all denen, die den Einfluss der Clans, die Korruption und die Vetternwirtschaft eindämmen wollten.

Was verheißungsvoll begonnen hatte, schlug jedoch bald in eine höchst undemokratische Entwicklung um: Die Militärregierung des Supreme Revolutionary Council (SRC) hob die Landesverfassung auf, rief die Somalische Demokratische Republik aus und verbot alle politischen Parteien.

Mohamed Haji Ibrahim Egal, bis zum Putsch somalischer Premierminister, wurde direkt nach Barres gewaltsamer Machtübernahme festgenommen und bis 1975 unter Hausarrest gestellt. In

einem Schnellverfahren hatte ihn das vorwiegend mit Polizei- und Militäroffizieren besetzte Nationale Sicherheitsgericht der Unterschlagung bezichtigt und zu einer dreißigjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Ab 1976 wurde er über Jahre hinweg ohne offizielle Angabe eines Grundes in einer winzigen, Tag und Nacht beleuchteten Zelle in Einzelhaft eingesperrt.

In enger Anlehnung an die UdSSR installierte Staatspräsident und SRC-Präsident Barre ein sozialistisches System, das Elemente des Islam, der Clan-Strukturen und der Lehre des Marxismus-Leninismus kombinierte.

Auf Grundlage des 1970 verabschiedeten Nationalen Sicherheitsgesetzes nahm der Nationale Sicherheitsdienst (National Security Service, NSS) in den Folgejahren mehrere hundert politische Aktivisten fest und sperrte sie ohne Anklage und Gerichtsverfahren meist für mehrere Jahre ein. Ihre Namen blieben unveröffentlicht, Einspruch konnte nicht eingelegt werden.

*

Gegen ihren Willen ließ Siad Barre 1977 viele Arbeiter zum Kriegsdienst einziehen, so auch Samiiras Vater Jama. Die Armee sollte die »somalischen Landsleute in der äthiopischen Region Ogaden befreien« – im Klartext: Der Ogaden, der nach dem zweiten Weltkrieg an Äthiopien gefallen war, sollte jetzt, dreißig Jahre später, wieder der Somalischen Demokratischen Republik angegliedert werden. Großsomalien hieß das Ziel des machthungrigen Präsidenten, der auf dem Höhepunkt seiner Popularität die nationalistische Karte spielte.

Zum Glück wurde Jama in einer Kommunikationsabteilung fernab der Front eingesetzt. Bei Heimaturlauben brachte er seiner Frau und den Kindern kleine Geschenke mit.

Der Ogaden-Krieg (1) – Der Traum von Großsomalien

Die Regierung der am 1. Juli 1960 aus den beiden Staaten Italienisch-Somaliland (seit 1888) im Süden und Britisch-Somaliland

(seit 1884) im Norden gegründeten Republik Somalia verfolgte vor allem ein Ziel: Mit der Abspaltung des Northern Frontier District in Kenia und des Ogaden in Äthiopien sowie der Einnahme des eigenständigen Staates Dschibuti sollten alle fünf vornehmlich von Somalis bewohnten Regionen zu einem mächtigen Großsomalien vereint werden.

Einem ersten Kleinkrieg (1960/1961) folgten somalische Übergriffe auf äthiopisches Territorium (1964–1967). Dank der militärischen Unterstützung der Sowjetunion und der DDR zählten die somalischen Truppen zu diesem Zeitpunkt zu den stärksten Afrikas.

Seit 1976 unterstützte das Barre-Regime den militärischen Kampf der westsomalischen Befreiungsfront WSLF (West Somali Liberation Front) gegen die Regierung Mengistu in Äthiopien. Nach dem Angriff der Armee Somalias auf äthiopische Militärstellungen im Ogaden eskalierte der Konflikt am 22. Juli 1977 zum somalisch-äthiopischen Krieg.

*

Aber nicht Somalias Krieg gegen Äthiopien brachte das Land im Oktober 1977 auf die Titelseiten der Weltpresse, sondern ein Ereignis, das eine seltsame »Freundschaft« zwischen der Bundesrepublik und Somalia begründen sollte: die Entführung der Lufthansa-Maschine »Landshut« durch arabische Terroristen, die mit der deutschen Rote Armee Fraktion (RAF) zusammenarbeiteten. Mit einundneunzig Passagieren an Bord endete der Flug der »Landshut« am 18. Oktober auf dem Flughafen von Mogadischu. Kurz nach Mitternacht stürmte ein Kommando der deutschen Sondereinheit GSG 9 die Maschine und befreite alle Geiseln. Noch am gleichen Tag begingen die in Stuttgart-Stammheim inhaftierten RAF-Terroristen Ensslin, Baader und Raspe Selbstmord, tags darauf wurde die Leiche des entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer im französischen Mühlhausen gefunden.

Bundeskanzler Helmut Schmidt bedankte sich in einer Rede

vor dem Deutschen Bundestag für die »befreiende Tat in Somalia«, bei der »in Mogadischu ein Zeichen für die Zusammenarbeit unter den Völkern und Staaten der Welt« gesetzt worden sei, »für die gemeinsame Überwindung des internationalen, lebensverachtenden, gemeinschaftszerstörenden Terrorismus. Der besondere Dank der Bundesregierung, unseres ganzen Volkes, und – ich bin sicher – aller Menschen auf der Welt, welche den Terrorismus ablehnen, gilt«, so Schmidt, »dem Staatspräsidenten von Somalia, Siad Barre, und seiner Regierung.«

Ohne ein Wort darauf zu verschwenden, dass Siad Barre einen Angriffskrieg gegen Äthiopien und schwere Menschenrechtsverletzungen zu verantworten hatte, strich der sozialdemokratische Bundeskanzler heraus, dass »die Zusammenarbeit der Sicherheitsorgane von Somalia mit den unsrigen ausgezeichnet« war. So voll des Lobes war Schmidt, dass er sich zu einem biblischen Vergleich hinreißen ließ. »Unser schwarzer Bruder«, gemeint war Siad Barre, sei »der barmherzige Samariter, der die unter die Räuber gefallenen Weißen aus ihrem Elend« gerettet habe.

Moralisch hatte Barre die Bundesrepublik damit in der Hand. Zwar erklärte Bundeskanzler Schmidt zunächst noch standhaft: »Wir liefern auch in Zukunft keine Waffen in Spannungsbereiche der Dritten Welt. Unsere stark erhöhten Leistungen dienen dem wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich; so auch in Somalia.« Was in Wirklichkeit von solchen Aussagen zu halten war, zeigte sich bald darauf. Im Rahmen der sogenannten Polizeihilfe erhielt Somalia verstärkt Mittel zur »Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung«. Damit war der Damm gebrochen und eine millionenschwere Ausbildungs-, Ausrüstungs-, Ausstattungs- und Militärhilfe sollte fortan einer der entscheidenden Stabilisierungsfaktoren des zunehmend menschenverachtend agierenden Sicherheitsapparats von Siad Barre werden.

*

Wie es Samiiras Vater Jama Elmi damals erging, davon kann Ahmet Hassan Aden erzählen. Wie Elmi ist er im Nordwesten Somalias geboren worden, wie er diente er in den Regierungseinheiten. Sowohl für die unteren Dienstränge als auch für Offiziere war der Alltag »stressig und bedrückend«, zumindest wenn sie – wie Jama und Ahmet – nicht aus dem Süden Somalias kamen.

Alle Mitglieder des nördlichen Isaaq-Clans galten »als anti-revolutionär«. Das hatte zur Folge, dass ihnen Aufstiegsmöglichkeiten weitgehend versperrt blieben. Dagegen wurden die Mitglieder des kleinen Marehan-Clans – dem Siad Barre angehörte – in relativ kurzer Zeit nicht nur in militärische Führungspositionen, sondern auch in wirtschaftliche und politische Schlüsselpositionen befördert.

»Ein Offizier aus dem Norden zu sein war nicht ungefährlich. Viele von uns wurden inhaftiert und vor ein Militärgericht gestellt«, sagt Ahmet, der selbst zweimal in Gewahrsam genommen wurde. »Reine Schikane« war das in einer Zeit, in der das Regime seine Kritiker folterte, jedoch noch nicht gewalttätig gegen missliebige Clans vorging.

Spannungen zwischen Clans in Somalia

Traditionell sind die Clans in Somalia äußerst einflussreich. Die Somalis, ethnisch und kulturell ein Volk, teilen sich in sechs große Clanföderationen auf: in die Linie der Rahanwein und Digil (sesshafte Sab) sowie in die Darod, Hawiye, Dir und Isaaq (nomadische Samaale). Die Föderationen sind untergliedert in viele weitere Clans, Subclans und Familienverbände.

Auch nach Siad Barres Militärputsch und der Installation eines sozialistischen Systems blieben rivalisierende Clans eine der entscheidenden Konfliktursachen. Barre selbst gehörte dem Marehan-Clan (Subclan der Darod) an, der in der MOD-Allianz (Zusammenschluss der Marehan, Ogaden und Dolbahunte des Darod-Clans) entscheidenden Einfluss ausübte.

Diese Clanloyalitäten standen der Entwicklung eines parlamentarischen Mehrparteiensystems massiv im Weg.

*

Im Dezember 1977 bereiste Siad Barre islamische Bruderstaaten. Die Absicht lag auf der Hand: Fünf Monate zuvor waren seine Truppen in den Ogaden eingedrungen, seither tobte der Krieg mit Äthiopien, und Barre brauchte neue Waffen. Im Iran besuchte der somalische Präsident Schah Reza Pahlewi, der ihn freundlich empfing und die Gelegenheit nutzte, um für seine Idee einer Art von Staatenverbund rund um den Indischen Ozean zu werben, ähnlich dem Commonwealth.

Zehn Jahre zuvor, 1967, hatte der Iran die Lizenz zum Nachbau des deutschen Schnellfeuergewehrs G3 erworben, und seither lief die Gewehrproduktion in der iranischen Mosalsalsasi Weapons Factory auf Hochtouren. Da bot es sich an, dem Gast entsprechende Geschenke zu machen und ihn so für die eigene Politik zu gewinnen.

Den nächsten Stop seiner Waffenbeschaffungsreise legte Barre in Pakistan ein, wo er erfolgreich mit General Zia ul Haq verhandelte: Barre und Haq unterzeichneten ein Abkommen über die Lieferung pakistanischer Kleinwaffen an Somalia. Pakistan hatte schon 1963 die Nachbaurechte zur Fertigung von G3-Gewehren erhalten. Seither wurden die in Deutschland entwickelten Schnellfeuergewehre bei der Pakistan Ordnance Factory produziert.

In Ägypten schließlich traf Barre einen guten Bekannten: Helmut Schmidt, den Kanzler der Bundesrepublik Deutschland. »Ein Land, auf das Somalia seit der Geiselnbefreiung große Hoffnungen setzt«, schrieb der *Economist*.

Der Kanzler sei inzwischen bereit, die Kasse weiter als bisher zu öffnen, ließ Staatssekretär Klaus Bölling im Anschluss an das Treffen durchblicken. »So wird sich das Bonner Füllhorn zunächst über den hilfreichen Wüstenstaat ergießen, der bislang als Stiefkind der deutschen Entwicklungshilfe galt«, kommen-

tierte der *Spiegel*. Keinesfalls jedoch handle es sich bei den Zuwendungen um Waffen oder Kriegsgerät, behauptete die Bundesregierung.

*

Wie Jama Elmi blieb auch Offiziersanwärter Ahmet Hassan Aden im Ogaden-Krieg vom direkten Kampfeinsatz verschont. Seine Einheit musste ihre Kalaschnikow-Gewehre abgeben und an die Frontkämpfer liefern. Auf Grund ihres leichten Gewichts, ihrer Treffgenauigkeit auf kürzere Entfernungen und ihrer großen Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse gelten die AK-47 unter den Somalis als gut geeignete Waffen für den Krieg gegen den Feind im Westen. Die Handfeuerwaffen, die die Soldaten der Somali National Alliance (SNA) als Ersatz erhielten, kannten sie jedoch nicht und wussten nicht, wie sie sie optimal einsetzen sollten.

»Die neuen Schnellfeuergewehre haben anfangs ziemliche Verwirrung gestiftet«, erklärt Ahmet. »Die ersten dieser G3-Gewehre sind aus Pakistan gekommen, weitere womöglich aus dem Iran. Beides sind muslimische Bruderstaaten, ein muslimisches Land hilft eben einem anderen muslimischen Land, auch wenn das G3 eine christliche Waffe ist.« Ahmet grinst.

Das christliche Deutschland hatte genauso wenig Berührungspunkte und leistete direkte Militärhilfe.

Kapitalistische Militärhilfe für marxistische Machthaber

Da die sozialdemokratisch geführten Bundesregierungen den Mantel des Schweigens darüber legten, gibt es lediglich Schätzungen zu den Rüstungsexporten nach Somalia und den Waffentransfers an die somalischen Sicherheitskräfte. Sicher ist, dass im Rahmen der Militärhilfe von 1973 bis 1978 Jahr für Jahr Rüstungsgüter und Waffen im Wert zwischen 4,4 und 6 Millionen DM nach Somalia geliefert worden sind.

Im gleichen Zeitraum hat das Land Kfz-Werkstätten, eine Fein-

mechanikerwerkstatt, Fahrzeuge sowie zwei Flugzeuge erhalten. Seit 1974 wurden zwölf somalische Polizei-offiziere in der Bundesrepublik geschult – zu einer Zeit, da weltweit der Kalte Krieg tobte und in Mogadischu marxistisch-leninistische Machthaber das Sagen hatten.

*

Jama Elmi hatte allen Grund zur Freude: Er wurde stolzer Vater eines Sohnes. Nach schwerer und langer Geburt brachte seine Frau Saado Farah am 11. Februar 1978 in einer Klinik in Mogadischu Abdikarin zur Welt. Jama hatte sich eigens vom Kriegseinsatz befreien lassen, um bei der Geburt dabei zu sein. Nicht, dass er seine beiden Töchter nicht über alles lieben würde, aber die Sitte seines Volkes verlangt nach einem Sohn. Nach Abdikarins Geburt richteten die Elmis das größte Fest aus, das sie bisher gefeiert hatten.

Aber Jama konnte nur kurze Zeit bleiben, dann musste er wieder in den Krieg zurück.

Mit jedem Tag wurde offensichtlicher, wie chancenlos die einst so hoch gelobte somalische Armee im Kampf gegen die äthiopischen Streitkräfte war. Die Sowjets hatten sich von den Machthabern in Mogadischu abgewendet und unterstützten Addis Abeba, das als der größere Machtfaktor in Ostafrika galt. Gegen die Feuerkraft russischer Waffen und die Schlagkraft kubanischer Söldner, die auf äthiopischer Seite kämpften, standen die Somalis auf verlorenem Posten.

Der Ogaden-Krieg (2) – Der verlorene Traum von Großsomalien

Die anfängliche Überlegenheit der Angreifer verkehrte sich in ihr Gegenteil, als sich Moskau entschied, das Barre-Regime fallen zu lassen. Fortan setzte die UdSSR auf die Stärkung der marxistisch-leninistischen Regierung von Mengistu, die den Einfluss der Sowjetunion am Horn von Afrika garantierte. Ausgerüstet mit russischen Waffen und unterstützt von kubanischen Soldaten, führte

die äthiopische Armee eine erfolgreiche Gegenoffensive durch und eroberte die strategisch bedeutende Stadt Djidjiga.

Nach der Niederlage gab Barre am 9. März 1978 den Rückzug seiner Streitkräfte aus dem Ogaden bekannt, woraufhin eine gewaltige Flüchtlingsbewegung aus dieser Region ins benachbarte Somalia einsetzte.

In Mogadischu wurde die Lage immer kritischer. Die Benachteiligung von Mitgliedern der Clans aus dem Nordwesten, die Verfolgung Andersdenkender, nächtliche Festnahmen und unfaire Gerichtsverfahren des Nationalen Sicherheitsgerichts machten die Hauptstadt zu einem heißen Pflaster – einem zu heißen Pflaster für Familie Elmi.

Während Jama im Süden blieb, verließ Saado Farah 1978 mit Samiira, Siciido und dem kleinen Abdikarin Mogadischu und zog nach Hargeisa. Hier, im äußersten Nordwesten des Landes, waren sie und ihr Mann geboren, hier lebten noch immer die meisten ihrer Familienangehörigen, die Mitglieder des Isaaq-Clans waren. Die Familie und der eigene Clan sind der Mittelpunkt des Lebens in Somalia. Auf sie ist Verlass in einem Land, in dem man ansonsten verlassen ist. Trotzdem fehlte ihnen Jama sehr.

SPIELEN MACHT SPASS

»Bitte erzähl noch eine Geschichte!«

Wunsch der kleinen Samiira

Die Rollenverteilung ist traditionell: Der Vater dient beim Militär und schickt Geld nach Hause, genug zur Sicherung des Lebensunterhalts der Familie. Die Mutter kümmert sich um den Haushalt und zieht die drei Kinder auf. Gegen ein kleines Entgelt holt ein Hirte am frühen Morgen die Ziegen ab und bringt sie abends wieder zurück.

Kindergärten gibt es nicht, dafür wartet 1979 die Koranschule auf Samiira. Der Unterricht dauert von sieben bis sechzehn Uhr, lediglich unterbrochen von einer zweistündigen Mittagspause; ganz schön lang für eine Vierjährige. Einzig am Donnerstagnachmittag und am heiligen Freitag hat das Mädchen schulfrei.

In den ersten Tagen ist Samiira enttäuscht, dass es so wenig Spielmöglichkeiten gibt und immerzu gelernt wird. Den Kindern werden die Grundlagen der islamischen Religion und des Arabischen vermittelt, eine wichtige Voraussetzung für den späteren Besuch der Grundschule. So lernt sie das arabische Alphabet noch vor dem lateinischen und schreibt Korandiktate, deren Sinn sich ihr erst nach und nach erschließt. Doch je länger Samiira die Koranschule besucht, desto mehr Gefallen findet sie daran, was ihr die Lehrer beibringen. Bald ist sie stolz darauf, Schülerin zu sein. Gierig saugt sie alles Neue in sich auf. Gebannt lauscht sie den Geschichten über die Propheten, deren Lehren und Gebete, und über das Leben der Leute in früheren Zeiten. Im Geiste reist Samiira in andere Länder, eine Sehnsucht, die sie nie wieder loslassen wird.

*

Das neue Haus mit den vier mittelgroßen Wohnräumen ist für somalische Verhältnisse großzügig bemessen, zumal noch eine

Küche und ein Bad im Hof angebaut sind. Das schönste und am besten ausgestattete Zimmer gehört Samiiras Mutter. Ein geräumiger Schrank, ein breites Doppelbett und ein wunderschöner Spiegel zieren den Raum, und die hellblaue Wandfarbe schafft eine angenehme Atmosphäre. In den Tagen, da ihr Vater nicht zu Hause ist, wartet Samiira hier auf Saado Farah.

Saado hat nie eine Schule besucht, nie Lesen und Schreiben gelernt. Dafür kann sie um so besser Geschichten erzählen: kurze und lange, wahre und erfundene, schöne und traurige, solche zum Lachen und solche zum Weinen. Sich Geschichten erzählen zu lassen, ist Samiiras liebster Zeitvertreib, und die Geschichten ihrer Mutter mag sie am meisten.

»Bitte, bitte, erzähl mir von Großvater Farah«, bettelt das Mädchen, »und von Großmutter Baar Hassan.« Mutter und Tochter setzen sich auf die Kante des Doppelbetts. Für Samiira ist hier der Ort der Ruhe und Entspannung, hier kann sie sich an die Mutter schmiegen, hier gehört sie ihr ganz allein.

»Meine Mama Baar Hassan ist gestorben, bevor du zur Welt gekommen bist«, sagt Saado Farah leise. »Farah Abdi hat viele Kamele und noch mehr Kühe besessen. Dein Großvater war ein stolzer Mann. Als Nomade ist er mit seinen Tieren durch die Gegend rund um Hargeisa gewandert.«

»Was ist das: ein No-ma-de?« fragt Samiira. Wie immer hakt sie so lange nach, bis sie alles in Erfahrung gebracht hat, was sie wissen will.

Ihre Mutter zeigt sich geduldig. »Nomaden sind Menschen, die das Vieh durch die Gegend treiben. Die Tiere verschlingen fast alles. Kamele fressen sogar die Früchte der Kakteen«, erklärt sie.

»Aber das macht doch weh!« entfährt es der Fünfjährigen, die sich nicht vorstellen kann, dass sich Kamele mit ihren spitzen Lippen und den langen Zungen an die stacheligen Kakteen heranzuwagen. »Und wohin sind Großvater und Großmutter gelaufen?« fragt sie dann.

»Manchmal sind deine Großeltern nach Norden gewandert, das ist in Richtung der Stadt Berbera am großen Meer. Das Meer

*Saado Farah,
Samiiras Mutter
(2. v.r.), mit
Freundinnen
(August 1979).*



heißt Golf von Aden«, erklärt die Mutter. »Und manchmal sind sie genau in die andere Richtung gewandert. Nach Süden, wo Äthiopien liegt. Äthiopien gehört nicht zu uns, das ist ein ganz anderes Land. Aber die Tiere haben sie nie aus den Augen verloren.« Samiira schaut, als sei das alles völlig selbstverständlich, dabei versteht sie längst nicht alles, was ihre Mutter da erzählt.

»Manchmal sind sie nach Dschibuti gelaufen, dorthin, wo morgens die Sonne aufwacht. Ab und zu auch in Richtung Burco, wo der Shimbiris-Berg ganz hoch aufsteigt, bis auf 2400 Meter. Dort geht die Sonne am Abend schlafen, und die Nacht kommt.«

Weder Himmelsrichtungen noch Höhenangaben sagen Samiira

etwas. Aber sie ist wissbegierig. »Was machen die Tiere in der Nacht?« fragt sie.

»Sie schlafen. So wie du, wenn du müde bist.« Noch eine ganze Zeitlang erzählt Saado Farah, wie Großmutter und Großvater durch die ländlichen Gebiete Nordsomalias gezogen sind, wie sie für die Familie gekocht und er nach den Tieren geschaut hat. Sie spricht auch davon, wie die Großmutter 1979 krank geworden und bald danach gestorben ist.

Deren Geschwister haben daraufhin entschieden, dass eine der Schwestern die Tiere übernehmen soll. »Baar Hassan hat viel Gutes getan«, sagt Saado Farah. »Jetzt ist sie in den Gärten der Ewigkeit, im Paradies. Dort ist sie geschmückt mit Armspangen und Gold und trägt Kleider aus Seide.«

Für ein paar Minuten sitzen sie schweigend beieinander. Samiira spielt mit den langen Haaren ihrer Mutter, die fast bis zum Boden reichen. Bald darauf ist sie eingeschlafen. Draußen hallen die Straßen wider von den Marschritten der Soldaten. Auch in dieser Nacht verbreiten die Sicherheitskräfte in Hargeisa Angst und Schrecken.

Leben im landesweiten Ausnahmezustand

Die massive Unzufriedenheit mit der Politik der Regierung Siad Barre hatte im April 1978 nach dem verlorenen Krieg gegen Äthiopien zu einem Putschversuch geführt, der jedoch scheiterte. Nun begann die SSDF (Somali Salvation Democratic Front) ihren Guerillakrieg gegen das Barre-Regime.

Bis 1980 flohen rund 1,3 Millionen Menschen aus dem Ogaden nach Somalia – ein Drittel der Bevölkerung des Landes. Am 21. Oktober 1980 rief Präsident Barre für das gesamte Land den Ausnahmezustand aus, setzte den Obersten Revolutionsrat wieder ein, der das Land bis 1976 regiert hatte, und erteilte den neu gegründeten Regional- und Bezirks-Revolutionen Komitees großzügige Vollmachten bei Verhaftungen. Die Komitees waren keinerlei gerichtlicher Kontrolle unterworfen. Im Falle von Meuterei, Ver-

untreuung oder Mord vollzogen somalische Sicherheitskräfte wiederholt die Todesstrafe.

*

Am Nachmittag sitzt Saado Farah unter dem Mirimiri-Baum. Sanft wiegt sie den kleinen Abdikarin in den Schlaf. Siciido spielt mit einer Freundin, und Samiira wartet ungeduldig. »Du hast mir eine Geschichte über Großmutter Haweya und Großvater Elmi Yasir versprochen«, drängelt sie.

»Haweya ist eine sehr nette Frau gewesen«, beginnt Saado die Erzählung über ihre Schwiegermutter. »Viele Jahre sind Haweya und Elmi Yasir in der Trockenzeit mit ihren Ziegen und Schafen herumgelaufen. Oft waren sie nahe der Grenze zu Äthiopien. Die Tiere dürfen nicht verdursten, deshalb müssen sie von Wasserloch zu Wasserloch laufen. Aber das weißt du doch schon!« meint sie.

»Ich will es trotzdem hören!« entgegnet Samiira. Also berichtet Saado Farah ausführlich von den Tieren und erzählt, wie die Passatwinde im Februar von Nordosten über die trockene arabische Halbinsel wehen und keinen einzigen Tropfen Wasser mit sich bringen. Wie der Südwestmonsun im Juli über das Meer weht und ihnen die erste Regenzeit beschert. Und wie es von November bis Januar zum zweiten Mal regnet.

»Manchmal regnet es jahrelang nur ganz wenig oder gar nicht. Dann wird der Boden steinhart. Für uns Menschen ist das genauso schlimm wie für die Tiere.« Samiira ist entsetzt, als sie sich vorstellt, wie durstig alle sind, wenn der Regen ausbleibt.

»Wenn dann endlich der Regen fällt, kann das Wasser nicht in der Erde versickern, und es kommt zu heftigen Überschwemmungen«, fährt Saado Farah fort. »Davor haben sich auch deine Großeltern in acht nehmen müssen.«

Haweya ist Samiiras Lieblingsoma. In der Regenzeit besuchen sie sie auf ihrem Farmgelände beim Flughafen. Ihre Großmutter verwöhnt sie mit frischer Milch, und ab und zu schenkt sie ihnen sogar eine Ziege.

Am liebsten würde die Fünfjährige noch mehr erfahren, aber ihre Mutter muss sich um den kleinen Abdikarin kümmern. Außerdem weiß Saado Farah genau, dass sie noch stundenlang weitererzählen könnte, wenn es nach Samiiras Willen ginge. In dieser Hinsicht ist ihre Tochter unersättlich. Immer wieder fordert sie: »Bitte erzähl noch eine Geschichte!«

Gründung der SNM – Die Opposition organisiert sich

Angesichts der zunehmenden Repressionen des Siad-Barre-Regimes gründeten Geschäftsleute, Intellektuelle und religiöse Führer am 17. April 1981 in London die Somali National Movement (SNM), die maßgeblich vom Isaaq-Clan getragen wurde. Verschiedene SNM-Führer hatten zuvor Posten in Barres Regierung innegehabt. Nach der Guerillaorganisation SSDF war die SNM damit die zweite Widerstandsbewegung, die den somalischen Diktator von ihren Militärlagern in Äthiopien aus bekämpfte.

Die SNM war die am besten ausgerüstete und organisierte der Guerillabewegungen. Ihr militärischer Arm teilte sich in zwei Großgruppen: die der eher gemäßigten »Shish« (auch »Snipers« genannt) und die der radikaleren »Alan« (»Red Flag«), deren Einheiten teilweise in kommunistischen Staaten ausgebildet wurden. Politisch sah die SNM im Clansystem ihr Fundament. Im Gegensatz zur marxistisch-leninistischen Barre-Regierung forderte die SNM die Einrichtung eines neuen politischen Systems, das auf den kulturellen Werten Somalias basieren sollte.

Im Rahmen der somalischen Traditionen unterstützte die SNM das System der Ältesten (»Elders«) und forderte für die Zeit nach Siad Barres Sturz ein integriertes Gesellschaftssystem, einerseits unter Beibehaltung der Elder-Tradition, andererseits mit einer neuen Zentralregierung. Die künftige Verfassung sollte zwei Kammern mit einer Unterkammer der Elders vorsehen. Der Ältestenrat (»Guurti«) war integraler Bestandteil der politischen und militärischen Zielsetzung.

Insgesamt aber fehlte eine feste ideologische Ausrichtung. In der

SNM fanden sich Anhänger des Kapitalismus ebenso wie solche des demokratischen Sozialismus, des Islam, des Clansystems und regionale Separatisten.

*

Jama Elmi unterstützt die neugegründete Widerstandsbewegung Somali National Movement (SNM) ideell und später auch finanziell. Ohne Mitglied zu sein, zahlt er einen festen Teil seines Gehalts an die SNM. Von Zuwendungen wie diesen kauft die Guerilla Waffen, Kleidung und Benzin für ihren Kampf gegen das Siad-Barre-Regime.

Zum Glück sind die beiden Mädchen noch so klein, dass sie die politische Entwicklung in Somalia nicht mitbekommen. Sie wissen nicht, warum sie Mogadischu verlassen haben und in den Norden gezogen sind und warum ihr Vater immer nur so kurz zu Besuch kommt. Samiiras Welt ist rundum in Ordnung. »In unserem Haus ist alles schön«, sagt sie, »und das Spielen im Hof macht Spaß!«

2 Jahre des Glücks

EINE WEITREICHENDE ENTSCHEIDUNG

»Die Jahre beim Militär
zählen zu den schrecklichsten.«

Jama Elmi

Saado Farah schreit so laut, wie ihre Kinder sie noch nie schreien gehört haben. Als die Presswehen einsetzen, trifft endlich die Hebamme ein. Sofort erkennt sie, dass es um das Leben von Mutter und Kind geht. Im Nebenraum klammern sich Siciido, Samiira und Abdikarin fest aneinander.

Endlich, um sechzehn Uhr, schließt Saado Farah erschöpft einen gesunden Jungen in ihre Arme. Die Kinder atmen auf. Nie wird Samiira vergessen, wie ihre Mutter am 5. Juni 1981 mit dem Tod gerungen hat und Baashe geboren worden ist. Seither sträubt sich in ihr alles dagegen, Babys in den Arm zu nehmen, die jünger als sechs Monate sind. Der kleine Baashe aber, für dessen Leben sie damals innig gebetet hat, ist der Sechsjährigen vom ersten Tag ans Herz gewachsen.

*

Im Herbst 1981 ist Samiiras erster Schultag. Abdirahman nimmt seine Cousine an die Hand und begleitet sie ins Büro der General-Da'ud-Grundschule, die als Hargeisas beste Schule gilt. Ende der fünfziger Jahre zur Zeit des britischen Protektorats errichtet, werden hier die sechs- bis zehnjährigen Grundschüler und die Älteren der Mittelschule unterrichtet.

Samiira erschrecken die vielen Erwachsenen auf dem Pausenhof. Vergeblich versucht Abdirahman, selbst Lehrer von Beruf,

das Mädchen zu beruhigen, das vor Aufregung nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Als der erste Schreck allmählich verfliegt, entdeckt Samiira, was die Schule alles zu bieten hat: Spielecken zum Herumalbern, Wasserbecken zum Plantschen und Sportflächen zum Austoben.

Im Unterricht ist alles streng reglementiert. Die Erstklässler müssen auf die Sekunde pünktlich sein, über Stunden hinweg schweigend zuhören und ihre Hausaufgaben fehlerfrei erledigen. Tagtäglich werden die Kinder kontrolliert und müssen eine Klassenarbeit nach der anderen schreiben. Diskussionen sind untersagt, die Lehrkräfte dulden keinerlei Einmischung in ihre Entscheidungen.

Obwohl sich Samiira bemüht, den Sanktionen ihrer strengen Lehrer zu entgehen, und immer brav und gehorsam ist, bleibt sie vor Strafen nicht verschont, denn wenn nur ein einzelner Schüler unbotmäßig war, können die Lehrer die ganze Klasse kollektiv bestrafen. Die Erstklässler müssen dann den Kopf nach vorne beugen und die Stirn auf den Tisch legen. Tapfer versucht Samiira die Tränen zu unterdrücken, denn es tut schrecklich weh, wenn ihr einer der Lehrer ins Genick schlägt.

Als das Mädchen nach einer solchen Strafaktion heulend nach Hause rennt, sagt ihre Mutter bloß: »Es ist besser, wenn du dich ruhig verhältst.« Saado Farah will nicht zur Schulleitung gehen, um sich zu beschweren. Die Züchtigung mit dem Holzstock ist zwar verboten, doch erst wenn die Verletzungen augenfällig sind, hat eine Beschwerde Aussicht auf Erfolg.

Saado hilft auf ihre Art. Geht es Samiira schlecht, dann streichelt sie ihr die Wangen und tröstet sie. »Das wird schon werden, du musst geduldig sein. Ihr habt doch auch nette Lehrer.« Tatsächlich sind nicht alle Lehrer gleich, manche verzichten sogar ganz auf die Prügelstrafe.

Alles in allem genießt das kleine Mädchen die Zeit mit den überwiegend freundlichen Lehrern, die die Kinder in acht Fächern unterrichten: Neben Naturwissenschaft, Mathematik, Geografie, Geschichte, Arabisch, Religion und Kacaan, der Regierungspoli-

tik, ist Somali ein eigenes Fach, in dem sie die Lieder, Sport, Musik und Kunst ihrer Heimat lernen. Bald ist Samiira sogar ein bisschen stolz darauf, die Schuluniform tragen zu dürfen, den blauen Rock und das weiße Hemd.

*

Als Samiira sieben Jahre alt ist und ihre Schwester Siciido neun, hören sie Nacht für Nacht die Stiefel der Regierungssoldaten in ihrer Straße. Die Militärs demonstrieren ihre Macht und verbreiten 1982 Angst und Schrecken.

Wenn es dunkel wird, darf keines der Kinder das Haus verlassen, selbst tagsüber verbietet die Mutter ihren Kindern den Marktbesuch. Saado Farah geht alleine zum Einkaufen, ihre Töchter dürfen sie allenfalls an den Festtagen begleiten. Ihre Angst ist berechtigt, denn Anfang der achtziger Jahre vergewaltigen Armeeeingeborene in Hargeisa eine Vielzahl von Frauen und Mädchen. Auch Jungen müssen sich vor dem Militär in acht nehmen, damit sie nicht zwangsrekrutiert und zum Kampf gegen die SNM genötigt werden.

Aber nicht nur Zivilisten leben in ständiger Angst, selbst Soldaten müssen sich vor der Gewalt des Militärs fürchten. Vor allem dann, wenn sie wie Jama Elmi oder Ahmet Hassan Aden einerseits Offiziere der Siad-Barre-Truppen sind, andererseits aber dem Isaaq-Clan im Norden des Landes angehören.

»Fünfzehn Offiziere sind zuletzt zwangsweise von Hargeisa nach Mogadischu transportiert worden«, berichtet Ahmet. »Auch mich haben sie gezwungen, in den Süden zu gehen, damit ich mich nicht der SNM anschließen kann. Eineinhalb Monate bin ich unter Überwachung gestanden.«

Kein Wunder, dass Ahmet die Somalier aus dem Süden hasst. Mitte Juli 1983 tut er, was bereits zwei Offiziere vor ihm gemacht haben: Der Zweiunddreißigjährige flieht von Mogadischu nach Äthiopien und schließt sich der SNM an. Viele weitere werden seinem Beispiel folgen.

Gewalt und Gegengewalt (1)

Seit Jahren sah sich die Regierung in Mogadischu Angriffen der SSDF und der SNM ausgesetzt. Am 2. Januar 1983 schlug die Somali National Movement in Mandera zu, einer Stadt nahe der Straße zum Seehafen Berbera und damit in strategisch bedeutender Lage.

Für sechs Wochen verhängte Siad Barre wieder mal den Ausnahmezustand. Nach dessen Aufhebung Mitte Februar 1983 verkündete er eine Amnestie für Gefangene, die während des Ausnahmezustands inhaftiert worden waren. Doch der Eindruck täuschte. Trotz völlig unzureichender medizinischer Versorgung und katastrophaler sanitärer Zustände ließ die Regierung 1983 mehr und mehr Menschen ins Gefängnis werfen. Die Häftlinge wurden geschlagen und gefoltert. Wer dem Präsidenten und der Somalischen Revolutionären Sozialistischen Partei (SRSP), der einzig zugelassenen Partei, die Unterstützung verweigerte oder gar öffentlich Widerspruch äußerte, musste um sein Leben fürchten.

Anklagen auf Grund von unterstellter Unterschlagung, Raubüberfall mit Waffengewalt, Landesverrat, Spionage, Totschlag oder Mord führten in Schnellverfahren zu langjährigen Haftstrafen oder Todesurteilen. Auch vom Präsidenten nicht genehmigte, sogenannte extralegale Hinrichtungen waren weiterhin an der Tagesordnung.

Ungeachtet der Menschenrechtslage erhielt Somalia im Zeitraum von 1979 bis 1981 für 11 Millionen DM deutsche Ausbildungshilfe. Mit der Lieferung von zehn Dornier-Flugzeugen DO-28-D2 und Bundeswehr-Lkws konnten die militärischen Transportkapazitäten ausgebaut werden. Unmissverständlich erklärte das Kanzleramt von Helmut Schmidt: »Die Einhaltung der Menschenrechte stellt kein ausschlaggebendes Kriterium für die Genehmigung bzw. Verweigerung von Exportgenehmigungen dar.«

*

Ein fester Händedruck, eine freundliche Stimme, ein offenes Lachen, der Mann macht einen rundum sympathischen Eindruck.

Quururuh, kleine Steine, wird er gerufen. Said Issa Abdulle könnte man sich gut als engagierten Rektor einer Grundschule, fürsorglichen Chef eines Krankenhauses oder einfühlsamen Leiter eines Pflegeheims vorstellen. Doch Abdulle ist Chef aller zweiundzwanzig Polizeistationen in der Hauptstadt Mogadischu und damit einer der ranghöchsten Mitarbeiter des Mannes, der das ganze Land tyrannisiert.

Abdulle ist sich bewusst, »Teil des Siad-Barre-Systems« zu sein. Was er über den mächtigsten Mann Somalias denkt, behält er lieber für sich. Unter vier Augen erklärt er, Siad Barre sei »unglaublich von sich eingenommen, manchmal unmenschlich, ein typischer Militärdiktator«. Barre habe vor der Machtübernahme nur einen niedrigen Rang besessen und sei ziemlich ungebildet. »Von Zivilrecht hat er keine Ahnung. Jeder Staatsmann ist ihm haushoch überlegen.«

Ein einziges Mal wagte Abdulle, den Diktator zu provozieren, und entging nur knapp einer Bestrafung. Als der Polizeichef einen Verbrecher vor Gericht stellen lassen wollte, befahl Barre, der mit dem Delinquenten bekannt war: »In meinem Namen, lass ihn laufen!« Trotzdem ließ ihn Abdulle dem Richter vorführen und zog sich damit den Zorn des Diktators zu. Siad Barre drohte ihm mit härtesten Konsequenzen, falls sich Said Issa Abdulle noch ein einziges Mal seinem Befehl widersetzen sollte.

Abdulle ist in Puntland im Nordosten des Landes, in Baidao und im Ausland tätig. Zwei Jahre hat man ihn in Russland als Polizist geschult, in Italien, den USA und Deutschland besuchte er Trainingslager und Workshops der Polizei. Mit Unterstützung des Bundesverteidigungsministeriums war er dreimal in der Bundesrepublik, wo er zeitweise in Köln und Koblenz lebte. Der Polizeichef spricht offen über die Ausrüstung seiner Leute: »Das G3-Gewehr haben wir aus Deutschland für unsere Polizisten in Mogadischu bekommen. Als ich 1983 Polizeichef geworden bin, ist das G3 bereits vorhanden gewesen. Wir von der Polizei haben die erste Lieferung von G3- und FAL-Ge-

wehren erhalten, die russischen Kalaschnikows sind an die Regierungsarmee geliefert worden. Das G3 ist schrecklich gefährlich.« Abdulle ist fasziniert von den technischen Eigenschaften der Waffe.

*

Sechs Jahre sind seit Jamas Einsatz im Ogaden-Krieg vergangen. Sechs Jahre, in denen er weiterhin in Siad Barres Einheiten gedient und zuletzt seine Flucht vorbereitet hat. Sechs Jahre, in denen der Druck der südsomalischen Stämme auf die Mitglieder des nordsomalischen Isaaq-Clans stetig zugenommen hat. Sechs Jahre, in denen er Tag und Nacht »für einen Hungerlohn gearbeitet und dabei einen äußerst heißen Job erledigt hat, der sehr gefährlich« war.

»Die Jahre beim Militär zählen zu den schrecklichsten«, sagt er. Längst fühlt Jama sich seines Lebens nicht sicher. Immer häufiger werden Intellektuelle und Mitglieder des Isaaq-Clans von Regierungstruppen zusammengetrieben und erschossen, vor allem, wenn sie höhere Positionen beim Militär bekleiden.

»Tötet diese Männer!« Diesen Befehl hat er mehrfach gehört, ohne seinen Clan-Mitgliedern helfen zu können. »Bin ich das nächste Mal an der Reihe?« fragt sich Jama Elmi. Will er überleben, so bleibt ihm nur ein Ausweg: die Flucht aus der somalischen Armee.

In den ersten Januartagen 1983 stiehlt sich Jama davon. Für drei kurze Tage wagt er einen Abstecher zu seiner schwangeren Frau, seinen beiden Töchtern und den zwei Söhnen in Hargeisa. Dann flüchtet er nach Dschibuti, ohne zu wissen, was ihn in dem fremden Land erwartet.

Bis hierhin, hofft er, wird der lange Arm des Diktators nicht reichen. Doch schnell muss Samiiras Vater erkennen, dass er auch im Nachbarland nicht sicher ist. In der dortigen Botschaft sitzen Siad-Barre-Sympathisanten, die einem SNM-Unterstützer wie ihm den weiteren Aufenthalt unmöglich machen. Die Regierung Dschibutis steht auf seiten des Diktators, und so lebt er in der

ständigen Furcht vor seiner Verhaftung, selbst wenn er nur zum Einkaufen auf den Markt geht.

Wieder sieht sich Jama Elmi vor eine weitreichende Entscheidung gestellt, die sein Leben, aber auch das seiner Familie in den kommenden Jahren entscheidend beeinflussen wird. Soll er nach Hargeisa zurückkehren und dort im Untergrund auf den Sturz der Barre-Regierung warten? Soll er sich hier in Dschibuti der Gefahr aussetzen, wie viele seiner Mitstreiter ohne Gerichtsverfahren ins Gefängnis gesperrt und womöglich hingerichtet zu werden? Oder soll er sich Arbeit im Jemen suchen, jenseits des Golfs von Aden, auch wenn er dann noch weiter von Saado Farah entfernt ist?

In diesen Tagen führt kein Weg zurück. Am 13. Januar 1983 nimmt Jama ein Schiff und setzt in den Jemen über, das wie Britisch-Somaliland einst Teil der britischen Krone war. Bereits nach zwei Tagen findet er Arbeit in Aden. Zwar ist die politische Situation instabil, doch hier bleibt er von Anfeindungen verschont. Die Spannungen zwischen der jemenitischen und der somalischen Regierung helfen all denen, die sich von den Machthabern in Mogadischu abwenden.

»Eine gute Chance für Menschen wie mich«, sagt Jama. Dass seine Entscheidung richtig ist, zeigt sich wenig später, als auch im Norden Somalias die Gewalt eskaliert.

GEBURTEN IN DEN ZEITEN DER GEWALT

»Mit dem kleinen roten Auto
spiele ich wahnsinnig gerne.«
Samiira über ein Geschenk ihres Vaters

Für die Menschen in Hargeisa wird die Lage immer schwieriger. Auch wenn sich die schwangere Saado Farah aus allem heraushält und sich möglichst wenig auf die Straße begibt, verbringt

sie keine leichte Zeit. Um so glücklicher ist die Sechszwanzigjährige, als ihr die Hebamme nach einer unproblematisch verlaufenen Hausgeburt am frühen Morgen des 8. März 1983 ein gesundes Mädchen in den Arm legt. Die quäkende Hiba wird in eine Welt hineingeboren, die nicht für Kinder gemacht ist.

Gewalt und Gegengewalt (2)

Im November 1983 wurden etwa 50 Zivilisten in Hargeisa und Berbera erschossen. Mitte des Monats wurden mehr als 50 Menschen vor dem Nationalen Sicherheitsgericht in Hargeisa angeklagt. 39 von ihnen erhielten Haftstrafen, elf wurden wegen unterstellter krimineller Taten beim Angriff der SNM auf das Gefängnis von Mandera zum Tode verurteilt, die Todesurteile jedoch nicht gleich vollstreckt. Andere vermeintliche Straftäter wurden nach ihrer Verurteilung innerhalb von wenigen Tagen hingerichtet, teilweise öffentlich.

1984 eskalierte die Gewalt. Vor allem im Nordwesten wurde eine Vielzahl von Menschen verhaftet, denen die Unterstützung von Guerillagruppen wie der SNM vorgeworfen wurde. Viele von ihnen wurden für Jahre ins Gefängnis gesperrt. Als Studenten im Juli gegen die Regierung gerichtete Flugblätter verteilten, nahm die Polizei eine Massenverhaftung vor. Anfang Oktober wurden 22 inhaftierte Oberschüler vor dem Gerichtshof für Nationale Sicherheit in einem Schnellverfahren schuldig gesprochen. Sieben Studenten erhielten Haftstrafen zwischen drei und 20 Jahren, acht lebenslang, sieben wurden zum Tode verurteilt – einige von ihnen waren jünger als 18 Jahre.

Auch unter der neuen, von Helmut Kohl geführten christlich-liberalen Regierung setzte die Bundesrepublik ihre Polizei- und Militärhilfe für das Barre-Regime fort. Zwischen 1982 und 1984 erhielt Somalias Polizei Zuwendungen in Höhe von 300 000 DM, die Sicherheitseinheiten weitere 10,5 Millionen DM aus der sogenannten Ausrüstungshilfe. Das Geld wurde zur Instandhaltung des

Fuhrparks sowie für den Ausbau des Transportwesens verwendet. 1985 gab es weitere 500 000 DM für die Polizei und 4,3 Millionen DM an Ausrüstungshilfe für die Militärs.

*

Im März 1984 wird Jama Elmi zum Lagerverwalter der amerikanischen Yemen Hunt Oil Company befördert, was ihm gutes Geld einbringt, Geld, das er teilweise der somalischen Befreiungsbewegung zukommen lässt. Das ist sein Beitrag aus der Diaspora gegen eine Diktatur, deretwegen er Mogadischu, Hargeisa und Dschibuti verlassen musste und nicht mit seiner Frau Saado Farah und den Kindern Siciido, Samiira, Abdikarin, Baashe und der kleinen Hibaq zusammensein kann. Den Großteil seiner Einkünfte schickt er an seine Familie.

Einmal im Jahr, manchmal auch nur jedes zweite Jahr, kehrt »Jumcan Ali Ahmed« nach Hargeisa zurück. Den Tarnnamen hat Jama Elmi angenommen, damit ihn das Barre-Regime nicht finden und er unbehelligt in die Heimat reisen kann.

Bei seinen Besuchen bringt er seinen Kindern immer wieder Geschenke mit. Einmal bekommt Baashe einen Basketball, der viel zu groß für den kleinen Buben ist. Aber natürlich freut er sich wahnsinnig. Auch für Samiira hat er ein Geschenk: ein richtiges Spielzeugauto. Bisher haben die Geschwister ihre Autos aus Lehm geformt, meist nach dem Vorbild englischer Fahrzeuge.

Die Tage vergehen wie im Flug, und bald darauf ist Jama wieder fort. Aber irgendwie ist ihr Vater doch noch ein bisschen bei Samiira. Vielleicht fährt sie deshalb so gerne mit dem roten Spielzeugauto im Hof herum.

In die Da'ud-Grundschule geht Samiira inzwischen gerne. Von ihrer Klassenlehrerin Khadija Shaib wird sie gelobt, bei den Mitschülern ist sie beliebt. Seit kurzem sitzt Hodo neben Samiira, und bald werden aus den Banknachbarn gute Freundinnen. Natürlich plappern die beiden während der Unterrichtsstunden. Aber nur so leise, dass es keiner der Lehrer mitbekommt. In den Pausen

spielen sie miteinander, und nachmittags helfen sie sich bei den Hausaufgaben.

*

Siciido, Samiira und Abdikarin sind alle im Krankenhaus geboren. In den Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen aber ist der medizinische Standard dermaßen gesunken, dass Saado Farah auch ihren Sohn Ahmed zu Hause zur Welt bringt – wie zuvor schon Baashe und Hibaq. Als Samiira am Morgen des 11. Februar 1985 erwacht, teilen ihr die anderen mit, dass der dritte Bruder geboren worden ist. Mit Ahmed sind sie jetzt sechs Geschwister.

Saado Farah fällt es nicht leicht, alleine mit den Kindern klarzukommen, nicht selten wird ihr alles zuviel. Auch mit Samiira rasselt sie ab und zu heftig zusammen. Wieder und wieder ermahnt sie ihre zehnjährige Tochter, pünktlich in die Schule und die Moschee zu gehen, im Haus auf Sauberkeit zu achten und sich überhaupt vorbildlich zu verhalten. Als das Mädchen trotz unzähliger Ermahnungen wieder einmal durch die Wohnung schlurft, zieht Saado Farah ihre Schuhe aus und wirft sie ihrer Tochter hinterher.

Aber auch unter den Mädchen können die Fetzen fliegen. Vor allem, wenn Siciido will, dass ihre zwei Jahre jüngere Schwester ihr erst bei der Hausarbeit hilft, bevor sie die Schulaufgaben erledigt. »Du weißt ganz genau, dass ich die Arbeit im Haus hasse!« fährt Samiira sie an. »Ich lerne viel lieber!« Wütend stürzt sie sich auf ihre Bücher und verkriecht sich stundenlang in ihre Lernecke.

Zum Glück blockt Saado Siciidos Beschwerden ab. »Samiira lernt eben fleißig, und das ist gut so. Schließlich kommt sie jetzt auf die Mittelschule.«

NEUNZIG PROZENT GLÜCKLICH

»Samiira ist richtig tough.«

Sedek Awil Ahmed über seine Schülerin

Wie in Somalia üblich, trägt Sedek die Namen seines Vaters Awil und seines Großvaters Ahmed. Nach Abschluss der Lehramtsausbildung hat der Siebzehnjährige im Spätsommer 1985 seine erste Stelle an der General-Da'ud-Mittelschule angetreten, die sich im selben Gebäudekomplex wie die gleichnamige Grundschule befindet.

Sechzehn Stunden in der Woche unterrichtet Sedek die Fünftklässler. Als Saado Farah zu einem Gespräch in die Schule kommt, weiß er ihr nur Gutes zu erzählen: »Mir macht das Unterrichten mit allen 35 Kindern Spaß. Sie sind freundlich und ruhig, erstaunlich viele von ihnen sind intelligent.«

Saado will vor allem wissen, wie sich ihre Tochter auf der Mittelschule entwickelt. Sedek lacht. »Keine Angst. Neben Said, meinem Klassenprimus, ist Samiira meine stärkste Schülerin. Ich glaube, Mathematik mag sie hundertprozentig. Ich kann nur Gutes über sie berichten«, erklärt der Klassenlehrer. »Samiira beteiligt sich konzentriert am Unterrichtsgeschehen. Wenn ihr etwas unklar ist, hakt sie sofort nach oder sucht die Lösung im Schulbuch. Anders als ihre Mitschülerinnen traut sie sich auch zur Tafel vor. Das ist nicht selbstverständlich, denn in ihrem Alter schämen sich Mädchen häufig, nach vorne zu kommen. Samiira ist richtig tough.«

»Dann gibt es also keine Probleme«, freut sich Saado.

»Na ja ... Ich kann nicht verschweigen, dass sie in unserer Klasse nicht bei allen beliebt ist. Samiira ist strebsam, weil sie erfolgreich sein will, doch ihre Strebsamkeit verschafft ihr nicht nur Freunde. Viele ihrer Mitschüler sind sogar eifersüchtig auf sie.«

Zum Glück hat Samiira ihre Freundin, die zu ihr hält. »Samiira und Hodo sind die leistungsstärksten Mädchen der Klasse, sie

*Samiira (r.) mit
ihren Geschwis-
tern (v.l.n.r.):
Abdikarin,
Hibaq, Siciido
(1985).*



sitzen nebeneinander. Die beiden sind wie ein Ehepaar, wie Mann und Frau«, sagt Sedek.

Mehr noch als von ihren Leistungen ist Sedek von Samiiras menschlichen Qualitäten angetan. »Sie hat ein offenes Wesen, ist ausgeglichen, fast nie wütend, höchstens zehn Prozent der Zeit traurig oder schlecht gelaunt. Statt dessen lacht Samiira fortwährend und ist zu neunzig Prozent glücklich.«

Vieles von dem, was sich um sie herum abspielt, bleibt dem Mädchen verborgen. Aus Vorsicht hält sich Saado Farah mit ihren Kindern tagsüber meist rund ums Haus auf, nachts dürfen sie das Grundstück nicht verlassen. Sobald die Elmis das Radio anschalten, pochen Soldaten an die Haustüre und brüllen auf-

gebracht: »Schaltet sofort den Kasten aus, oder wir kommen rein!« Erlaubt sind ausschließlich die Regierungssender *Radio Mogadischu* und *Radio Hargeisa*, keinesfalls aber ein SNM-naher Sender. Die Militärs wollen vermeiden, dass die Bevölkerung regierungskritische Informationen erhält.

*

In der Nachbarschaft wohnt eine Frau, die mit Saado befreundet ist. Als deren Bruder 1986 heiratet, hilft Saados Freundin bei den Vorbereitungen der Zeremonie, die um zwanzig Uhr stattfinden soll. Zwei Stunden zuvor macht sich die Braut auf den Weg, um ihr Hochzeitskleid zu holen, während der angehende Ehemann mit dem Wagen zum Haareschneiden fährt.

Nur einen Kilometer vom Haus entfernt halten Regierungssoldaten den Wagen an. »Steig sofort aus!« befehlen die Militärs und nehmen den Bräutigam mit. Als dieser nicht wieder heimkommt, macht sich die Hochzeitsgesellschaft große Sorgen. Verzweifelt machen sich die Braut und ihre Gäste bis tief in die Nacht auf die Suche nach ihm. Auch Saado Farah und Samiira ziehen durch die Straßen und erkundigen sich bei den Nachbarn. Vergeblich.

Tags darauf forschen die Schwestern des Bräutigams bei allen Militärstationen Hargeisas nach dem Verschwundenen. Doch keiner will ihren Bruder gesehen haben. »Die Siad-Barre-Soldaten gehen mit unglaublicher Brutalität vor«, sagt Saado Farah. »Zum ersten Mal ist ein Mitglied unseres Isaaq-Clans festgenommen worden.«

Bis heute ist der Bräutigam nicht wieder aufgetaucht.

Der Terror nimmt zu

Ende Januar 1986 wurden in Hargeisa 50 Schüler und rund 100 weitere Menschen verhaftet, die der Kollaboration mit der SNM bezichtigt wurden, nachdem die Guerilla einen Anschlag durchgeführt hatte.

In Burao verhafteten Sicherheitskräfte am 16. April über 300 Männer, Frauen und Kinder wegen religiöser Aktivitäten. Ihnen wurde vorgeworfen, von der staatlichen Politik des »wissenschaftlichen Sozialismus« abweichende Standpunkte zu vertreten. Mehrere Schüler und Studenten wurden wegen »Landesverrats« und anderer Vorwürfe zum Tode verurteilt und hingerichtet. Auch 1986 und 1987 durfte sich die Polizeiführung wieder über die jährliche Zuwendung von 500 000 Mark aus der Bundesrepublik freuen. Weitere 7,7 Millionen DM wurden an Ausbildungshilfe geleistet, die auch für Wartung und Reparatur der Polizei- und Militärfahrzeuge dienen. Zugleich ermöglichten die Deutschen den Aufbau eines modernen Fernmeldewesens – wichtig in Zeiten, in denen Sicherheitsorgane zügig reagieren müssen.

*

Am 9. Januar 1987 bringt Saado Farah mit Sagal ihr siebtes Kind zur Welt, das vierte Mädchen nach Siciido, Samiira und Hibaq.

Vierzig Tage nach der Geburt feiert die Familie das traditionelle Afarten-Bax-Fest. Die kleine Sagal bekommt eigens ein feines Kleidchen, für die Gäste gibt es gutes Essen und reichlich Getränke. Trommeln werden gespielt, Frauen singen, die Stimmung ist ausgelassen. Als die Kinder müde sind und sich mitten in der Nacht auf den Heimweg machen wollen, verbietet ihnen Saado Farah das, obwohl sie nur einen Kilometer zu gehen hätten: »Das geht nicht, jetzt ist es dunkel!«

Statt dessen verspricht sie, ihren Kindern ein paar somalische Volkstänze vorzuführen. »Extra für uns!« erinnert sich Samiira stolz. Was gibt es Schöneres, als ihrer Mutter beim Tanzen zuzuschauen? Als alle Frauen in die Hände klatschen, wollen die Kinder am liebsten die ganze Nacht bleiben.

*

Inzwischen haben die Regierungssoldaten für die Zeit von achtzehn Uhr bis acht Uhr morgens eine Ausgangssperre verhängt. Eines Tages dringen mehrere Soldaten nach Einbruch der Dun-

kelheit in die Wohnung eines Nachbarhauses ein und ergreifen eine etwa achtzehnjährige Frau.

»Bis Mitternacht hat sie schrecklich geschrien«, sagt Samiira. Ohnmächtig erlebt die Zwölfjährige, dass keiner die Vergewaltigung verhindern kann. »Die Soldaten hätten uns abgeknallt.« Am nächsten Morgen wird die reglose junge Frau in der Nähe eines der Militärcamps gefunden. Vor Schmerzen kann sie sich nicht bewegen.

In einer Gesellschaft, in der die Schrift wenig und das Wort alles gilt, verbreiten sich Nachrichten in Windeseile – und die Verzweiflung wächst. Als an einer Schule in Hargeisa Mädchen auf dem Nachhauseweg abgefangen und vergewaltigt werden, packt Samiira die nackte Angst. Trotzdem hofft sie, mit ihren dreizehn Jahren verschont zu bleiben. »Außerdem ist unser Haus nahe beim Militärcamp gelegen, was mehr Sicherheit bedeutet.« Tatsächlich wüten die meisten Soldaten weit außerhalb der militärischen Zone. Saado aber ermahnt sie immer wieder: »Komm nach der Schule sofort heim!« – »Geh nie allein fort!« – »Bleib immer in der Nähe des Hauses!«

*

Manchmal schickt Jama Elmi einfach Umschläge mit Geld. Doch immer häufiger schreibt er Briefe und erkundigt sich voller Sorge nach der Situation in Hargeisa, denn die Nachrichten über die Lage in seiner Heimat werden von Monat zu Monat bedrohlicher.

Besonders Baashe fehlt der Vater. Saado beobachtet ihren Sohn, der häufig Selbstgespräche führt. »Wollen wir zusammen spielen, Papa? Was machst du heute mittag? Warum kommst du nicht nach Hause?« fragt der Junge und plagt seine Mutter. »Wann kommt Papa endlich zu uns?«

Saado versucht ihn zu trösten. »Jama wird kommen, da bin ich ganz sicher«, macht sie ihrem Sohn und sich selbst Mut. Dabei weiß sie genau, dass es noch Jahre dauern kann, bevor ihr Mann wieder bei der Familie sein wird. Denn solange Siad Barre die Macht in Somalia hat, würde Jama Elmi als Ex-Offizier aus dem

Isaaq-Clan inhaftiert und mit großer Wahrscheinlichkeit gefoltert oder gar ermordet werden.

Letztlich können sie nur einmal im Monat miteinander telefonieren. Häufigere Telefonate können sie sich nicht leisten, denn Telefonieren ist teuer, und sie besitzen kein Privattelefon. Wann immer jemand nach Aden reist, gibt Saado ihm einen Brief an ihren Mann mit.

Doch Telefonate und Briefe sind nur ein schwacher Trost für Jama Elmi, der seine Frau vermisst. »Saado ist der Mensch, den ich am meisten liebe – auf der ganzen Welt«, sagt er einmal. Seit er mit ihr zusammen ist, hat er sich geschworen, nie eine zweite, dritte oder vierte Frau zu heiraten – für somalische Verhältnisse eine ungewöhnliche Entscheidung.

Auch Saado Farah leidet sehr unter der Trennung von Jama. Nicht genug damit, dass sie sich allein um die sieben Kinder kümmern muss, die Eskalation der Gewalt mit den Übergriffen von Regierungsarmee und Polizei ist eine ständige Bedrohung.

*

Hinter den Mauern des elterlichen Grundstücks lebt die zwölfjährige Samiira in ihrer eigenen Welt. »Manchmal helfe ich Mutter und Siciido bei der Hausarbeit, Abdikarin helfe ich bei den Hausaufgaben. Wenn ich damit fertig bin, spiele ich viel mit Baashe. Und dann kümmere ich mich noch um meine Schwester Hibaq und meinen kleinen Bruder Ahmed. Papa schreibt viel und ruft mich immer wieder an. Und Mama erzählt mir Geschichten. Ich bin fast immer glücklich, die meiste Zeit lache ich.«

»Wir leben eben in einer Zeit des Glücks.« Samiira sieht die Welt mit den Augen eines Kindes.

3 Jahre der Flucht

IN DER FALLE

»Nicht einmal Hitler hat das eigene Volk zusammenschießen lassen.«

Said Issa Abdulle, Polizeichef von Mogadischu

Als Siciido vierzehn Jahre alt ist, kennt sie sich mit den verschiedenen Waffentypen aus. »Die SNM schießt mit Kalaschnikows, die Regierungssoldaten benutzen Artilleriebomben«, erklärt Samiiras ältere Schwester. Uniformen und Waffen haben vom Leben der Kinder Besitz ergriffen.

Am 21. Oktober 1987 marschieren die Derwische, mobile Einsatzeinheiten der Polizei, im Stadtzentrum auf. Wie in jedem Jahr seit Ende der sechziger Jahre finden auch heute wieder die Feierlichkeiten zur Erinnerung an Siad Barres Machtübernahme und der Errichtung einer sozialistischen Republik statt.

Vor allem im Norden des Landes sind die Feiern erzwungen. Die Menschen in den nördlichen Bezirken Awdal, Woqoyi Galbeed, Togdheer, Sanaag und Sool streben in den Achtzigern nach mehr Unabhängigkeit und letztlich nach staatlicher Eigenständigkeit.

»Die Derwische sind die oberste Polizei hier in Hargeisa, die Nummer eins. Die Polizisten tragen deutsche G3 und belgische FAL, manche von ihnen auch eine M16 aus Amerika«, erklärt Siciido, als sei sie eine Waffenexpertin. »SNM-Kämpfer haben mir alles erklärt: wie die Gewehre heißen und wie sie aussehen. Und dass sie aus den USA, aus Russland und aus Deutschland kommen«, sagt sie. Die Waffen gehören zum Stadtbild, als seien

Polizisten mit geladenen Schnellfeuergewehren das Normalste der Welt.

*

Im Frühjahr 1988 werden wahllos Männer allen Alters in Hargeisa von den Straßen geholt und zusammengetrieben. »Wir wissen, dass ihr uns bekämpfen wollt! Deshalb werden wir euch vorher beseitigen!« schreien die Soldaten. Darunter sind Dreißigjährige ebenso wie vierzehnjährige Kindersoldaten, und alle sind sie mit G3- und anderen Gewehren bewaffnet.

»Dann haben sie mit ihren G3-Gewehren auf die Zivilisten geschossen und mehrere von ihnen getötet«, gibt Siciido verbittert Berichte wieder, die sie von mehreren Augenzeugen gehört hat.

Ein Friedensvertrag, der den Krieg in den Norden brachte

Seit Anfang 1988 attackierte die Somali National Movement (SNM) somalische Regierungstruppen und Polizeien und zog sich anschließend auf äthiopisches Territorium zurück. Umgekehrt wurden äthiopische Truppen von somalischem Gebiet aus angegriffen.

Am 3. April 1988 einigten sich die Regierungen in Addis Abeba und Mogadischu auf einen Friedensvertrag. Im Zuge des folgenden Austauschs von Kriegsgefangenen ließ Somalia fast 3000 äthiopische Zivilisten frei. Zu ihnen zählten rund 800 Frauen und 400 Kinder, die zehn Jahre inhaftiert gewesen waren. Somalische Soldaten hatten sie im Ogaden-Krieg entführt und unter extremen Bedingungen in Lagern gefangengehalten.

Durch den Friedensvertrag verloren die Guerillabewegungen beiderseits der Grenze ihre Rückzugsgebiete. Am 25. und 26. Mai 1988 trat die SNM die Flucht nach vorne an und griff militärische Stellungen in Hargeisa und Burao an. Die somalische Armee wurde durch die Großoffensive der SNM völlig überrascht, so dass beide Städte anfangs fast vollständig eingenommen werden konn-

ten. Dagegen scheiterte der Versuch, die Hafenstadt Berbera zu besetzen, wo die US-Marine einen Stützpunkt unterhielt.

Den Kämpfen in Hargeisa kam eine entscheidende Rolle zu. Die Stadt war nicht nur die zweitgrößte des Landes und die größte im Norden, sie lag zudem nahe der militärisch wichtigen Grenze zu Äthiopien. Wichtiger noch als die strategische Bedeutung der Stadt war die psychologische Wirkung, die von einer Eroberung Hargeisas durch die SNM ausgegangen wäre. Entsprechend verbraten wurde um die Stadt gekämpft.

*

Tagtäglich wird das Ausgehverbot verschärft. Am Freitag, dem 27. Mai 1988, dürfen die Häuser nach achtzehn Uhr nicht mehr verlassen werden, am Samstag können die Bewohner Hargeisas bereits ab sechzehn Uhr nicht mehr auf die Straße. Am Sonntag müssen sich alle Einwohner ab vierzehn Uhr zu Hause aufhalten, tags darauf dürfen sie schon um elf Uhr morgens nicht mehr auf die Straße gehen.

In den Augen der Regierungssoldaten sind die Männer in Hargeisa allesamt potentielle SNM-Kämpfer. Das Verlassen der eigenen vier Wände kann für sie lebensbedrohlich sein. So bleibt den Frauen die Aufgabe vorbehalten, das Notwendigste auf dem Markt zu besorgen. Aber auch das geht nicht lange gut, denn Siad-Barre-Soldaten plündern Marktstände und Geschäfte.

In der Nacht von Montag auf Dienstag dringen SNM-Kämpfer in die Stadt ein. Erste Detonationen hallen an diesem 31. Mai um zwei Uhr früh zwischen den Häusern wider, die Befreiungsarmee versucht sich in Richtung des militärischen Hauptquartiers Birjeeh vorzukämpfen.

Gewehrsalven und Bombeneinschläge reißen die Bewohner der Stadt aus dem Schlaf. Samiira und Siciido öffnen die Haustür einen Spalt weit. Flugzeuge sehen sie keine, aber Leuchtspuren der Boden-Boden-Raketen. In ihrer Nähe können sie weder die SNM- noch Regierungssoldaten entdecken. Als die Gewehrschüsse immer näher kommen, bricht Samiira in Tränen aus.

»Das sind Kalaschnikows«, weiß Siciido, aber beruhigend findet das keine von ihnen. In der Nacht zum 1. Juni 1988 dringen weitere SNM-Soldaten in die Stadt ein. Am späten Nachmittag hört Samiira, wie die Gefechte erneut aufflammen. Die Dreizehnjährige hat Angst, auch wenn sie sich in den ersten Kriegstagen nicht unmittelbar bedroht fühlt. Noch hat Samiira die Hoffnung nicht aufgegeben, »dass die Kämpfe abflauen und doch noch Frieden einkehrt«.

Die Hoffnung trägt. Tag für Tag nehmen die militärischen Auseinandersetzungen zu, die Wasser- und Elektrizitätsversorgung bricht zusammen. Glücklicherweise, wer in der Regenzeit Wasser über das Hausdach sammeln kann. Andere müssen unter Lebensgefahr zum Fluss hinunterlaufen.

*

Die Regierungsseite mobilisiert sämtliche Reserven. Alle, die nicht zum Isaaq-Clan gehören, können sich ausrüsten lassen. Schulkinder und alte Männer erhalten Waffen, um gegen den Isaaq-Clan zu kämpfen. Selbst Gefangene, die nicht Mitglied der Isaaqs sind, werden aus den Gefängnissen entlassen und mit Gewehren ausgestattet.

Tausende von Regierungssoldaten halten die wichtigsten Kreuzungen besetzt, beschlagnahmen Fahrzeuge, konfiszieren Taxis. Derweil ziehen Siad Barres Schergen marodierend durch die Straßen, zerstören Gebäude, durchkämmen Wohnungen nach SNM-Kämpfern, stürmen Moscheen und ermorden Schutzsuchende in den Gotteshäusern. In Hargeisa regieren die Gewehre.

Angst haben sie alle, die Opfer wie die Täter. Um Racheakten der Bevölkerung zu entgehen, verlassen viele Regierungsbeamte und deren Angehörige in den ersten Junitagen die Stadt und machen sich auf den Weg ins vermeintlich sichere Mogadischu.

Den Einheimischen dagegen ist wenige Tage nach Beginn der gewaltsamen Auseinandersetzungen der Fluchtweg verwehrt. Niemand kann Hargeisa offiziell verlassen, alle Ausfallstraßen werden streng kontrolliert. Die Stadt ist von feindlichen Truppen

eingekesselt, die sich rundum auf den Hügeln verschanzt haben und von dort auf die Wohnhäuser schießen.

Die Elmis haben den besten Zeitpunkt zur Flucht verpasst. Saado Farah und ihren Kindern bleibt vorerst keine andere Wahl, als zu warten. Nachts können sie und Siciido, Samiira, Abdikarin und Baashe kaum ein Auge schließen. Allenfalls den jüngeren Geschwistern Hibaq, Ahmed und der einjährigen Sagal gelingt es zuweilen, ein paar Stunden zu schlafen.

Jeder Schritt aus dem Haus kann den Tod bringen. An einem der ersten Kriegstage geraten Siciido und der dreijährige Ahmed in einen Schusswechsel. Eine halbe Stunde lang verstecken sie sich und müssen mit ansehen, wie Sicherheitskräfte mit G3-Gewehren Jagd auf Zivilisten machen und einige von ihnen erschießen.

Vorbei die Zeit, in der es Essen und Getränke auf dem Markt zu kaufen gab. Anfangs trinken sie noch die sogenannte Grenz-milch, die aus dem Grenzgebiet nahe Äthiopien kommt. Nachdem das letzte Reiskorn aufgegessen ist, bleiben ihnen nur noch die drei Ziegen.

»Nein, das mache ich nicht!« Saado weigert sich, die Ziegen zu schlachten. Die Tiere sind ihre letzte Lebensgrundlage. Doch schon am nächsten Tag bleibt ihr keine andere Wahl. Widerstrebend schneidet sie zwei Ziegen die Gurgel durch. Wie es weitergehen soll, weiß keiner.

»In der Stadt eskalieren die Gefechte, und auf den Hügeln lauern Siad Barres Soldaten, die jeden beschießen, der einen Fluchtversuch wagt.« Samiira ist verzweifelt. »Wir alle sitzen in der Falle.«

*

Als Offizier des Siad-Barre-Regimes hat Ahmet Hassan Aden seinen Dienst in Äthiopien und in Nordsomalia verrichtet. Neben den Handfeuerwaffen aus Russland und den USA gehört das G3-Gewehr zur Standardausrüstung bei den Flugabfangjägern und den Logistikbataillonen in den Hauptquartieren von Berbera und

Hargeisa. In der Provinzhauptstadt Hargeisa verfügt jedes der beiden Bataillone der Regierungsarmee über hundertzwanzig G3-Gewehre, mehr als nötig für die jeweils achtzig Soldaten.

»Die überschüssigen G3 haben wir in die Lagerhäuser verfrachtet«, erklärt Aden. Aber auch noch weitere Regierungseinheiten im Norden Somalias setzen die von der Firma Heckler & Koch (H&K) entwickelte Waffe ein, so dass es insgesamt »weit mehr als diese 240 G3-Gewehre« in der Region gibt.

Im Vergleich zu den US-Gewehren M14 und M16 und der russischen AK-47 hat das G3 allerdings ein paar Nachteile. »Der Mechanismus zur Patronenbeförderung ist anfällig«, erklärt Ahmet Hassan Aden. »Wenn das G3 geladen ist, kann sich der Sicherheitshebel lockern, dann ist die Waffe unberechenbar. Vor allem aber machen Staub, Regen und Wasser dem G3 zu schaffen.« Ohne Zweifel ein Problem in den ländlichen Gegenden Somalias, wo der Wind in der Trockenzeit den Sand aufwirbelt und in der Regenzeit plötzlich Oberflächenwasser im Überfluss vorhanden ist. »Weder bei Staub noch bei Feuchtigkeit kannst du dich hundertprozentig auf das G3 verlassen«, moniert der frühere Regierungssoldat.

Trotzdem ist das G3 heiß begehrt. »Die Vorzüge des G3-Gewehrs liegen in seiner immensen Reichweite. Bis achthundert Meter verfügt das G3 über eine gute Zielgenauigkeit und damit über eine optimale Schussqualität«, berichtet Aden. »Beim Töten ist das G3 bis zu einer Entfernung von tausendfünfhundert Metern nützlich.« Und selbst wenn das Schnellfeuergewehr auf größere Entfernungen nicht mehr tötet, »die Kugeln fliegen noch viel weiter«. Das sind waffentechnische Vorteile, die die staatlichen Sicherheitskräfte im Bürgerkrieg zu schätzen wissen.

*

Polizeichef Said Issa Abdulle ist »der erste Mensch in Mogadischu«, der hört, dass die SNM Burao und Hargeisa attackiert hat. Abdulle erklärt sich die Kampfhandlungen in seiner Heimat mit der »eisernen Hand«, die die Regierung praktiziert. Wenn er sich

der SNM nicht anschließt, dann deshalb, weil er sich als Polizist versteht und nicht als Soldat. So versucht er im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen und versteckt Familien, die den Kriegswirren im Norden entfliehen konnten und sich nach Mogadischu durchgeschlagen haben.

Der in Hargeisa geborene Abdulle weiß, »dass das G3 im Bürgerkrieg von Derwischen eingesetzt wird«. Und er hat keine Zweifel, wo die Schnellfeuergewehre für die Mobile Einsatzpolizei hier in Nordsomalia her sind: »Ich glaube, dass neunundneunzig Prozent der G3-Gewehre der Derwische von uns aus dem Süden gekommen sind.« Kein Wunder, dass Abdulle so gut informiert ist: Der Süden heißt Mogadischu, bei den Lieferanten handelt es sich um seine eigenen Polizeieinheiten in der Landeshauptstadt. Dort »haben die meisten von uns deutsche G3- oder FAL-Gewehre besessen«, ehe die Waffen an die Derwische geliefert worden sind.

Der Polizeichef schätzt die Qualitäten der H&K-Waffe. Oft reicht schon »eine kleine Einheit der Mobilen Polizei mit ihren G3- und FAL-Gewehren gegen eine ganze Militäreinheit aus, die nur mit AK-47 bewaffnet ist. Die Kalaschnikow ist längst nicht so wirkungsvoll wie das G3«, sagt er, deshalb müsse die Guerilla extrem vorsichtig vorgehen. »Wenn die SNM-Kämpfer den Klang des G3 oder der FAL hören, wissen sie sofort, dass die Mobile Polizei der Derwische im Einsatz ist. Die Derwische sind ausschließlich mit G3 oder FAL ausgerüstet.«

Wenn Abdulle daran denkt, was in diesen Tagen in Hargeisa passiert, ist er verzweifelt. »Natürlich haben die Derwische die Leute in großer Zahl mit ihren G3- und FAL-Gewehren umgebracht. Nicht einmal Hitler hat das eigene Volk zusammenschießen lassen. Siad Barre ist verrückt.«

MÜTTER DER SNM

»Sie hat alles Menschenmögliche unternommen, um unser Leben zu retten. Deshalb ist sie noch mal in die Stadt gelaufen.«

Samiira über ihre Mutter Saado Farah

Knapp eine Woche nach den ersten Gefechten brechen Tausende von Menschen aus der Stadt auf. »Wir haben tagelang zurückgezogen in unserem Haus gehaust, dann hat meine Mutter etwas Proviant für die Flucht gerichtet und einige Teppiche zusammengepackt«, erzählt Samiira. Am 5. Juni 1988 machen sie sich auf den Weg.

An den Ausfallstraßen warten die Regierungstruppen, die »Dhiga Lacagts«. Längst hat sich die Aufforderung »Dhiga Lacagts – Gib dein Geld her!« zur Bezeichnung für die Soldaten der Regierungstruppen entwickelt. Für Geld machen sie alles, spottet man in Hargeisa. Die Barre-Soldaten haben Checkpoints errichtet, die jeder passieren muss, der über die Straße aus der Stadt heraus will. Wer genügend Bargeld hat, kann sich freikaufen und darf die Sperren passieren.

Als ein Mann, der seinen kleinen Sohn auf den Schultern trägt, die Schranke der Dhiga Lacagts durchschreiten will, erschießen ihn die Soldaten von einem militärischen Pick-up-Fahrzeug aus ohne jede Vorwarnung mit einem Maschinengewehr. »Womöglich hat er nicht genug Geld bei sich gehabt«, vermutet Samiira.

*

Saado Farah besitzt zu wenig Geld, um die Dhiga Lacagts zu bezahlen. So bleibt ihr nur die Flucht durch das spärlich bewachsene Buschland.

Zusammen mit anderen Mitgliedern des Isaaq-Clans macht sich Saado mit ihren sieben Kindern am Morgen des 7. Juni 1988 auf den Weg. Ein kurzer Blick zurück verrät ihr, dass inzwischen

die ganze Stadt einem Schlachtfeld gleicht. Mühsam wandern sie in Richtung des Flugplatzes auf der Ebene oberhalb der Stadt. Von hier aus starten unablässig Militärflieger, um die Stadt zu bombardieren, während die Artillerie von den Talhängen herab aus allen Rohren schießt.

Als der Bombenhagel zu heftig wird, kehren sie notgedrungen um. Aber es muss ihnen gelingen, Hargeisa zu verlassen. Wer in der Stadt bleibt, dem droht der Tod durch Bomben und Granaten oder durch die Kugeln der Soldateska. Wer sie verlassen will, muss den Ring der bis an die Zähne bewaffneten Belagerer durchdringen.

Gegen fünfzehn Uhr versuchen sie erneut zu flüchten, wieder querfeldein, nicht auf der Straße. Die Savanne mit ihren brusthohen Dornbüschen und vereinzelt, weit ausladenden Schirmakazien bietet kaum Schutz. Von Busch zu Busch schleichen sie sich voran: Saado Farah, die Schwestern Siciido, Samiira, Sagal und Hibaq, die Brüder Ahmed, Baashe und Abdikarin sowie der neunjährige Ibrahim und der zehnjährige Ahmed, zwei Verwandte von Samiira.

»Versteck dich, wenn sie schießen«, flüstert Saado immer wieder ihren Kindern zu, wenn in der Nähe Gewehrsalven ertönen. Doch als dann plötzlich Granaten neben ihnen einschlagen, rennt Ibrahim verängstigt zurück, und es dauert eine Weile, bevor sie ihren Weg fortsetzen können.

Meter um Meter arbeiten sie sich voran, mehr schleichend und stolpernd als gehend. Als es endlich dunkel wird, legt die Gruppe eine erste Rast ein. Gegen zwanzig Uhr setzen sie sich schweigend auf den Boden und verharren regungslos. Rundherum ist Bewegung, sind Siad-Barre-Soldaten auf der Jagd nach Flüchtlingen.

»Seid bloß leise«, ermahnt Saado die Kinder, »sie erschießen uns auf der Stelle, wenn sie uns entdecken.« In aller Stille bereiten sie eine Mahlzeit zu und ziehen nach nur einer Stunde Rast weiter in Richtung Äthiopien.

Die letzte Ziege haben sie zurückgelassen. Andere jedoch

haben ihre Tiere mitgenommen und schweben damit in akuter Lebensgefahr, denn mit ihrem Gemecker verraten die Ziegen die Verstecke der Flüchtlingsfamilien. Wann immer irgendwo eine Ziege zu hören ist, laufen die Elmis sofort in eine andere Richtung. Um sich nicht zu verraten, halten sie sogar den kleinen Geschwistern den Mund zu. Ein Laut von Hibaq, Ahmed oder Sagal könnte schon den Tod bedeuten. Nackte Angst herrscht in dieser Nacht.

*

Bei der Ruine eines Hauses ruhen sie sich etwas aus. Je mehr Zeit verrinnt, desto offensichtlicher wird ein weiteres Problem: Wer eine Ziege dabei hat, droht entdeckt und erschossen zu werden. Doch wer, wie die Elmis, die Ziege zurückgelassen hat, droht zu verhungern. »Wir haben viel zu wenig zu essen mitgenommen. So wenig, dass wir bei diesem Tempo unmöglich bis zur rettenden Grenze nach Äthiopien kommen können.« Saado Farah spricht offen aus, was die älteren Kinder schon befürchtet haben.

Verzweiflung macht sich unter den Flüchtenden breit. In den vielen Stunden, die sie bereits unterwegs sind, haben sie gerade mal drei oder vier Kilometer geschafft. Noch immer sind sie viel zu nah am Flughafengelände, wo es von feindlichen Soldaten nur so wimmelt.

In dieser Situation beschließt Saado Farah, noch einmal zurückzugehen, um mehr Lebensmittel zu holen und ein paar Kleider für die Kinder. Sie schließt sich einer Gruppe von rund vierzig Frauen an, die mit Lasteseln noch mal nach Hargeisa zurückkehren wollen.

Ein letztes Mal dreht sich Saado Farah um und winkt. »In drei Stunden bin ich zurück!« Samiira erinnert sich noch ganz genau an den Gesichtsausdruck ihrer Mutter. Dann verschwindet die Frau mit den langen schwarzen Haaren im Gebüsch.

*

Unter den Frauen, denen sich Saado Farah anschließt, ist auch Waris Abdi. Waris wohnt im selben Stadtviertel wie Saado und hat wie diese sieben Kinder. Vor Kriegsausbruch haben sich die beiden Freundinnen fast täglich getroffen.

»Weißt du noch, wie schön das Leben gewesen ist, bevor die Armee alles zerstört hat?« flüstert Waris.

»Wir werden Jahre brauchen, bis die Stadt wieder aufgebaut ist. Aber Hauptsache, wir überleben, das ist das wichtigste. Wenn nur die Kinder wohlauf sind«, entgegnet Saado. »Wir werden es schaffen, ganz bestimmt.«

Mit allergrößter Vorsicht laufen die Frauen in Richtung Hargeisa, unablässig auf den steinigen Boden blickend, um bloß nicht zu stolpern. Zum Glück verhalten sich die Esel ruhig. Dank des klaren Sternenhimmels sind sogar die Silhouetten größerer Steine und die vereinzelt wachsenden Büsche und Bäume zu erkennen.

Urplötzlich sind sie da. Wie aus dem Nichts stehen dunkel gekleidete Gestalten vor ihnen, als hätten sie den Weg der Frauen vorhergesehen und ihnen aufgelauert. Taschenlampen leuchten auf, in Sekundenschnelle sind die Frauen umzingelt. Im Schein der flackernden Lichter können sie die Gewehre erkennen, die auf sie gerichtet sind.

»Lasst eure Waffen fallen! Sofort!« ruft eine Stimme.

»Hände hoch oder wir schießen!« schreit eine andere.

»Wir haben keine Waffen. Wir sind unbewaffnete Frauen«, entgegnet eine aus der Gruppe verängstigt.

Von einer Sekunde zur anderen sind sie Gefangene einer Einheit von Siad Barres Soldaten. Zuerst werden die Esel weggeführt, dann schießt einer der Soldaten mit seinem Maschinengewehr in die Luft. Pulverdampf liegt in der Luft.

»Ihr seid Mütter der SNM. Genau deshalb werden wir euch umbringen!« droht einer der Soldaten und befiehlt: »Los, kniet nieder. Ihr werdet jetzt getötet!«

Unter den Frauen bricht Panik aus. Wild schreien sie durcheinander. Eine fleht um Gnade, eine andere kreischt, als hätte sie den Verstand verloren.

Ohne weitere Vorwarnung schießt der Soldat mit dem Maschinengewehr mitten in die Menge. Saado Farah ist sofort tot.

*

Dass Waris überlebt, verdankt sie dem Einschreiten eines Unteroffiziers. »Hör auf zu schießen! Warum sollen wir diese Frauen ermorden? Sie sind unschuldig!« schreit der befehlshabende Soldat, der Waris direkt gegenübersteht. Er muss etwa dreißig Jahre alt sein, so alt wie Saado.

Der Schütze hält inne und ruft zurück: »Aber die haben doch die SNM-Kämpfer produziert!« Doch keiner hört auf ihn.

»Steht auf, wenn ihr noch lebt!« befiehlt der Unteroffizier. Vierundzwanzig Frauen erheben sich, sie haben die Salve aus dem Maschinengewehr unverletzt überstanden. Sechzehn Körper bleiben reglos liegen.

»Los, verdrückt euch in das Loch dort drüben!« weist der Unteroffizier die verstörten Frauen an. Als Waris nach Saado



Waris im Bombentrichter, in dem die überlebenden Frauen über Nacht gefangengehalten wurden.

schauen will, wird sie weggestoßen. Achtlos lassen die Soldaten die Leichen liegen.

Über Nacht müssen die Frauen in einem Erdloch ausharren, ein etwa zweieinhalb Meter tiefer und zehn Meter breiter Bombenkrater. Keine von ihnen weiß, ob sie die Sonne nochmals sehen wird.

Ihre Freilassung kommt überraschend. Am nächsten Morgen werden sie weggeschickt, als wäre nichts geschehen. Wie von Sinnen irrt Waris durch die Gegend. Seit dieser Nacht hasst sie alle Siad-Barre-Soldaten – mit Ausnahme des unbekanntes Unteroffiziers, der ihr das Leben gerettet hat.

*

Vergebens warten die Kinder die Nacht hindurch, dass ihre Mutter zurückkehrt. Erst als einige der überlebenden Frauen am späten Vormittag des 8. Juni bei ihnen eintreffen, erfahren sie, was geschehen ist.

»Eure Mutter ist gestorben«, stammelt eine völlig verstörte Waris, »Saado ist erschossen worden.«

Ahmed und Abdikarin, Baashe und Hibaq, Siciido und Samiira – sie alle schreien und weinen wirt durcheinander. Auch die einjährige Sagal weint, weil sie spürt, dass etwas Furchtbares passiert sein muss.

WIE EIN KAMELKAUF IM FLÜCHTLINGSLAGER

»Für euch gibt es nichts,
wir benötigen das Wasser für unsere Tiere!«

Ein Nomade setzt Prioritäten

Siciido ist die erste, die das Schreckliche akzeptiert. »Saado Farah ist tot«, sagt die älteste der Elmi-Geschwister ernst. »Mut-

ter ist tot, und unser Vater ist nicht bei uns. Ab heute bin ich eure Mutter, ich übernehme die Verantwortung!«

Samiira, die sich die Lippen wund gebissen hat, weigert sich weiterhin, die Nachricht zu glauben. »Nein! Nein! Nein! Mutter ist bei der Schießerei nur verletzt worden. Die Soldaten wollen sie nach Mogadischu entführen. Sie lebt! Ganz bestimmt: Unsere Mutter lebt!«

Mehrere Frauen reden auf die Dreizehnjährige ein: »Deine Mutter ist tot!« – »Wir sagen die Wahrheit!« – »Sie ist tot!« – »Du musst uns glauben!« – »Von Siad-Barre-Soldaten ermordet!« – »Heute nacht!« – »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!«

Samiira ist außer sich. »Und wer von euch hat sie begraben? Hat eine von euch ein Loch ausgehoben und meine Mutter beerdigt?« schreit sie die Frauen an, als seien diese schuld daran, dass Saado Farah nicht mehr unter ihnen ist.

Mit einem Mal herrscht Totenstille. »Wie kann sie gestorben sein, wenn ihr sie nicht begraben habt?« fragt Samiira unter Tränen.

Keine der Augenzeuginnen schafft es, das Mädchen zu überzeugen. Samiira will nicht glauben, dass der Mensch tot sein soll, dem sie alles verdankt und den sie am meisten liebt. Trotzdem akzeptiert sie Siciidos Entschluss, die Rolle der Mutter zu übernehmen – wenigstens vorläufig: »Ich werde Mutter zu dir sagen, aber nur so lange, bis unsere richtige Mutter wieder bei uns ist!«

*

Ihre Situation war schon vorher schlimm genug, ohne Saado Farah aber scheint sie aussichtslos. Die sieben Kinder stehen vor einem Berg unlösbarer Aufgaben. Immerhin haben sie unglaubliches Glück, als sie bald darauf auf eine Gruppe von Soldaten der Somali National Movement stoßen. Kurzerhand werden sie auf einen Lastwagen verfrachtet. »Keine Angst, wir Soldaten sitzen oft auf solchen Geschossen, Flüchtlinge auch«, ermuntert sie

einer der Widerstandskämpfer, auf einer Ladung von Bomben und Granaten Platz zu nehmen.

Gegen Mittag erreichen sie die somalisch-äthiopische Grenze. »Bis hierher reicht Siad Barres Macht nicht«, sagt einer der SNM-Soldaten. In Qumar, einem von der Guerilla gehaltenen Grenzdorf, bekommen sie weißen Reis. Ständig treffen neue Fahrzeuge mit Flüchtlingen ein.

Bald darauf lassen sie Qumar hinter sich und werden ins nahe gelegene Camp Barwago verfrachtet, das in diesen Tagen noch ein kleines Dorf ist. Von hier aus geht es zu Fuß weiter in Richtung Westen, wo das Lager Harshin liegen soll. Hier können sie bleiben, hat man ihnen versprochen.

Fünfundvierzig Kilometer lassen sich üblicherweise in zwei Tagen schaffen, aber die Kinder sind völlig erschöpft und ausgezehrt. Verzweifelt schleppen sie sich in den kühleren Morgenstunden voran. Siciido und Samiira tragen die einjährige Sagal und den dreijährigen Ahmed auf dem Rücken. Manchmal müssen sie auch die fünf Jahre alte Hibaq auf die Schultern nehmen, für die der Weg viel zu lange dauert. Jedem Wandertag folgen zwei Ruhetage.

Mit ihnen sind viele andere unterwegs, denen es kein bisschen besser geht. Endlos erstreckt sich die Straße durch das ebene Gelände.

In dieser Region wird Khat angebaut, ein Strauch, dessen Blätter ein stimulierendes Rauschgift enthalten. Khat wird vor allem im Norden Somalias abgesetzt, wo viele Menschen die Blätter kauen. Doch bei diesem quälenden Fußmarsch steht keinem von ihnen der Sinn danach. Die Elmi-Geschwister kämpfen ums Überleben. Wenigstens haben sie ein wenig Geld von ihrer Mutter, so dass sie sich in den Dörfern am Wegesrand etwas zu essen kaufen können. Sonst wären sie wohl verhungert.

»Keine Angst, Gott hilft uns. Wir müssen nur immer wieder beten«, macht Siciido ihren Geschwistern Mut zum Weiterlaufen. Die Fünfzehnjährige hat ihr Versprechen wahrgemacht und von einem Tag auf den anderen die Mutterrolle übernommen.

Fünfzehn Tage sind sie unterwegs, doch es kommt ihnen wie ein monatelanger Fußmarsch vor. Endlich erreichen sie Harshin, wo schon Tausende von Flüchtlingen Schutz suchen. Hier können sich die sieben Geschwister sicher fühlen.

*

Seit einem Jahr ist Siciido mit Saleban verlobt. Wenn sie ihren Verlobten heiratet, muss sie sich um die neue Familie kümmern, so gebietet es die Tradition ihres Volkes. Dann müsste die zwei Jahre jüngere Samiira allein die Verantwortung für die fünf verbleibenden Geschwister übernehmen – ein schier unmögliches Unterfangen.

Zwei Jahre lang ringt Siciido mit sich, wechselt Briefe mit ihrem Vater, der auf der Heirat besteht und sie auffordert, seine Entscheidung zu akzeptieren. Zwei Jahre wird sie nachts schlaflos darüber grübeln, wie sie in zwei Familien gleichzeitig für alle da sein soll. Die Entscheidung wird dadurch erschwert, dass zwischen ihrer und Salebans Familie ein tiefgreifender Konflikt entstehen kann, falls sie den Heiratsantrag ihres Verlobten ablehnt.

Im Alter von siebzehn Jahren trifft die junge Frau die Entscheidung – für ihre sechs Geschwister-Kinder und gegen Saleban. Eine Entscheidung, die sie ihr alle bis heute hoch anrechnen, denn ohne ihre Schwester-Mutter hätten sie die Zeit in Äthiopien kaum überstanden.

*

In der Trockenzeit wächst kein grünes Blatt an den Büschen und Bäumen. Für sechs lange Monate wird Trinkwasser zur Überlebensfrage. Jeden zweiten Tag machen sich Siciido und Samiira vor Sonnenaufgang vom Flüchtlingslager aus auf den Weg, um Wasser zu holen. Nach drei Stunden Fußmarsch erreichen sie ein Wasserloch, am frühen Nachmittag treffen die beiden Mädchen mit den gefüllten Gefäßen wieder bei den Geschwistern ein.

Doch eines Tages versiegt diese Wasserquelle. Den Kindern bleibt nur eine Lösung: Sie müssen das letzte Geld opfern, das

Saado Farah ihnen hinterlassen hat. An einem Brunnen, der sich im Besitz von Nomaden befindet, wollen sie Wasser kaufen.

»Befreundete Nomaden«, sagt Samiira erwartungsfroh, denn wie ihre Mutter gehören die Viehbesitzer dem Musa-Abakor-Clan an. Als die Kinder jedoch am Brunnen stehen, um Wasser bitten und dafür auch bezahlen wollen, verfliegt ihre Hoffnung schnell.

»Für euch gibt es nichts, wir benötigen das Wasser für unsere Tiere!«

»Wir brauchen aber doch Wasser für unsere kleine Schwester Sagal und für uns«, fleht Samiira.

»Haut ab! Wir verkaufen nichts!« faucht sie einer der Nomaden an. »Verschwindet!«

Ohne Wasser und am Ende ihrer Kräfte schleppen sich die sieben Kinder weiter, den Tod vor Augen. Wer ihnen Wasser gebracht hat, wissen sie nicht. Ein Unbekannter nimmt sich ihrer an, ohne dafür Geld zu verlangen. Und wie er gekommen ist, verschwindet er wieder. Dank seiner Hilfe überleben die Elmi-Geschwister. Mit letzter Kraft erreichen sie das nächste Flüchtlingslager, in dem sie mit dem Nötigsten versorgt werden.

Samiira ist fassungslos, dass Menschen so hartherzig sein können. »Nomaden ziehen das Leben ihrer Tiere dem von Menschen vor. Seither hasse ich das Buschland.« Und sie fasst den ersten von drei Beschlüssen, die sie im Laufe ihres Lebens fassen wird und immerzu einhalten will: »In diesen Teil der Welt werde ich nie wieder freiwillig zurückkehren.«

*

Im September 1990 trifft Samiiras Onkel Yusuf im Lager ein. In seiner Begleitung ist Ali, der dem Clan von Samiiras Großmutter angehört. Als der zweiundvierzig Jahre alte Ali der Fünfzehnjährigen einen Heiratsantrag macht, fällt sie aus allen Wolken.

»Was soll ich bloß tun?« fragt sich Samiira. »Ich will in die Schule gehen! Ich will lernen! Vor allem aber will ich so früh noch keine Kinder haben!« Spontan lehnt sie das Heiratsangebot ab.

Aber Ali weiß die Tradition auf seiner Seite, wonach kein Mädchen einen Heiratsantrag ablehnen darf, wenn der Mann für ihren Lebensunterhalt sorgen kann. Und Ali ist vermögend. Er bietet Yusuf viel Geld für sie, doch das macht Samiira erst recht wütend.

»Hier ist doch kein Kamelhandel! Ich bin nicht zu verkaufen!« schnauzt sie die Männer an. Doch die lassen sich nicht so leicht abfertigen.

»Du musst ihn heiraten, du hast keine andere Wahl!« befiehlt ihr Onkel. »Da deine Eltern nicht hier sind, musst du dich meiner Anordnung fügen!«

In ihrer Not sucht Samiira Rat bei ihrer neuen Mutter. »Du bist jung. Unsere Mutter ist tot und unser Vater weit weg. Es ist besser, wenn du Alis Angebot annimmst«, rät Siciido und stürzt ihre jüngere Schwester damit erst recht in tiefe Verzweiflung.

Zwei Tage lang diskutieren die beiden Mädchen miteinander, weinen, streiten und treffen dann eine gemeinsame Entscheidung. Es ist der zweite Beschluss, den Samiira ein Leben lang halten will: »Ich werde Ali nicht heiraten, was immer er mir antut.«

Sogleich verlässt sie das Camp und wartet neun Tage lang, bis Siciido ihr über eine Freundin Bescheid geben lässt, dass sie zurückkommen kann.

»Yusuf hat wie wahnsinnig gewütet«, berichtet Siciido von der Auseinandersetzung, die sie für die jüngere Schwester ausgefochten hat.

Samiira ist überglücklich. »Nicht einmal ein Berg von Geld hat gereicht, mich zu kaufen«, sagt das Mädchen zufrieden und dankt ihrer Ersatzmutter von Herzen dafür, dass sie sie vor Alis und Yusufs Schlägen in Schutz genommen hat. »Siciido ist eben kein Feigling. Ganz im Gegenteil.«

TRÄNEN DER TRAUER UND DER FREUDE

»Wir haben uns gegenseitig das Weinen beigebracht.«

Samiiras Freundin Sa'ada

Wie den Elmis ergeht es unzähligen anderen Familien, die in den ersten Junitagen 1988 aus Hargeisa geflohen sind. Familie Abdi beispielsweise hat in dem Teil der Stadt gewohnt, in dem sich die SNM und die Regierungstruppen gleich zu Kriegsbeginn heftige Gefechte geliefert haben.

Sa'ada Abdi hat miterlebt, wie die Luftwaffe und die Artillerie die Häuser zusammengebombt und wie sich Siad-Barre- und SNM-Soldaten im Häuserkampf bekriegt haben. Als die Abdis aus Hargeisa geflohen sind, haben in der Stadt fürchterliche Zustände geherrscht.

Anders als die Guerilla in anderen Staaten, die eher in ländlichen Gebieten operiert, hat die Somali National Movement den Kampf in den Städten gesucht und damit den Tod Tausender in Kauf genommen. »Die SNM hat nie an ihre Leute gedacht, aus diesem Grund sind sie in die Städte gegangen.« Heute hält Sa'ada das für einen Fehler. »Aber damals haben wir uns im Krieg nicht darum gekümmert, ob bei den Kämpfen Häuser zerstört worden sind oder nicht.«

Der Kampf um Hargeisa

Nach massiven Luftangriffen, die von südafrikanischen Söldnern geflogen worden waren, eroberte die Regierungsarmee Ende Juli 1988 die Städte Hargeisa und Burao zurück. In den von Siad Barres Truppen kontrollierten Stadtteilen türmten sich Leichenberge exekutierter Bewohner. Die überwiegende Anzahl der Einwohner Hargeisas, gut eine halbe Million Menschen, war schon vorher nach Äthiopien geflohen.

Amnesty international berichtete, dass »beide Seiten willkürlich

Kriegsgefangene hinrichteten« – die Somali National Movement ebenso wie die Regierungstruppen. Allerdings wüteten Siad Barres Truppen noch grausamer und rücksichtsloser unter der Bevölkerung als die Somali National Movement.

Bis Ende 1988 waren rund 50 000 Menschen ums Leben gekommen, die meisten durch Massaker der somalischen Armee und durch Bombardierungen, vor denen sogar Flüchtlingstrevks nicht verschont blieben.

Parallel zu den Kämpfen versuchte Siad Barre auf dem Verhandlungsweg eine Lösung des Konflikts herbeizuführen, verhandelte mit Ältesten der Isaaq und setzte am 9. August 1988 eine Verfassungskommission ein.

*

»Nahe bei uns hat eine andere Familie gewohnt, zwei Brüder mit ihren Frauen und Kindern«, erzählt Sa'ada. »Sie haben sich mit uns auf die Flucht vorbereitet. Aber als die Flugzeuge ihre tödliche Fracht abgeworfen haben, sind sie alle umgekommen. Nur Samson hat das Bombardement überlebt.«

Keine Frage, dass die Abdis Samson mitgenommen haben. »Wäre er geblieben, so hätten sie ihn umgebracht. So sind wir eben zu neunt losgezogen. Gegen vier Uhr morgens sind wir ins Buschland geflohen: fünf Geschwister, ein Cousin, meine Eltern und Samson.« Sa'adas Cousin ist durch die Bombardements verletzt worden, alle anderen haben unverletzt überlebt. Keine Selbstverständlichkeit in einer Zeit, da in Hargeisa und Umgebung massenhaft gemordet worden ist.

Wie unzählige andere Einwohner Hargeisas ist Sa'adas Familie nach Süden in Richtung der äthiopischen Grenze gezogen. Allerdings haben sich die Abdis bis in den Oktober hinein im südlichen Buschland versteckt, ehe sie ins Camp Barwago geflohen sind – in dasselbe Camp, wohin sich schon Samiira und ihre Geschwister gerettet haben.

*

Wenn sie ihre Namenskarten abgeben, erhalten Siciido und Samiira Monat für Monat Nahrungsmittelkarten von Mitarbeitern des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen. Die »Fresspakete« sichern das Überleben der Elmi-Kinder.

Täglich treffen neue Flüchtlingsfamilien in Barwago ein, anfangs sind es fünfzig am Tag, später fünfhundert. Viele von ihnen bauen sich Häuser aus Lehm, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Von zu Hause bringen die Neuankömmlinge die unterschiedlichsten Nachrichten mit. Sie erzählen von einem Regierungskritiker, der seit Siad Barres Putsch vor neunzehn Jahren im Gefängnis sitzt. Und sie erzählen von den acht Islamlehrern, die froh sein müssen, dass ihre Todesurteile in lebenslange Gefängnisstrafen umgewandelt worden sind.

An eine Rückkehr nach Hargeisa ist noch lange nicht zu denken. Die Massaker nehmen kein Ende. Dreihundert Kilometer östlich von Hargeisa, im Bezirk El Afwein, richten Siad Barres Truppen im Dezember 1988 ein Blutbad unter der Bevölkerung an: Dreihundert Menschen werden von den Regierungssoldaten hingerichtet.

Von den Massenverhaftungen in Berbera und Hargeisa, aber auch in Mogadischu, sind vor allem Mitglieder des Isaaq-Clans betroffen. Den Isaaqs werden Verbindungen zur SNM unterstellt.

Auch die Elmis zählen zu den Isaaqs. Grund genug, im sicheren Äthiopien zu bleiben. Und Grund genug für andere Familien, auch über die Grenze zu fliehen.

*

Ende 1988 begegnet Sa'ada zum ersten Mal Samiira. »Sie saß vor dem Haus ihrer Eltern und hat andere Mädchen im Koran unterrichtet.« Sa'ada sagt »Eltern«, obwohl es nach wie vor nur Siciido gibt, die Mutter und Vater vertritt.

»Mein Name ist Sa'ada Abdi«, stellt sie sich vor.

»Komm doch zu uns«, entgegnet Samiira freundlich und reicht der Besucherin eine leere Munitionskiste zum Sitzen. Überall

stehen diese Kalaschnikow-Kästen herum, die die SNM zurückgelassen hat.

Sa'ada genießt die lockere Art der jugendlichen Koranlehrerin. Die zwei Jahre jüngere Samiira kann jede ihrer Fragen zum Islam präzise beantworten, was auf die Neue mächtig Eindruck macht.

Von nun an treffen sich die beiden häufiger. Aus den Gesprächen, die sie beim Sammeln von Feuerwurzeln führen, entwickelt sich eine Freundschaft, aus der schon bald ein schwesterngleiches Vertrauensverhältnis entsteht.

Im Frühjahr 1989 beginnt ein Scheich in einem Haus im Camp Barwago mit dem Koranunterricht. Samiira nutzt jede Gelegenheit zum Besuch der Stunden. Sie will den Koran und seine Auslegung besser kennenlernen. »Solchen Unterricht habe ich zuletzt vor dem Krieg erhalten«, freut sie sich.

Ende 1989 zieht Sa'adas Familie von Barwago in den Norden, nach Balegubadle, einem Dorf nahe der äthiopisch-somalischen Grenze. Die Wege von Sa'ada und Samiira trennen sich, dennoch halten die Mädchen Kontakt. Sie schreiben einander, und wann immer jemand von hier nach dort reist, geben sie ihm einen Brief für die Freundin mit. Unendlich langsam vergehen die Tage ohne Hoffnung auf Heimkehr.

*

Im Juli 1990 gibt es Grund zur Freude: Sieben Monate nach ihrem Wegzug darf Sa'ada für acht Tage ins Camp Barwago zurückkehren. Die beiden Mädchen haben sich unendlich viel über das letzte halbe Jahr zu erzählen. Zum Glück war es weniger hart als die Jahre zuvor.

Dennoch sind sie das Lagerleben leid. Noch nicht einmal richtige Schulen gibt es, nur die religiösen Madressa-Schulen, in denen allerdings bloß drei Fächer gelehrt werden: Arabisch, Mathematik und natürlich der Koran. Lachend fallen sich die Freundinnen in die Arme, als sie voneinander erfahren, dass jede von ihnen in die Madressa gegangen ist, die eine in Barwago, die andere in Balegubadle, und dass die eine wie die andere sich an

die Lagergemeinschaft gewandt und um die Einrichtung richtiger Schulen gebeten hat – hier wie dort ohne Erfolg.

Als die beiden Mädchen voneinander Abschied nehmen, wäre es fast ein Abschied für immer geworden.

*

Ende 1990 lebt Sa'adas Familie noch immer in Balegubadle. Die Grenze zwischen Äthiopien und Somalia verläuft mitten durch das Dorf. Völlig überraschend dringen eines Tages Siad-Barre-Soldaten mit Panzern in Balegubadle ein, rauben und plündern, feuern mit ihren Gewehren in die Häuser und töten selbst Kinder.

Am Tag des Überfalls hält sich Sa'ada im Haus auf. Ihre Mutter ist zum Einkaufen auf den Markt gegangen, ihr Vater erledigt etwas Geschäftliches in der Unterstadt, und ihre Geschwister schauen nach den Ziegen. Plötzlich rennen schreiende Menschen in Panik vor Sa'adas Haus vorbei.

»Was ist los?« ruft Sa'ada.

In ihrer Angst nehmen die Menschen die Fünfzehnjährige kaum wahr. »Die Barre-Soldaten kommen! Die Faqash sind da!« ist alles, was sie versteht, dann sind die Nachbarn verschwunden. Erst in diesem Augenblick wird ihr klar, dass bewaffnete Regierungseinheiten in das Grenzdorf eingedrungen sein müssen. Die »Faqash« sind bekannt dafür, dass sie mehr rauben, als sie tragen können.

Jetzt hätte Sa'ada Samiiras rational analysierenden Verstand gebraucht. Wie unter Schock läuft sie ins Haus zurück, beginnt ihre Kleider und allen möglichen Hausrat einzupacken und versucht zu retten, was ihr ans Herz gewachsen ist. So hört sie nicht einmal, wie das Kampfgeschehen näher und näher kommt.

Plötzlich fliegt die Tür auf. Sa'adas Vater stürzt herein, packt seine Tochter am Arm und zieht sie mit sich. Sekunden später schlagen die ersten Granaten im Haus ein.

*

Notgedrungen macht sich Familie Abdi auf den Weg zurück nach Barwago. Das im Landesinneren gelegene Flüchtlingslager gilt als sicher, der Weg dorthin ist allerdings gefährlich. Anfangs meiden sie die Straße und marschieren durch offenes Gelände. Erst kurz vor dem Camp kehren sie auf die Straße zurück.

Samiira entdeckt die Ankommenden schon von weitem. Als sich die Mädchen endlich wiedersehen, weinen beide vor Freude. »Weil wir überlebt haben«, sagt Samiira. »Ich glaube, wir haben uns gegenseitig das Weinen beigebracht«, ergänzt Sa'ada, »seit-her haben wir oft miteinander Tränen vergossen – Tränen der Trauer und der Freude.«

Bürgerkrieg an allen Fronten

Über die Clangrenzen hinweg unterzeichneten 114 prominente Somalis Mitte Mai 1990 ein Manifest zur Einberufung einer nationalen Versöhnungskonferenz (»National Conference for Reconciliation and Salvation«). Siad Barre wurde angeboten, bis Dezember 1993 im Amt zu bleiben. Die Antwort des Diktators war eindeutig: Er ließ 47 der Unterzeichner in Haft nehmen.

Am 6. August 1990 trafen sich die drei Widerstandsbewegungen United Somali Congress (USC), Somali Patriotic Movement (SPM) und Somali National Movement (SNM) in Äthiopien und beschlossen den gemeinsamen Kampf gegen das Barre-Regime. Zehn Tage danach ermordeten staatliche Sicherheitskräfte: in einer willkürlichen Vergeltungsaktion Hunderte unschuldiger Bewohner der Hafenstadt Berbera.

Im Süden, Südwesten und der Mitte des Landes kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Regierungstruppen und Guerillakriegern der SPM und des USC. Je länger der Vielfrontenkrieg dauerte, desto mehr versuchte Siad Barre zu seiner Rettung Signale zu einer vorgeblichen Demokratisierung auszusenden. Im Oktober 1990 trat die vorläufige Verfassung in Kraft, die neben der regierenden Somali Revolutionary Socialist Party (SRSP) erstmals weitere Parteien zuließ. Zudem wurden Repressionsge-

setze wie das Staatssicherheitsgesetz aufgehoben und das Staatssicherheitsgericht abgeschafft.

Unter der Führung von General Mohamed Farah Aidid attackierten USC-Einheiten am 3. Dezember 1990 Mogadischu. Der Sturz der Barre-Regierung war nur noch eine Frage der Zeit.

*

Baashe kennt seine ständige Begleiterin besser, als ihm lieb ist. Sie hat ihn zeit seines jungen Lebens nie allein gelassen. Immer war sie ihm nahe, Tag und Nacht. Sogar bis nach Äthiopien hat sie ihn begleitet. Nie gibt sie Ruhe, unaufhörlich verbreitet sie Angst und Schrecken. Neun Jahre ist Samiiras Bruder alt und hat kaum einen Tag verbracht, an dem um ihn herum nicht geschossen und gemordet worden ist.

Baashe hat gelernt, mit der Gewalt zu leben. Er ist mit der Gewalt der Regierungstruppen und der Guerillabewegung aufgewachsen. Selbst im fernen Flüchtlingslager lässt ihn die Gewalt nicht in Frieden, täglich treffen ihre Opfer ein. Überall im Lager liegen Verletzte herum. Manche überleben, andere sterben.

»Ich fürchte mich richtig vor der Gewalt der Waffen«, erzählt Baashe mit einem Gesicht, das Bände spricht. Wenn er bewaffnete Krieger sieht, wird er »fast verrückt vor Angst«, und schon der Anblick einer Pistole jagt ihm einen furchtbaren Schrecken ein. Kein Wunder, dass der Neunjährige wegrennt, wenn irgend jemand eine Waffe bei sich trägt.

Die Gewalt der Gewehre ist nicht einfach eine Erscheinung, die kommt und geht. Wer mit ihr aufgewachsen ist, kann sie nie vergessen – ein Leben lang.

4 Jahre der Suche

MIT LEEREN HÄNDEN

»Genau da hat meine Matratze gelegen.«
Samiira Jama Elmi im zerstörten Elternhaus

Sagal, die Jüngste, hat praktisch keine Erinnerung an die Schrecken der Flucht. Als Saado Farah starb, war sie gerade mal eineinhalb Jahre alt. Alles, was sie von ihrer Mutter kennt, ist ein Foto, das einzige Bild, das der Krieg ihnen gelassen hat. Umgeben von Freundinnen lächelt Saado Farah in die Kamera.

Die älteren Geschwister haben mit Sagal nicht über Saado Farahs Tod und ihre Flucht gesprochen. Irgendwie scheinen zwar die bösen Männer in den dunklen Kleidern am Verschwinden ihrer leiblichen Mutter schuld zu sein. Aber sie verbindet nichts mit Saado Farah, denn für Sagal gilt: »Siciido ist meine Mama.«

Das Flüchtlingslager ist für die Vierjährige der Ort ihrer Kindheit. »Wir sind im Lager gewesen. Dort habe ich viel gespielt. Ja, dort ist es schön gewesen«, sagt sie, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Weil es die Heimatstadt in ihrer Erinnerung so wenig gibt wie Saado Farah, empfindet sie keinen Verlust, als sie nach Hargeisa zurückkehren. Nur an der Reaktion ihrer Geschwister merkt sie, wie enttäuscht sie alle sind, dass die Stadt ihrer Hoffnungen nicht mehr existiert.

Siad Barres Truppen haben ganze Arbeit geleistet.

Siad Barres Niederlage und Flucht

Gezielt hatte Siad Barre die Clanstrukturen für seine Interessen genutzt und einen Keil zwischen die Hawiye und die Isaaq getrie-

ben. So wurden in Hargeisa und anderen Städten des Nordens vornehmlich Mitglieder des Hawiye-Clans mit den Morden an Isaacs beauftragt. Zudem hatte der Diktator die Ogadenis (Flüchtlinge aus dem Ogaden) bewaffnet, die in Flüchtlingslagern im Norden und damit auf Isaaq-Territorium lebten.

Letztlich nutzte ihm das alles nichts. Die Regierungsarmee verlor den Vielfrontenkrieg gegen die Guerillaeinheiten der USC, SPM und SNM. Am 26. Januar 1991 gab Siad Barre den Kampf um Mogadischu auf und floh in seine Heimatregion im Südwesten Somalias. Seine Somali National Front (SNF) scheiterte zweimal bei dem Versuch, die Hauptstadt wiederzuerobern.

Hargeisa und Burao waren in dem zweieinhalb Jahre dauernden Bürgerkrieg fast vollständig zerstört worden. Insgesamt kamen mehr als 100 000 Menschen ums Leben, weit überwiegend Zivilisten aus dem Isaaq-Clan. Für Hunderttausende von Flüchtlingen eröffnete Barres militärische Niederlage die Möglichkeit zur Rückkehr in ihre Heimat.

Der Diktator selbst suchte im April 1991 Zuflucht in Kenia. Er starb knapp vier Jahre später im Exil.

*

Am 3. Februar 1991, zweieinhalb Jahre nach ihrer Flucht, erreichen die sieben Kinder auf einem Lastwagen den Ort, den man Hargeisa nennt. Was sie sehen, treibt ihnen die Tränen in die Augen. Stumm starren sie von der Anhöhe auf das herab, was einst ihre Heimatstadt gewesen ist. Kaum vorstellbar, dass Abdikarin, Baashe, Hibaq, Ahmed und Sagal an diesem Ort geboren sein sollen.

Wohn- und Verwaltungsgebäude, Moscheen und Schulen liegen in Schutt und Asche. Die General-Da'ud-Schule, die Samiira so gerne besucht hat, ist nur noch ein riesiger Haufen Steine. Die mächtigen Stahlträger des Theaters sind wie Streichhölzer geknickt und rosten vor sich hin. Auch die Kinderklinik wird nie wieder benutzbar sein; Reste des Daches drohen jeden zu erschlagen, der sich in das zerstörte Gebäude hineinwagt.

Wo vor Kriegsbeginn Garten- und Grünanlagen gepflegt worden sind, zeugen verbrannte Erde und abgeackelte Stämme von der Feuersbrunst, die hier getobt hat. Selbst Laternenmasten und Baumstämme sind übersät von Einschüssen, so dicht war der Kugelhagel. Die Hauswände gleichen zerschlagenen Totenköpfen, deren verwitterte Zahnreihen in den Himmel ragen. Statt auf Straßen und Wegen zu gehen, kämpfen sich die Kinder durch eine Kraterlandschaft mit Schuttbergen und Bombentrichtern. Es gibt weder Wasser noch Strom, dafür jede Menge Steine, Staub und Gestank. In der Luft steht der Geruch nach Verbranntem und Verwesung.

Wo einst Häuser einer blühenden Stadt in den Himmel geragt haben, befindet sich jetzt ein Trümmerfeld, in dem Tausende verstümmelter, zerquetschter und verfaulender Leichen begraben liegen. Opfer eines Bürgerkriegs, in dem die Soldaten der Somali National Army gegen die Soldaten der Somali National Movement gekämpft haben – gebombt, geschossen und gemordet mit Waffen aus West und Ost, aus kapitalistischen und kommunistischen Staaten.

Die Geschwister wollten nach Hause zurückkehren, in ihre Heimat, in die vertraute Stadt. Hargeisa aber hat in diesen Tagen nur Ruinen und Rauch, Schutt und Asche, Berge von Steinen und Leichen zu bieten.

*

Vielleicht ist nicht alles verloren, vielleicht haben sie diesmal ein bisschen Glück, vielleicht steht das Haus noch, in dem sie ihre Kindheit und so viele glückliche Stunden verbracht haben ...

Nur mit ihren Kleidern am Leib und ein paar Schlafmatten machen sich die Elmi-Geschwister auf den Weg zu ihrem Elternhaus am Nordhang der Stadt. Wortlos steigen Siciido und Samiira mit ihren Geschwistern durch die Öffnung in der halbhothen Steinmauer. Gleich rechts wartet der durchlöchernte Stamm des Mirimiri-Baums auf sie, in dessen Schatten sie gespielt haben. Hier war der Lieblingsplatz ihrer Mutter.



Samiira neben dem Stamm des Mirimiri-Baums bei ihrem zerstörten Elternhaus.

Das Grundstück ist von Schutt übersät. Wo sich früher der Hof mit der Küche und dem Stall für die drei Ziegen befunden hat, überwuchert jetzt Unkraut die Reste der Grundmauern.

Samiira stellt sich auf den Steinblock, einst die Schwelle der Eingangstür, und starrt dorthin, wo bis zum Sommer 1989 ein schmuckes Haus mit vier Zimmern gestanden hat. Alle Außenmauern sind zusammengebrochen, einzig die Bodenplatten und zwei Zwischenwände lassen die frühere Anordnung der Räume erkennen. In der sengenden Sonne trocknet Tierdung, wo vormals schöne Teppiche gelegen haben.

Wo Saado Farahs Zimmer gewesen ist, finden sich an den Innenwänden zarte Reste hellblauer Farbe, aufgerissen von unzähligen Einschusslöchern. Die Mauer, an der einst ihr Spiegel gehangen hat, ist weggesprengt. An der Stelle des Doppelbetts der Eltern finden sich Tierknochen und Kot auf dem blanken Steinboden.

Linker Hand ist der Durchgang ins Jungenzimmer, in dem Abdikarin und die anderen Buben gewohnt haben. Von Ahmeds Wangen tropfen Tränen, der Sechsjährige ist verzweifelt. Ein kurzer Blick, dann gehen sie schweigend zurück ins Zimmer ihrer Mutter und von dort aus in den dritten Raum.

Samiira presst die Lippen zusammen. In ihrer Erinnerung kehren die Jahre zurück, die sie hier gespielt und gestritten, gelacht und geweint, geschlafen und das Leben genossen haben. »Genau da hat meine Matratze gelegen, hier auf dem Boden«, flüstert sie so leise, dass man sie kaum verstehen kann, und zeigt auf einen blauen Kinderschuh, der zwischen Gesteinsbrocken und Ziegenkötteln verrottet.

Die Kinder gehen ins vierte Zimmer, Siciidos Reich, in dem auch Sagal und Hibaq geschlafen haben. Starr wie Salzsäulen blicken sie ins Leere. Geblieben ist einzig eine Bodenplatte. Der Wind weht eine Plastiktüte über den Beton und lässt sie in der Luft tanzen, als mache er sich über die weinenden Geschwister lustig.

*

Auf ein Dach über dem Kopf hatten sie gehofft und statt dessen die völlige Zerstörung vorgefunden. Nichts ist geblieben, nichts von den Bildern, nichts von den Betten, nichts von den Schränken, nichts von den Teppichen, nichts von den Außenmauern – nichts als Erinnerungen an zehn glückliche Jahre. Erinnerungen an Spiele mit den Geschwistern, an das Herumalbern mit den Freundinnen, an eine wundervolle Zeit mit ihrer Mutter. Erinnerungen. Alles andere hat das Monster des Krieges aufgefressen.

Die Verzweiflung steht den sieben Geschwistern ins Gesicht geschrieben. Was sollen sie machen, ganz auf sich allein gestellt? Sollen sie Steine sammeln und das Haus neu aufbauen? Sollen sie in eine andere Stadt gehen oder zu ihrem Vater in den Jemen ziehen? Sie brauchen etwas zu essen, sie brauchen Geld, sie brauchen Hilfe.

Vom Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, dem UNHCR, erhalten die Elmi-Kinder fürs erste einfache Plastikplanen, die sie über Drahtgestelle spannen. Zu siebt hausen sie in dieser Flüchtlingshütte.

Nachts werden die Geschwister von Gewehrschüssen geweckt. Um etwas Geld für sich und ihre Familien zu bekommen, haben die flüchtenden Regierungssoldaten nach der Niederlage alles verramscht, was sie entbehren konnten, einschließlich ihrer Waffen. Seither besitzt nahezu jede Familie im Norden eine oder mehrere Handfeuerwaffen. Der Preis spielt in den Tagen nach Kriegsende keine Rolle. Die Soldaten nehmen, was sie bekommen, dann verlassen die meisten von ihnen Hargeisa aus Angst vor Racheakten.

Warnend rufen ihnen die Nachbarn zu: »Passt auf! Bleibt drinnen!«, denn unorganisierte Milizen marodieren in den Straßen und schießen wild um sich. Wer den Plünderern in die Quere kommt, wird eliminiert.

KEIN ANFLUG VON MENSCHLICHKEIT

»Was ich erlebt habe, war schlimmer als die Hölle.«

Ibrahim Muhamad Abdulami, Traktorfahrer

Von hier oben hat man einen weiten Blick auf Hargeisa und den Fluss Dooxa Herer, an dessen Ufern in der Trockenzeit des Frühjahrs wenig wächst. Wie ein dünnes grünes Band schlängelt sich das Rinnsal mitten durch die Stadt und verschwindet irgendwo in der Ferne. Auf dem Plateau gegenüber liegt der Flughafen, von dem aus damals die Bomber zu ihren Angriffsflügen auf die eingekesselten Bewohner gestartet sind.

Der Mann, der hier oben arbeitet, hat Dinge erlebt, um die ihn niemand beneidet. Für den Hauch eines Augenblicks zeigt

Ibrahim Muhamad Abdulami ein feines Lächeln, die meiste Zeit aber ist die Haut seines Gesichts maskenhaft starr, wie gegerbtes Leder. Die weißen Barthaare verraten das Alter des zweiundsechzigjährigen Bauleiters, dessen roter Schal sich schrill vom weißen Turban und dem blauen Jeanshemd abhebt.

Im Schatten eines Bauwagens sitzend beginnt er seine Erzählung, die vierzehn Jahre zurückführt in die ersten Tage des Bürgerkriegs.

*

»Sie kamen in mein Haus, zu mir, dem Traktorfahrer, im Mai 1988«, erzählt Ibrahim. Seine Augen hinter der schwarzen Hornbrille sind noch dunkler als die schwarzbraune Haut.

»Hol den Traktor«, befahl einer der Offiziere in einem Tonfall, der keinen Widerspruch erlaubte, »wir fahren zur Beerdigung!« Widerstrebend ließ er sich an einen Platz unten am Dooxa Herer führen. Hier müssen Tausende von Toten gelegen haben. Auf einer Länge von mehreren hundert Metern lagen Leichen auf dem



Ibrahim Muhamad Abdulami, der Traktorfahrer.

Erdboden, jeweils zehn oder elf menschliche Körper in einer Reihe nebeneinander.

Mit einem Kugelschreiber zeichnet Ibrahim Striche in seine Handfläche, parallel nebeneinander.

»Als ich die Erschossenen betrachtete, erkannte ich, dass ihre Hände mit einem Seil auf dem Rücken zusammengebunden waren«, sagt er und kreuzt die Hände, als sei auch er eines der Opfer.

»Zuerst musste ich längliche Löcher ausheben und die Erde daneben aufhäufen. Danach nahm ich die Leichen mit der Schaufel meines Traktors auf und ließ sie in die Tiefe fallen.« Elf Soldaten beobachteten mit Argusaugen, wie er seine Arbeit tat. »Ich hatte Angst, dass sie mich töten würden, deshalb durfte ich keinerlei Anteilnahme zeigen.« Also lud ein äußerlich unbewegter Ibrahim die Toten auf seine Schaufel: Soldaten und Offiziere des Isaaq-Clans, Schüler in Schuluniformen, Mütter und ihre Kinder.

»Die Frauen hatten Nachthemden an. Viele von ihnen trugen Schmuck; Ringe und Ohringe. Einige von ihnen hatten lange Haare.« So wie Samiiras Mutter.

*

Am nächsten Tag brachten ihn die Soldaten ins Hauptquartier. Sofort entdeckte Ibrahim das Loch, das im Boden ausgehoben war.

»Schätzungsweise zwölf oder dreizehn tote Schüler lagen da übereinander gehäuft. Sie waren alle im Alter zwischen sechzehn und achtzehn Jahren.« Ibrahim wunderte sich, weil die Mädchen und Jungen so verdorrt aussahen, als seien sie verhungert.

»Was ist passiert?« fragte der Traktorfahrer in einem unbemerkten Augenblick einen der Offiziere, der ihm mitfühlend erschien.

Dem Offizier standen Tränen in den Augen, als er antwortete: »Ihre Arterien wurden geöffnet, dann nahmen sie ihnen das Blut ab.« Ibrahim starrte ihn verständnislos an. »Das Blut geben sie

den Regierungssoldaten, die bei den Kämpfen verletzt worden sind.« Der Offizier zeigte dem Traktorfahrer die Pflaster auf den Arterien der Opfer. »Jeden Tag brachten sie zwölf weitere Schüler«, fügt Ibrahim hinzu.

*

Eines Abends im Juni, als Ibrahim Muhamad Abdulami mit seinem Traktor wie jeden Tag Tote in eines der Massengräber schaufelte, entdeckte er, dass sich einer der Körper im Menschenberg bewegte.

»Bitte, hol mich hier raus, bitte!« flehte eine Stimme.

Ibrahim vergaß jede Vorsicht. Ohne zu überlegen, was er tat, stieg er hastig zu dem Mann in die Grube hinab. Sogleich eilten die Soldaten herbei und töteten den Verletzten mit mehreren Schüssen. »Im nächsten Augenblick hätten sie auch mich fast erschossen. In diesem Moment wurde mir klar, dass sie jeden ermorden würden, der auch nur einen Anflug von Menschlichkeit zeigte.«

Ständig von Soldaten bewacht, musste Ibrahim einen Monat und achtundzwanzig Tage lang einen riesigen Berg von Leichen begraben. Von morgens um neun bis zum Sonnenuntergang hob der Traktorfahrer Massengräber aus, lud die Toten hinein und schaufelte sie wieder zu.

»Sie wollten unbedingt verhindern, dass außer mir noch andere das zu sehen bekommen. Deshalb war ich der einzige Fahrer«, erklärt Ibrahim. »Was ich erlebt habe, war schlimmer als die Hölle.«

Nach achtundfünfzig Tagen konnte er dieser Hölle endlich entfliehen. Mitten in der Nacht schlug er sich ins Gebirge durch, von wo aus er nach Äthiopien entkam. Zweifellos rettete ihm die Flucht das Leben. Massenmörder dulden keine Zeugen.

*

»Die Mörder der Regierung waren schlimmer als Terroristen. In den ersten zehn Jahren verfolgten sie mich ständig in meinen

Albträumen. Vor allem die Geschehnisse mit den ausgedörrten Schülern zählen zu den schlimmsten Tagen meines Lebens.«

Ibrahim Muhamad Abdulami schweigt einen Moment. Es ist ein sehr langer Moment, und es ist ein sehr schwer zu ertragendes Schweigen. Dann sagt er: »Aber auch die Ermordung der Zivilisten, der wehrlosen Frauen und Männer, will mir nicht aus dem Sinn. In den Gräbern liegen Tausende von ihnen. Obwohl die Vorfälle jetzt schon so viele Jahre zurückliegen, muss ich heulen, wenn ich daran denke.«

UNTEN AM FLUSS

»Mutter ist jetzt im Jano.«

Sagal Jama Elmi

Natürlich haben ihr die Überlebenden des Massakers alles bis ins Detail erzählt. Und natürlich haben die Frauen wieder und wieder gesagt: »Deine Mutter ist tot! Definitiv tot!«

Dennoch klammert sich Samiira auch nach ihrer Rückkehr noch immer an den letzten Funken Hoffnung. »Nein, meine Mutter ist nicht gestorben! Sie war bestimmt bloß verletzt! Woher wollt ihr wissen, dass sie tot ist? Hat etwa eine von euch sie untersucht? Hat eine von euch sie begraben?«

Es gibt nur einen Beweis, den sie gelten lassen würde: Erst wenn sie Saado Farahs Leichnam finden sollte, würde sie akzeptieren, was alle behaupten. Jetzt, 1991, könnte es diesen Beweis geben. Schweren Herzens geht Samiira hinab zum Fluss, wo die Massengräber geöffnet und die verwesenen Leichen freigelegt und neu beerdigt werden. Sie ist nicht allein, wie sie suchen Tausende andere auch nach den sterblichen Überresten ihrer Angehörigen. Fast alle Einwohner von Hargeisa sind gekommen, um Abschied zu nehmen. Samiira schätzt, dass etwa drei Viertel dieser Menschen zum Isaaq-Clan gehörten.

Während der drei Tage lang dauernden Umbettungen geht Samiira drei- bis viermal zu den Massengräbern. An einem der Tage werden fünfhundertsiebzig Körper aus der Erde geholt und in Einzelgräbern beerdigt. Samiira schaut sich alle an.

Einmal kommt sie in Begleitung von Sagal, ihrer jüngsten Schwester. Als einer der Wachpolizisten die Vierjährige sieht, will er sie nicht durchlassen: »Geh zurück!« Sagal soll der Anblick der vor drei Jahren begrabenen und mittlerweile verwesenen Leichen erspart werden.

»Ich will nach meiner Mutter suchen!« kreischt Sagal und beginnt zu weinen. Der Polizist kann nicht anders, muss selbst weinen und lässt sie passieren. An diesem Tag weint jeder.

*

In der Regenzeit wird der ausgetrocknete Dooxa Herer urplötzlich zu einem reißenden Strom. Das Wasser frisst sich ins Erdreich hinein und spült weitere Getötete frei. So können während der Sommermonate Schädel- und Oberschenkelknochen, Becken und Brustkörbe, die am Prallhang aus dem Erdreich herausragen, von den Fluten mitgerissen werden. Das ist die Zeit, in der die Familienangehörigen wieder nach ihren Vermissten suchen. Hunderte von Menschen kommen zu den Massengräbern und versuchen, ihre Angehörigen am persönlichen Eigentum zu identifizieren, einem Stück Stoff vielleicht oder einer Uhr.



Menschliche Überreste am Ufer des Dooxa Herer.

Auch Samiira sucht

nach irgendeinem Indiz, nach Saado Farahs Schmuck, ihren Kleidern oder ihren Haaren. Mit bloßen Händen wühlt sie in der aufgeweichten Erde.

»Meine Mutter hat sehr langes Haar gehabt, bis zu den Beinen. Ich habe mir alle Leichen mit langen Haaren angeschaut«, sagt Samiira und zaubert selbst in diesem Moment noch das für sie so typische Lächeln hervor. Dabei hat sie an vielen Graböffnungen teilgenommen. »Ich habe eine Menge getöteter Menschen gesehen, aber meine Mutter ist nicht dabei gewesen. Sie bleibt verschwunden.« Ein Gutes hat die Suche in den Massengräbern am Dooxa Herer dennoch: Allmählich findet sich Samiira mit dem Gedanken ab, dass ihre Mutter wirklich tot ist.

Ihren inneren Frieden aber haben Saado Farahs Kinder noch immer nicht finden können. »Wenn wir hören, dass eine Frau mit langen Haaren entdeckt worden ist, eilen wir zu dem Grab.« Samiira hat gehört, dass sich die Farbe der Haare und der Kleider auch nach Jahren unter der Erde nicht ändert. »Vielleicht liegt sie in einem der Massengräber, die noch ungeöffnet sind.«

*

Hier unten am Fluss ist das Erdreich kaum verdichtet. Mühelos kann man den daumendicken Metallsplitter einer zerfetzten Granate aus dem Boden ziehen und zum Graben benutzen. Sofort stößt man auf alle möglichen Zeugnisse des Grauens: ein Stück zerfressenen Stoffs, eine blaugraue Plastiksandale, ein Oberschenkelknochen, ein Steißbein.

Wie im Bluttausch haben die Regierungssoldaten hier massenhaft Menschen abgeknallt und dabei keinen Unterschied gemacht zwischen achtzigjährigen Greisen, ausgewachsenen Männern oder dreijährigen Jungen – in ihren Augen waren sie alle tatsächliche oder potentielle Kämpfer oder zumindest Unterstützer der SNM. Genauso waren die Frauen und Mädchen als Mütter oder künftige Mütter von Widerstandskämpfern zum Abschuss freigegeben.

Unter Dornbüschen verborgen liegen Skelette, wahllos verstreut sind menschliche Knochen. Manchmal ragt auch die Öse einer Plastikleine aus der Erde. Zieht man daran, dann tauchen Ellen- und Speichenknochen auf.

Baashe erinnert sich an einen der schrecklichsten Momente in seinem Leben: »Ich habe gesehen, wie die Leichen mit zusammengebundenen Händen ausgegraben worden sind.« Und Samiira weiß zu berichten, dass bei den Hinrichtungen zehn oder elf Opfer an den Händen gefesselt worden sind. »Zu Massenerschießungen haben die Soldaten vor allem die ›Brown‹ eingesetzt, auch meine Mutter ist mit einer Brown ermordet worden«, gemeint ist das amerikanische Maschinengewehr Browning M2HB. »Beim Ausgraben sind die Kugeln aus den Kleidern der Toten gefallen.«

Experten wie Said Issa Abdulle, der frühere Polizeichef von Mogadischu, bestätigen zudem den Einsatz von Kalaschnikow-Gewehren bei den Massenerschießungen. Ob amerikanische oder russische Waffen – vor dem Gewehr sind alle Opfer gleich.

*

.50 Browning M2HB –

Das Maschinengewehr für die Massenerschießungen

Laut *Jane's Infantry Weapons* verfügten die Sicherheitskräfte in Somalia über sechs verschiedene Maschinengewehrtypen: die AAT-52, RPD/RPK, SGM und RP-46 vom Kaliber 7.62 mm sowie die 12,7 mm DShK und die .50 Browning M2HB.

Ein Bericht für US-Kongressabgeordnete belegte den Export von vierundzwanzig Browning-M2HB-Maschinengewehren des Kalibers .50 (12,7 x 99 mm) nach Somalia, der bis 1984 abgeschlossen war. Nach Zeugenaussagen von Überlebenden erfolgten die Erschießungen in Hargeisa vor allem mit diesen US-Waffen.

Die Browning der amerikanischen Waffenfirma Saco Defense Inc. ging in ihrer Entwicklung auf das Luftwaffenmodell 1921 zurück, ein Maschinengewehr, das 1933 als M2 weiterentwickelt wurde und für Bodentruppen mit schwerem Gewehrlauf als M2HB

(»heavy barrel«) auf den Markt kam. Auf Grund einer Vielzahl technischer Fortentwicklungen wurde das US-Maschinengewehr zu einem der bis heute meistverbreiteten und erfolgreichen schweren Maschinengewehre. *Jane's* prognostiziert, dass dieser Verkaufserfolg auch in Zukunft noch »für viele Jahre« anhalten wird. Angesichts des Auftragsvolumens ist die Lizenzfertigung in den USA und in Belgien wieder aufgenommen worden. Beide Staaten produzieren vorwiegend für den Export (»primarily for export«).

*

Samiira geht es nicht um Rache, sondern um Gerechtigkeit. »Nein, ich finde nicht, dass die Mörder umgebracht werden sollen. Ich habe panische Angst vor dem Töten.« Letztlich hilft ihr der Glaube weiter: »Alles steht im Koran geschrieben. In unserer Religion ist das Töten nur in ganz bestimmten Situationen gestattet, Allah erlaubt uns die Selbstverteidigung. Meine Mutter aber hat nichts Böses getan, und dennoch ist sie von einem Mann erschossen worden.« Samiira spricht aus innerer Überzeugung.

»Ich glaube fest daran, dass die Siad-Barre-Soldaten nach Adaab kommen, in die Hölle. Sie haben uns unser Land genommen und alles zerstört. Selbst wenn man den Menschen hierher brächte, der meine Mutter ermordet hat, würde ich ihn nicht töten. Unser Glaube sagt uns: Der Mörder muss in der Hölle schmachten. Mutter dagegen wartet jetzt im Jano, dem Paradies. Auch wenn Paradies und Hölle für uns unvorstellbar sind, stelle ich mir nur Gutes vor. Für sie muss Jano wundervoll sein.«

TRÖSTENDE TRÄUME, TRAUERIGE TAGE

»In den drei Jahren unserer Flucht habe ich nahezu jede Nacht eine dieser drei Situationen geträumt.«

Samiira Jama Elmi

Lange habe ich sie beobachtet, habe ihr beim Auf-und-ab-Gehen zugeschaut, habe mich gewundert, dass sie mich nicht gleich entdeckt hat. Endlich bemerkt meine Mutter mich und kommt direkt auf mich zu.

In diesem Augenblick sind Soldaten da und feuern Schüsse auf einen ihrer Füße ab, ganz gezielt auf einen ihrer Füße. Alles geht so schnell, dass ich nicht rechtzeitig rufen und sie warnen kann. Die Kugeln treffen den Fuß und zerfetzen ihn, so dass das ganze Bein mit einem Messer abgeschnitten werden muss. Die Amputation erfolgt an Ort und Stelle.

Dennoch denke ich mir: Zum Glück ist sie nur verletzt, zum Glück ist sie nicht tot, zum Glück lebt meine Mutter noch. Sie lebt, sie lebt in Mogadischu.

*

Endlich weilt meine Mutter wieder unter uns, bei uns in Äthiopien. Auch wenn das Leben beschwerlich ist, so habe ich doch meine Mutter wieder. Wie damals, als wir noch in Hargeisa gewohnt haben, ist sie immer für uns da: Sie kocht, sie wäscht, sie schaut nach mir, ob alles in Ordnung ist, sie erzählt mir Geschichten. Seitdem sie wieder bei mir ist, ist alles wieder gut.

Jeden Tag helfe ich ihr bei der Arbeit, und auch Sagal hilft. Und ich kümmere mich um meine jüngste Schwester, denn ich bin für Sagal verantwortlich. Alles kein Problem, denn meine Mutter ist ja bei uns.

*

Endlich ist der Krieg zu Ende. Als ich nach Hargeisa zurückkomme, finde ich unser Haus zerstört, völlig zerstört. Dennoch ist mein Glück grenzenlos: Saado Farah steht neben dem Mirimiri-Baum, direkt an der Pforte, und wartet auf mich.

Mutter! Mutter! Mutter! Warum bist du hierher gegangen und nicht zu uns nach Äthiopien gekommen? frage ich sie und drücke sie fest an mich. Was für ein unbeschreiblich schönes, was für ein wunderbares, was für ein himmlisches Gefühl.

*

»Als ich zum ersten Mal aus dem Mogadischu-Traum erwacht bin, habe ich mich über mich selbst gewundert«, erzählt Samiira. »Der Äthiopien-Traum gleicht dem Paradies, der Hargeisa-Traum verwirrt mich. In den drei Jahren unserer Flucht habe ich nahezu jede Nacht eine dieser drei Situationen geträumt. In all meinen Träumen hat meine Mutter gelebt. Aber jedes Mal, wenn ich aufwache, ist sie fort. Dann bin ich geschockt und muss weinen. Die Wirklichkeit ist die Hölle.«

5 Jahre des Handelns

DER SCHÖNSTE TAG IM LEBEN

»Das ist der schönste Tag in meinem Leben.«

Ahmed Jama Elmi

Die Menschen im Norden Somalias gründen einen eigenen Staat: Somaliland. Sein Gebiet entspricht dem der früheren Kolonie Britisch-Somaliland, die von 1884 bis zur Unabhängigkeit Somalias 1960 existierte. Ein forschender Schritt in die Freiheit jenseits des andauernden Bürgerkriegs im Süden des Landes, auf den allein jetzt noch die Bezeichnung Somalia zutreffen soll.

Nach dem Sieg der Widerstandsbewegungen über Siad Barre verkündet Radio Mogadischu am 29. Januar 1991, dass Ali Mahdi vom United Somali Congress (USC) neuer Präsident Somalias sei. Ohne Einbeziehung der Somali National Movement (SNM) und der Somali Patriotic Movement (SPM) bildet Mahdi eine provisorische Übergangsregierung. Mit dem ehemaligen Polizeichef und dem früheren Außenminister Siad Barres beruft Mahdi zwei Repräsentanten des alten Regimes als Finanzminister beziehungsweise sogar als Premierminister in die neue Regierung.

Damit begeht Ali Mahdi einen kapitalen Fehler. Die SNM-Spitze verweigert ihre Teilnahme bei der »Nationalkonferenz« am 28. Februar 1991, die angesetzt worden war, ohne sich mit den anderen politischen Kräften abzustimmen. Notgedrungen sagt Mahdi die Konferenz ab.

Im April verkünden alle Beteiligten eine gemeinsame Erklärung zur Wahrung der staatlichen Einheit, was die SNM-Führung jedoch nicht daran hindert, am 18. Mai 1991 die unabhängige »Republik Somaliland« auszurufen. Die SNM begründet die

Aufhebung des Einheitsvertrags von 1960 damit, dass die italienische Kolonie Somalia und das britische Protektorat Somaliland damals ohne Volksabstimmung »zwangsvereinigt« worden seien.

Im nächsten Schritt werden eine elfköpfige Regierung gebildet und eine Nationalversammlung gegründet. Erster Präsident des neuen Landes wird Abdirahman Tuur. Die Anerkennung durch andere Staaten bleibt Somaliland allerdings versagt.

In Somalia herrscht weiterhin große Unruhe. Als der USC sich in die von Staatschef Ali Mahdi und seinem Kontrahenten General Farah Aidid repräsentierten Teile spaltet, brechen im September 1991 im ganzen Land erneut Kämpfe aus. Allein in Mogadischu sterben in einem halben Jahr dreißigtausend Menschen.

*

Am 22. Dezember 1991 haben die sieben Elmi-Geschwister nach langer Zeit endlich einmal wieder einen Grund zur Freude: Jama Elmi, ihr Vater, kehrt zurück.

Heute ist ein heiliger Tag, ein Feiertag, und die Tränen, die an diesem Tag fließen, sind Tränen des Glücks. Für die beinahe fünfjährige Sagal wie für ihren zwei Jahre älteren Bruder Ahmed ist es der schönste Tag ihres Lebens.

Gebannt lauschen die Geschwister Jamas Erzählungen über die Zeit in Dschibuti, die Überfahrt nach Aden, seine Arbeit bei dem Erdölunternehmen und die anschließende Arbeitslosigkeit. »Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, endlich wieder zu Hause zu sein, hier bei euch!« sagt er und küsst sie alle der Reihe nach: Sagal und Ahmed, Hibaq und Baashe, Abdikarin, Samiira und Siciido.

Erst als die Kinder eingeschlafen sind, steigt die Einsamkeit in ihm hoch. Verloren starrt er an die Decke, stundenlang wandert er im Zimmer umher. Schon seit Jahren ist der Platz neben ihm leer. Doch erst jetzt, da er in Hargeisa ist, wird ihm bewusst, was passiert ist: Seine Frau ist fort und wird nie wieder heimkommen, sein Haus ist bis auf die Grundmauern zerstört, seine Heimatstadt

liegt in Schutt und Asche. Nacht für Nacht denkt er an die Tage zurück, da das Leben noch lebenswert gewesen ist.

*

Das Leben ist ein täglicher Kampf. Während ihr Vater das Essen besorgt, erledigt die achtzehnjährige Siciido den Haushalt. Derweil kümmert sich Samiira darum, dass die Geschwister eifrig lernen. Endlich kann auch Baashe wieder die Schule besuchen, genauer gesagt den Unterricht, der mangels Schulgebäude im Freien stattfindet. Die Schüler sitzen auf Steinen und kritzeln mit Bleistiften auf Papierschnipsel – wenn sie welche besitzen.

Sobald Samiira Schreibzeug auftreiben kann, reicht sie es an ihre jüngeren Geschwister weiter. Mittags liest sie ihren Schwestern und Brüdern aus Schulbüchern vor und hört die Hausaufgaben ab. Bis tief in die Nacht hinein brütet die Sechzehnjährige über den Büchern, trägt sie doch ihre Form der Revolution im Herzen. »Ich weiß, was ich werden will«, verkündet Samiira selbstbewusst: Sie träumt davon, »erst in der Verwaltung und später als Rechtsanwältin zu arbeiten«. In der patriarchalisch geprägten Gesellschaft Somalias ist das ein kühner Plan für eine junge Frau.

So hoch Samiiras Ziele an sich schon sind, in einer Stadt, die in Trümmern liegt wie einst Dresden nach den Bombardements im zweiten Weltkrieg, ist schon der Wunsch nach einer Bürotätigkeit schwer zu verwirklichen – ganz zu schweigen von einem Studium an einer somaliländischen Universität.

*

1992 bekommt die Familie endlich wieder ein festes Dach über dem Kopf. Sie zieht nach Ahmed Gurey, einem Platz im Süden Hargeisas, der nach einem Freiheitskämpfer gegen die Äthiopier aus dem 15. Jahrhundert benannt ist. Von nun an wohnen sie in einem Verwaltungsgebäude in der Enge zweier Zimmer eines ehemaligen Büros. Der Vater und die drei Jungen leben in dem einen, die vier Mädchen in dem anderen Raum. Hier verbringen

sie die Tage, sprechen über ihre Ängste und Sorgen, hier schlafen und hier träumen sie.

Wenn es Nacht wird, träumt Baashe, dass seine Mutter zurückkommt. »Sie spricht mit mir: ›Wie geht es dir, mein Baashe? Wie geht es Samiira und Siciido? Was machen Abdikarin und Ahmed, und was Hibaq und Sagal? Ich bin auf dem Markt gewesen und habe Essen für uns geholt. Und für dich eine neue Hose.« Manchmal«, sagt Baashe, »kann ich Traum und Wirklichkeit nicht unterscheiden.«

Versöhnungskonferenz in Boroma

In Somalia tobt nach wie vor der Bürgerkrieg, entsprechend teuer sind Waffen auf dem Schwarzmarkt. Für ein M16-Gewehr werden 125 Dollar, für eine Kalaschnikow 175 Dollar und für ein G3 sogar 300 Dollar bezahlt. Maschinengewehre kosten mehr als 1000 Dollar, so Recherchen im Auftrag der Vereinten Nationen. Auf den Straßen regiert die Gewalt, täglich sterben zahllose Menschen.

Ganz anders im Norden, in der neugegründeten »Republik Somaliland«. Am 24. Januar 1993 beriefen Führer des Landes in der gut hundert Kilometer westlich von Hargeisa gelegenen Stadt Boroma eine Versöhnungskonferenz ein. Neben der Einleitung eines Versöhnungs- und Sicherheitsprozesses sollte der zwei Jahre zuvor gegründete Staat demokratisch verankert werden. Vier Monate lang diskutierten 150 Clanälteste (»Elders«) des Somaliland National Guurti, der Ratsversammlung der Elders, mit insgesamt 2000 Gästen.

Finanziert wurde das Treffen des Guurti vornehmlich mit somalischen Geldern, die die Vereinten Nationen (United Nations Operation in Somalia – UNOSOM) verweigerten jegliche Unterstützung. Am Ende dieses Diskussionsprozesses standen Vereinbarungen, wonach die Sicherheit im Land und der freie Verkehr auf den Straßen garantiert, die militärischen Einheiten demobilisiert, lokale Polizeien und staatliche Justizinstanzen eingerichtet werden sollten.

Im Einklang mit den Prinzipien des Islams und der somalischen Tradition zeichneten die Elders für die Umsetzung dieser Vereinbarungen sowie für Sicherheitsgarantien zur Vermeidung kommender Konflikte verantwortlich. Zwei Jahre lang fungierten die Verträge von Boroma quasi als Verfassung des jungen Staates. Politische Entscheidungen sollten zukünftig von dem Guurti (etwa mit der Funktion eines Unterhauses, in dem die nicht frei gewählten Clanältesten vertreten sind) und einer Versammlung von gewählten Abgeordneten als Oberhaus getroffen werden, die gemeinsam das Parlament bilden. Der Nationale Guurti wählte im Juni 1993 Mohamed Haji Ibrahim Egal zum Präsidenten und Abdulrahman Aw Ali zum Vizepräsidenten des Staates. Der Frieden in Somaliland aber war lange noch nicht gewährleistet.

*

Mittlerweile ist der Schutt zur Seite geräumt und die Straßen sind begehbar, doch von einem geregelten Leben kann man kaum sprechen. Noch immer gleicht Hargeisa eher einem Trümmerhaufen als einer funktionierenden Stadt.

Im Herbst 1993, zweieinhalb Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs, kommen die sechsjährige Sagal und ihr achtjähriger Bruder Ahmed in die Alif-Doon-Schule, benannt nach einem berühmten SNM-Mitglied, wie die Namenstafel verkündet. Wie ihr großes Vorbild Samiira geht Sagal gern in die Grundschule und lernt für ein besseres Leben. Dasselbe Ziel steckt sich auch Ahmed, der wie all die anderen in den Kriegsjahren keine staatliche Schule besucht hat und deshalb in Sagals Klasse kommt. Dort sitzen sechzig Kinder beieinander, zwei Reihen nur für Jungs, in der dritten gibt es auch einige Mädchen.

Der netteste Lehrer ist Herr Suleyman. »Der schlägt nicht, auch nicht mit dem Stock«, sagt Ahmed lachend. Aber was ist schon ein Schlag mit dem Holzstock gegen das, was sich im Land abspielt.

DIE SCHLIMMSTEN TAGE IM LEBEN

»Das sind die schlimmsten Tage meines Lebens.«

Sagal Jama Elmi

Das Desaster der UNO in Somalia

Im Oktober 1992 besetzten Siad-Barre-Einheiten die Stadt Bardera, es kam zu Massakern an der Bevölkerung. Milizen des Generals Aidid eroberten die Stadt zehn Tage danach wieder zurück.

Am 3. Dezember 1992 beschlossen die Vereinten Nationen die UNITAF-Operation, bei der erstmals eine militärische Intervention zugunsten humanitärer Hilfe ermöglicht wurde. In der Folge wurden alle wichtigen Punkte der Hauptstadt Mogadischu durch US-Einheiten besetzt. Die verfeindeten Clanführer Ali Mahdi und Farah Aidid unterzeichneten ein Abkommen zur Beendigung des Bürgerkriegs. Mitte März 1993 einigten sich 15 Clanmilizen in Addis Abeba auf ein Friedensabkommen. Zugleich eroberte Siad Barres Schwiegersohn Mohamed Hersi »Morgan« die Stadt Kisimayo und unterließ damit die Vereinbarungen.

Im Mai 1993 ging die UNITAF-Mission in UNOSOM II über. An dem Einsatz beteiligte sich die Bundeswehr mit 1700 Mann, die an ihrem Einsatzort in Belet Huen italienische Soldaten unterstützten. Dort trafen deutsche Soldaten mit G3-Gewehren auf Somalis mit G3-Gewehren – die einen aus der Oberndorfer Fertigung, die anderen aus italienischer, britischer, iranischer, saudi-arabischer oder pakistanischer Lizenzproduktion.

Im Juni wurden 23 UN-Soldaten getötet, woraufhin Vergeltungsschläge durch UNO-Einheiten gegen Aidid-Milizen stattfanden. Die Militäreinheiten der Vereinten Nationen wurden zur Kriegspartei.

Statt den steckbrieflich gesuchten Aidid festzunehmen, flog ihn die US-Luftwaffe am 22. November 1993 zu einer Friedenskonferenz nach Addis Abeba. In Nairobi einigten sich am 10. März 1994 fünfzehn Bürgerkriegsparteien auf eine Versöhnungskonferenz.

Im September fand erneut ein Angriff auf einen UNO-Konvoi statt, woraufhin die UN-Truppen einen Gegenschlag ausführten. Anfang März 1995 verließen alle UNO-Truppen das Land.

*

Ahmed ist mittlerweile neun Jahre alt, und seit er sich erinnern kann, herrschen Krieg und Gewalt. Früher hat er nicht verstehen können, warum Nachbarn einfach verschwunden sind, warum dieser Siad Barre unschuldige Menschen verfolgen und seine geliebte Mutter erschießen lassen hat. Und selbst heute kann ihm keines seiner Geschwister erklären, warum die Männer in Hargeisa aufeinander schießen.

Samiira hat Ahmed erzählt, dass er den Kriegern aus Hargeisa vielleicht sogar sein Leben verdankt. Sie haben ihr Leben im Kampf gegen Siad Barre riskiert, viele sind tot, viele verstümmelt. Die Veteranen des Krieges humpeln auf Krücken durch Somaliland, die einen haben keine Beine mehr, den anderen fehlen die Arme. In keiner anderen Stadt der Welt soll die Behindertenquote so hoch sein wie in Hargeisa. Bis zum heutigen Tag hat Ahmed alle diese Männer irgendwie bewundert.

Jetzt aber, im November 1994, zerbricht das Bild vom ehrenwerten Kämpfer der Somali National Movement, und Ahmeds Bewunderung schlägt in Verachtung um. Denn in diesen Tagen kämpfen Somaliländer gegen Somaliländer, schießen SNM-Mitglieder auf SNM-Mitglieder in einem Bruderkrieg, der an Sinnlosigkeit nicht zu überbieten ist.

Somaliländer erschießen Somaliländer

Im November 1994 brachen in Hargeisa Kämpfe aus, die im März 1995 auf Burao übergriffen. Vordergründig gab es zwei Anlässe dafür: zum einen die Auseinandersetzung um die Verteilung der Einkünfte und die Kontrolle des Flughafens von Hargeisa, zu denen es zwischen der Regierung Somalilands und den Iidagale (einem Subclan der Isaaqs) gekommen war. In deren Einflussbe-

reich lag das Flughafengelände. Zum zweiten versuchte die Regierung nach dem Scheitern der Verhandlungen mit den Iidagale unter Einsatz der neu formierten Armee ihre Macht über die Grenzen Hargeisas hinaus zu erweitern. Nach der Eroberung des Flughafens kam es zu heftigen Gefechten zwischen den regierungstreuen Habr Jecllo (Red Flag) und den Habr Younis (Snipers) um die Vorherrschaft in Burao, einem bedeutenden Zentrum des Viehandels.

Zudem ging es um Fragen der Machtverteilung, des Zugriffs auf die somaliländischen Ressourcen und um historisch bedingte Clananimositäten. Dass auch die Vereinten Nationen und General Aidid in Mogadischu sich in den Konflikt einschalteten, komplizierte die Gemengelage noch zusätzlich.

Bei den Auseinandersetzungen griffen die SNM-Krieger der verfeindeten Clans auf die Waffen zurück, die sie bereits gegen Siad Barres Regierungseinheiten eingesetzt hatten. Neu hinzu kamen die Waffen, die sie den fliehenden Regierungssoldaten und Derwischen zu Beginn des Jahres 1991 abgekauft bzw. abgenommen hatten. So schossen in diesem zweiten Bürgerkrieg Somaliländer auf Somaliländer mit Waffen desselben Typs (vor allem AK-47, M16, G3 und FAL).

Erst 1996 wurden die kriegerischen Auseinandersetzungen endgültig beigelegt.

*

Die kleine Sagal fühlt wie ihr Bruder. Sie hat sich so viel vorgenommen, hat sich danach geseht, endlich in die Schule gehen und ein Leben ohne Kampf und Krieg führen zu können. Doch jetzt kehrt die Gewalt zurück, Nachbarn schießen auf Nachbarn und Freunde auf Freunde. Wie soll ein siebenjähriges Mädchen das verstehen? In anderen Ländern spielen Kinder in ihrem Alter im Freien, Sagal jedoch muss sich verstecken, denn der Spielplatz ist zum Schießplatz der Erwachsenen geworden. »Das Schießen ist für mich das Schlimmste im Leben. Jeden Tag fallen Bomben!« klagt Sagal.

Vorbei an dunkelgrünen Militärfahrzeugen mit einsatzbereiten Artilleriegeschützen und an Soldaten mit geladenen Gewehren fliehen die Elmis erneut, diesmal nach Balli Gubadle, einem Distrikt südlich von Hargeisa, wo sie drei Monate lang auf die Rückkehr der Vernunft hoffen.

Wenigstens ist ihr Vater diesmal bei ihnen, und zum Glück finden sie hilfsbereite Menschen, die ihnen kostenlos zur Verfügung stellen, was sie zum Überleben brauchen: Nahrungsmittel, Decken und ein Dach über dem Kopf.

*

Zwanzig Jahre ist Samiira alt, als sie 1995 auf die Swissgroup-Schule geht. Von 1995 bis 1997 besucht sie diese Privatschule, die von international tätigen Nichtregierungsorganisationen eingerichtet worden ist. Zum Glück müssen die Schüler lediglich den Schulbus und die Bücher bezahlen, was sich die Elmis gerade so leisten können.

In der Swissgroup-Schule unterrichtet Herr Adan Samiira am Computer und in Mathematik. Wie schon in früheren Jahren ist Mathe ihr Lieblingsfach, am meisten aber profitiert sie von den Lektionen ihres Englischlehrers Abdikarin. »Ich mag seine Grammatikstunden, sie sind wie eine andere Form mathematischer Fortbildung«, sagt Samiira. Abdikarin feilt beständig an Samiiras Aussprache, schließlich ist Englisch eine Amtssprache im ehemaligen britischen Protektorat. Der Lehrer arbeitet mit Videokassetten und BBC-Berichten, keine Selbstverständlichkeit, so kurz nach den beiden Bürgerkriegen.

Samiira aber will mehr. Sie will sich ein einwandfreies Geschäftsendenglisch aneignen, damit sie einen Verwaltungsberuf ergreifen und später womöglich sogar studieren kann. Weil dazu die üblichen Lektionen nicht ausreichen, nimmt sie sogar Abdikarins Übungskassetten mit nach Hause.

»Vor diesen Unterrichtsstunden habe ich kein Englisch sprechen können, denn in der Grundschule hat es das Fach gar nicht gegeben. Und im Krieg haben wir andere Sorgen gehabt.« Samii-

ra ist ihrem Lehrer dankbar, und Abdikarin ist sicher einer der besten. Immerhin unterrichtet er vormittags zwei Stunden lang die Präsidentenfrau Kaltun Egal, bevor er nachmittags den Schülern Unterricht gibt.

Entwicklung trotz internationaler Ignoranz

1997 wurde Präsident Egal in seinem Amt bestätigt und für fünf Jahre wiedergewählt.

Anfang 1997 bereiteten das UN-Flüchtlingshilfswerk UNHCR und somaliländische Regierungsvertreter Pläne vor, um 100 000 somalischen Bürgerkriegsflüchtlingen («Returnies») die Rückkehr aus Äthiopien zu ermöglichen. Präsident Egal warnte jedoch vor übereilten Entscheidungen, da die somaliländische »Ökonomie nicht stark genug und das Land noch nicht sicher genug« sei.

Immer mehr Nichtregierungsorganisationen nahmen ihre Arbeit auf, in begrenztem Umfang stellten internationale Spender finanzielle Mittel für Aufbauprojekte zur Verfügung. Dennoch blieb Präsident Egal der große Durchbruch versagt: »Der Himmel weiß, dass wir Hilfe von außen brauchen, um dieses Land aufzubauen«, sagte er im Mai 1999. »Wir haben das Land stabilisiert und in den Frieden geführt. Ohne äußere Hilfe haben wir alle Stammesmilizen entwaffnet.« Den Waffenhandel konnte der Präsident begrenzen, unterbinden konnte er ihn nicht. Trotz dieser insgesamt positiven Gesamtentwicklung blieb Somaliland weiterhin die internationale Anerkennung versagt.

Zu Zehntausenden kehrten die Returnies in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in ihre Heimat zurück, ohne dass Somaliland in der Lage wäre, ihnen angemessene Lebensbedingungen zu bieten.

Strebsam und willensstark kämpft Samiira für den Durchbruch in der somalischen Männerwelt. Als sie eine Anstellung als Vermögensverwalterin und Buchhalterin bei NAGAAD erhält, dem Dachverband der örtlichen Frauenorganisationen, ist der erste Schritt getan.



In einem NAGAAD-Büro spricht Samiira mit dem Autor.

»Ich regle das alltägliche Geschäft in der Verwaltung, stelle den Arbeitsplan auf, unterschreibe sämtliche finanziellen Transaktionen und bereite die Finanzberichte vor«, erklärt Samiira stolz. Daneben kümmert sie sich tagtäglich auch um das Wohl und Wehe ihrer Geschwister, doch das erwähnt sie erst gar nicht. Statt dessen sagt sie einfach, sie freue sich, dass endlich alles besser vorankomme.

NAGAAD – Dachverband der Frauenorganisationen

Somaliländische Frauen gründeten Anfang der neunziger Jahre in Hargeisa NAGAAD (»Wohlfahrt in Frieden«), den Dachverband der politisch, sozial und wirtschaftlich engagierten Frauengruppen. Bei fünf der Mitgliedsorganisationen sind Vertreter beider Geschlechter tätig, bei 26 ausschließlich Frauen.

Zu den engagiertesten der 31 örtlichen Mitgliedsorganisationen zählen beispielsweise »Dulmar For Women's Development«, »Advocacy and Peace« im Bereich der Menschenrechtsarbeit und

»Candlelight for Health and Education« (CLHE) im Gesundheits- und Bildungssektor. Weitere NAGAAD-Gruppen betätigen sich in den Bereichen Kultur, Umweltschutz, Landwirtschaft und Forschung. Bei Tagungen und Workshops werden schwerpunktmäßig frauenspezifische Probleme diskutiert und Lösungsansätze erarbeitet.

Finanziell wird NAGAAD von nationalen wie internationalen Geldgebern unterstützt, darunter die Heinrich-Böll-Stiftung aus Berlin.

»Nach dem Krieg war das Leben auf dem absoluten Nullpunkt, heute sind wir bei etwa vierzig Prozent«, sagt Samiira, der die Entwicklung zu einem friedlichen Somaliland nicht schnell genug vorangeht. Aber noch immer sind starke Gegenkräfte wirksam, die den Friedensprozess hemmen. Nach wie vor gibt es Geschäftemacher, die von den Verbrechen der Vergangenheit profitieren.

KEINE FRAGE DER EHRE

»Ich verkaufe nur an seriöse Leute.«

Mr. Farah, Geschäftsmann

»Nennen Sie mich einfach Mr. Farah«, sagt der Mann ohne Vornamen. Farah sieht nicht anders aus als andere Somaliländer: ein Mann von schlanker, hochgeschossener Statur und nicht allzu dunkler Hauttönung. Wenig auffällig ist auch seine Kleidung, er trägt ein schwarz-weiß-gestreiftes, zum Turban gewundenes Tuch, ein gelbes Hemd mit feinen Linien und eine rote Maalus, den traditionellen Männerrock der Somalis. Die goldene Uhr am linken Handgelenk und der Silberring mit dem hellblauen Edelstein an der rechten Hand lassen vermuten, dass er zu den Besser-

verdienenden in der somaliländischen Gesellschaft zählt. Auffällig sind allenfalls sein schwarzer Schnauzer, die Hornbrille und der Holzstock, mit dem er sich beim Laufen abstützt.

Mr. Farah spricht wenig und gibt sich verschlossen bei Fragen, die seine Person betreffen. Immerhin verrät er, dass er in Hargeisa geboren und Mitglied des Isaaq-Clans ist. Von Beruf ist Mr. Farah Waffenhändler.

»Ich verkaufe Pistolen und Gewehre, beispielsweise AK47-Kalaschnikows, G3, M14 und sogar europäische Waffen aus dem zweiten Weltkrieg. Außerdem Pistolen wie die russische Makarov. Kalaschnikows kann ich in beliebiger Stückzahl besorgen«, verspricht der Waffendealer.

»Der Preis einer neuen AK-47 aus Russland beträgt hundertzwanzig Dollar, gebraucht kostet sie nur neunzig bis hundert Dollar. Die meisten der Gewehre, die hier in Hargeisa verkauft werden, sind so gut wie neu. Für ein gutes G3 müssen meine Kunden hundertzwanzig Dollar hinblättern, für die M14 sogar hundertsechzig. Die Leute schätzen Gewehre, mit denen man präzise schießen kann.«

Nicht anders als auf einem orientalischen Basar lockt Mr. Farah mit Sonderangeboten: »Die amerikanische M16 ist bereits für fünfzig Dollar zu kaufen. Aber die 5.56-Millimeter-Munition ist schwer erhältlich.« Und ältere G3 würden je nach Zustand nur zwischen siebzig und neunzig Dollar kosten.

Militärisches Inventar: Somalia (Auszug)

Waffenart	Typ	Firma (ohne Lizenzen)	Land
Pistolen	7.62 mm Tokarev	Staatliche Werke	Russland
	9 mm Makarov	Staatliche Werke	Russland
			DDR, China

Maschinenpistolen	9 mm Sterling	Sterling Armam.	Großbritannien
	9 mm Uzi	Israel Military Ind.	Israel
	9 mm Beretta M12	Pietro Beretta	Italien
Gewehre	5.56 mm SAR80	Chartered Firearms Industries	Singapur
	5.56 mm M16A1	Colt's M. Company	USA
	7.62 mm AK-47	Staatliche Werke	Russland
	7.62 mm AKM	Staatliche Werke	Russland
	7.62 mm M14	Colt's M. Company	USA
	7.62 mm G3	Heckler & Koch	Deutschland
Maschinengewehre	7.62 mm RPD, RPK	Staatliche Werke	Russland/China
	7.62 mm SMG	Staatliche Werke	Russland
	7.62 mm RP-46	Staatliche Arsenale	Russland
	12.7 mm DShK	Staatliche Werke	Russland
	0.50 Browning M2HB	Saco Defence	USA
Anti-Panzer-Waffen	RPG-2	Pak. Machine Tool Fact. Ltd.	Pakistan
	RPG-7	Staatliche Werke	Russland/China
	89 mm LRAC	Luchoire Defence	Frankreich
	MILAN ATGW	Dasa, Aerospatiale	Deutschland/ Frankreich
	9K14 ATGW	Dasa, Aerospatiale	Deutschland/ Frankreich

Quelle: Jane's Infantry Weapons 2002–2003

*

»Das Manko des G3 besteht darin, dass man das Gewehr reinigen muss, nachdem man drei oder vier Magazine verschossen hat.« Ansonsten weiß Mr. Farah nur Gutes von der Heckler&Koch-Waffe zu berichten. »Das G3 ist ein sehr gutes Gewehr mit richtig

großer Reichweite. Mit ihm kannst du sehr gut schießen. Zum genauen Zielen werden die Gewehre mit einem Bipod fixiert, mit dem zweibeinigen Standbein triffst du dein Ziel. Aber auch wenn du ein G3 in Händen hältst, gewinnst du immer. Das G3 ist schrecklich.«

Die Mobilen Polizeieinheiten wussten das G3 zu schätzen. »Die Derwische haben das G3 im Bürgerkrieg eingesetzt. Zur Zeit des Siad-Barre-Regimes habe ich mein Geld in Hargeisa und in Mogadischu verdient, 1988 noch als Polizist, aber als gewöhnlicher Polizist. Auf Menschen aus Hargeisa habe ich nie geschossen. Inzwischen sind die Waffen der Derwische in den Händen der Bürger.«

Mr. Farah kann das nur recht sein. Denn wenn jemand ein einzelnes Gewehr haben möchte, kann er ihm jederzeit eines besorgen, das er den Bewohnern von Hargeisa abkauft. Größere Mengen beschafft er sich aus Somalia, wo der Bürgerkrieg bis heute tobt und der Waffenhandel blüht.

Fragen nach dem Ursprung der G3-Gewehre, mit denen er handelt, weicht der Mann mit dem Schnauzer aus. »Ich weiß nicht, woher die G3-Gewehre kommen. Wir schauen nicht auf die Herkunft der Waffen, wir verkaufen sie. Sie zirkulieren innerhalb und außerhalb des Landes.«

Der Waffenhandel im befriedeten Somaliland selbst ist vergleichsweise wenig gewinnbringend. Was in Hargeisa gekauft wird, bleibt nicht im Land, sondern geht illegal nach Somalia, Äthiopien und Kenia, wo großer Bedarf besteht. Doch das erzählt Mr. Farah nicht. Dafür erklärt er lieber, dass Waffen aller Art vor allem aus Mogadischu und dem Jemen importiert werden. Trotz internationaler Bemühungen funktioniert die Waffenpipeline über den Golf von Aden also weiterhin bestens. Preisunterschiede gibt es kaum.

»In Mogadischu und im Jemen bezahlt man fast den gleichen Preis. Eine G3-Kugel kostet fünftausend Somaliland-Schilling«, das ist deutlich weniger als ein Dollar. »Die Produktion der G3-Munition ist bis heute nicht aufgegeben worden, daher ist sie gut

erhältlich. Ein Magazin kostet zehn US-Dollar, mit dem Kauf vieler Patronen wird natürlich alles billiger. Die Munition kommt aus Mogadischu, eine weitere Quelle ist natürlich auch der Jemen.« Die Munition des M16 dagegen sei – anders als früher – heute schwer erhältlich.

»Die Polizei akzeptiert den landesinternen Verkauf«, erklärt Mr. Farah grinsend. Er glaubt, die Polizei könne »den Waffenhandel im Land sowieso nicht verhindern«. Anders steht es um den Waffenhandel über Ländergrenzen hinweg. Seine Miene wirkt verschlossen wie eine afrikanische Holzmaske, als das Thema zur Sprache kommt. Nach einem kurzen Zögern antwortet er dann doch: »Unsere Regierung verbietet den Waffenimport, deshalb werden die Gewehre top secret nach Somaliland geschmuggelt. Natürlich ist mein Job riskant«, fügt er hinzu. »Wir kommen oft mit der Polizei in Konflikt. Ob ich eine oder hundert Waffen einführe, die Zahl ist unerheblich – ich werde ins Gefängnis geworfen. Waffenimport ist gefährlich.«

Wird ein Dealer auf frischer Tat erwischt, bekommt er beim ersten Mal mindestens eine dreimonatige Haft- und eine hohe Geldstrafe. Wer wiederholt beim Schmuggeln erwischt wird, dem drohen Haftstrafen von vier bis sechs Jahren. Weil der Schwarzmarkt nur schwer zu kontrollieren ist, hat die Regierung eine spezielle Abteilung geschaffen, die die Waffengeschäfte unterbinden soll. Bei diesem Criminal Investigation Department sind in Somaliland rund fünfhundert Leute tätig, davon fünfzig in der Hauptstadt Hargeisa. Die Polizei ist noch wachsamer geworden, nachdem Waffen der somaliländischen Armee gestohlen worden sind.

»Hier leben gerade mal zwanzig Menschen ausschließlich vom Waffenhandel, von denen sind derzeit etwa zehn im Gefängnis«, beklagt sich Mr. Farah. Er hat die Zahl ziemlich niedrig angesetzt, Insider sprechen von bis zu zweihundert Dealern.

Die Zahl ist deshalb so hoch, weil es »heute leichter ist, Waffen zu erhalten, als noch vor fünfzehn Jahren. Jeder, der eine Waffe besessen hat, ist vom Siad-Barre-Regime streng bestraft

worden. Viele sind inhaftiert, gefoltert und getötet worden.« Das war einmal. »Zehn G3-Gewehre kann ich kurzfristig besorgen, hundert G3-Gewehre benötigen ihre Zeit, bis sie angeliefert sind«, kommt Mr. Farah zum Geschäft. Es geht um eine kleine Menge? »Die kann ich ganz einfach mit dem Auto herbringen – jetzt sofort. Dann notiere ich die Gewehrnummer, kassiere das Geld, und der Kauf ist perfekt.«

*

Mr. Farah ist Geschäftsmann. Dass er mit Waffen handelt, macht ihn nicht zu einem schlechteren Menschen als jemand, der eine Herde Ziegen verkauft. Schließlich hat man seine Prinzipien. Sagt Mr. Farah und wischt sämtliche kritischen Fragen vom Tisch.

»Ich verkaufe Waffen an Bauern, an Soldaten, an Polizisten oder an Leute, die Polizisten werden. Und an Händler, die sich schützen wollen, wenn sie Geld bei sich tragen«, sagt er barsch, die linke Hand auf seinen Stock gestützt, mit der rechten plötzlich heftig gestikulierend. Mr. Farah fühlt sich bei der Ehre gepackt. »Die meisten Waffenhändler arbeiten verantwortungsbewusst. In unserer Zunft haben wir ein vertrauensvolles Verhältnis, schließlich handeln wir auch miteinander. Aber die Jüngeren sind unerfahren und viel zu unvorsichtig. Sie verkaufen auch an Kriminelle«, wettet er. »Auf diese Waffendealer bin ich wütend, weil ich mich dabei nicht gut fühle. Ich verkaufe nicht an Leute von außerhalb, ich verkaufe nur an seriöse Leute.« Der Waffenhändler nickt heftig.

»Ich verkaufe nichts an jemanden, von dem ich denke, dass er gewalttätig ist, oder wenn ich ihn im Verdacht habe, er wolle jemanden mit dieser Waffe töten. Deshalb registriere ich alle meine Waffen.« Nachdenklich sagt er: »Ja, in bestimmten Fällen habe ich Skrupel, Waffen zu verkaufen.«

Abrupt steht der Mann mit dem schwarzen Schnauzbart auf. Für heute ist das Gespräch beendet.

*

Beim nächsten Treffen wenige Tage später hat Mr. Farah die Ware dabei. Sein weißer Turban und sein weißes Hemd mit den violetten Streifen leuchten im Dämmerlicht. Der Raum ist nur schwach erhellt. Er legt die in Stoff gehüllte Waffe auf den Tisch. Nicht weit von hier befindet sich die Einsatzstation der Mobilen Polizei.

»Gewehre sind nicht billig«, sagt der Mann mit der dunklen Hornbrille. Heute will er handeln, heute geht es ums Geschäft. »Eine ostdeutsche AK-47 kostet neu hundertfünfzig Dollar, eine russische Kalaschnikow zwischen hundertfünfzig und zweihundert. Eine AK mit verkürzter Schulterstütze macht zwischen zweihundert und zweihundertzwanzig Dollar, die ist handlich in der Schlacht.« Und wesentlich teurer als beim letzten Mal.

»Das Modell G3A3 mit der kurzen Schulterstütze ist die teuerste Version. Da sie gut zu verbergen und leicht transportierbar ist, kostet sie hundertfünfzig Dollar. Die zweit teuerste Waffe ist das G3 mit Bipod. Auch Schalldämpfer und Bajonette sind nicht billig, die kann ich nur in begrenzter Zahl beschaffen.« Mr. Farah



Die Gewehrnummer G-3 P.O.F. 77 D59941 verrät, dass dieses G3 1977 bei der Pakistan Ordnance Factory in Lizenz gefertigt worden ist.

wirkt seltsam nervös. Um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, zieht er den Turban nach hinten. Für einen kurzen Augenblick blitzt seine Halbglatze auf. »Die Leute glauben, die größten Länder produzieren die besten Waffen: die USA, Russland, Großbritannien, Frankreich, Deutschland. Das stimmt. Sie verfügen über die beste Infrastruktur zur Waffenfertigung, und sie sind wirklich besser.«

Eilig enthüllt er das Schnellfeuergewehr. Die Gewehrnummer G-3 P.O.F. 77 D59941 verrät viel: Die Heckler&Koch-Waffe ist 1977 bei der Pakistan Ordnance Factory in Lizenz gefertigt worden. Samiira ist damals gerade mal zwei Jahre alt gewesen, im Jahr danach hat Saado Farah mit ihren drei Kindern Mogadischu verlassen.

Ein Vierteljahrhundert nach ihrer Herstellung ist die Waffe noch immer funktionsfähig. Wie viele Menschen sind durch Kugeln aus dem Lauf dieses G3-Gewehrs gestorben? Waren die Opfer Soldaten? Zivilisten? Alte Menschen? Kinder? Frauen, so wie Samiiras Mutter?

6 Jahre der Tränen

SCHÖNHEITEN DES STRANDES

»Die Probleme haben wir,
die wir immer noch am Leben sind.«
Sirat Jama über ihren Sohn Mohamed

Auf der morgendlichen Reise von Hargeisa nach Berbera taucht der flammende Sonnenball die gewaltigen Termitenkegel in ein kräftiges Rostrot. Parallel zur Straße werden Ziegen- und Kamelherden von Nomaden zum Hafen von Berbera getrieben, von wo aus sie in benachbarte arabische Staaten verschifft werden sollen.

Zwischendurch bietet sich Gelegenheit genug zur Rast bei Riesenschildkröten, die sich auf ihrer Wanderung alle Zeit der Welt nehmen. Als Fahrer Ahmet Barre eine von ihnen in die Höhe hält, faucht das dreißig Kilogramm schwere Reptil empört.

Die ersten wolkenbedeckten Apriltage kündigen die Regenzeit an. In den nahe gelegenen Bergen muss der erste Regen schon gefallen sein, denn innerhalb von Minuten verwandelt sich das seit Monaten wasserlose Flussbett eines Trockentales zum reißenden Strom. Gerade noch rechtzeitig kann der Landcruiser das Wadi durchqueren. Das Wasser schießt schäumend an den Fensterscheiben vorbei.

Den ausgebrannten Militärfahrzeugen und den ausgeschlachteten Panzerwracks der T-72, die den Wegrand säumen, schenkt niemand Beachtung. Die Fahrerinnen sind geplündert, die Motoren zerlegt. »Die Panzer stammen aus Russland, sind allerdings auch in anderen Staaten nachgebaut worden«, weiß Reiseleiter Ismail Essa Abrar, der in Hargeisa als Mediator und Friedensaktivist arbeitet.

»Bis zum Ogaden-Krieg durften sich die Machthaber in Mogadischu auf die Kalten Krieger in Moskau verlassen«, sagt Ismail und verweist auf Waffenlieferungen im Wert von rund dreihundert Millionen Dollar an das somalische Regime: von Kalaschnikows und Munition, Militärfahrzeugen, SAM-2-Raketenabwehrsystemen, T-34-, T-54- und T-72-Panzern bis hin zu MiG-15-, MiG-17- und MiG-21-Flugzeugen.

Auch den Flugplatz kurz vor Berbera haben die Russen gebaut. Als Somalia noch ein Bruderland der UdSSR war, haben sowjetische Soldaten hier eine Landebahn von fünf Kilometern Länge betoniert – die längste Afrikas. Jedes Flugzeug der Welt kann hier problemlos landen, selbst US-amerikanische B52-Bomber.

Dahinter liegen die Massengräber. Sich ihnen zu nähern ist lebensgefährlich. »Aufgepasst, weite Teile des Hinterlands sind minenverseucht, nicht nur hier nahe der Landebahn«, warnt Ismail. »Die Nomaden kennen ihre Wege, und die sind minengeräumt.« Teilweise von den eigenen Tieren.

Landminen in Somaliland (1) – Krieg gegen die Zivilbevölkerung

Der Kalte Krieg endete 1991, doch seine Waffen wirken bis heute. In mehr als 80 großflächigen Minenfeldern liegen knapp unter der Erdoberfläche 24 verschiedene Typen von Antipersonenminen aus zehn verschiedenen Staaten vergraben. Geliefert wurden die Landminen einerseits von den ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten Sowjetunion, DDR, Tschechoslowakei und dem kommunistischen China, andererseits von den Nato-Staaten USA, Großbritannien, Italien und Belgien – sowie von Ägypten und Pakistan.

Im Ogaden-Krieg verminte die äthiopische Armee 1977/78 die Nordgrenze, somalische Einheiten verminten die Südgrenze des heutigen Somalilands. Im Bürgerkrieg gegen die SNM verlegte vor allem die Regierungsarmee zwischen 1988 und 1991 Landminen um die eigenen Militäranlagen herum, aber auch um viele Privathäuser, Farmen sowie Wasserreservoirs, und führte damit Krieg gegen die Zivilbevölkerung. In und um die Bezirkshaupt-

stadt Hargeisa wurden militärische Basen, Flüchtlingslager, Privathäuser und der Flughafen vermint. 1994/95, im Konflikt von SNM-Kriegern gegen die Soldaten der neuen somaliländischen Armee, wurden um Hargeisa und südlich bzw. östlich der Stadt massiv Landminen eingesetzt.

All diese Minen stellen auch noch Anfang des 21. Jahrhunderts eine immense Gefahr für die Menschen in Somaliland dar.

*

Nach dreieinhalbstündiger Fahrt über die hundertfünfundsechzig Kilometer lange Buckelpiste öffnet sich ein erster Blick auf den prächtigen Sandstrand in der Sonne Berberas. Der kilometerlange Küstenstreifen zählt zu den schönsten des afrikanischen Kontinents. Abseits des Massentourismus ist hier wunderbar feiner heller Sand und weithin unberührte Natur zu finden.

Erst nachmittags kommen ein paar Bewohner der Hafenstadt hierher zum Schwimmen. Der frische Seewind und die kühlen Wellen mildern die Kraft der sengenden Sonne. Im klaren Wasser sind winzigkleine Krebse und unzählige Muscheln. Die Welt könnte ein Paradies sein.

*

Eine stämmige Frau mit auffallend breiten Backenknochen empfängt uns mit einem Händedruck, als wolle sie nie wieder loslassen. Sie trägt ein rosafarbenes Kopftuch und einen geblühten Rock, und so lebensfroh wie die Farben ihrer Kleidung ist auch ihr sympathisches Lachen.

»Ich bin Sirat Jama«, sagt sie, »seit 1992 arbeite ich in der örtlichen Witwenorganisation und bin inzwischen auch die Vorsitzende der Provinz Berbera. In der Region sind wir Ansprechpartner für achttausend Frauen mit ihren vierzigtausend Kindern. Wir schauen vor allem nach den Schwachen. Aber es gibt so viele von ihnen, und wir sind nur eine kleine humanitäre Hilfsorganisation.«

Im Erdgeschoss des zweistöckigen Verwaltungsgebäudes ist

der Gruppenraum, in dem sich Sirats Organisation üblicherweise trifft. Wegen der großen Hitze ist der Raum stark abgedunkelt. Um einen kreisrunden weißen Plastiktisch herum sitzen fünf Personen. Die Tür steht offen, und so gesellen sich im Lauf unseres Gesprächs weitere Menschen hinzu und nehmen auf den Stühlen vor den kahlen Wänden Platz.

»Es ist unbeschreiblich, was hier in kurzer Zeit mit Waffen angerichtet worden ist«, sagt Sirat. »Vor dem Krieg habe ich sieben Jungen gehabt, vier von ihnen sind ums Leben gekommen. Der Siebzehnjährige und der Einundzwanzigjährige starben als SNM-Kämpfer, und meine vierzehn und sechzehn Jahre alten Buben wurden 1988 im Klassenzimmer von Kugeln durchsiebt – am selben Tag. Doch meine toten Kinder haben keine Probleme mehr. Die Probleme haben wir, die wir immer noch am Leben sind.«

Die Kinder, die im Krieg groß geworden sind, haben heute das Erwachsenenalter erreicht. Sirats Sohn Ibrahim ist heute dreiundzwanzig Jahre alt. »Er ist in einer gewalttätigen Gesellschaft aufgewachsen, eine Schule hat er nie besucht. Als mein Ibrahim zehn Jahre alt war, schloss er sich zusammen mit seinen Brüdern der SNM an. Er hat Schreckliches gesehen und erlebt, das hat seine Psyche zerstört. Heute ist er traumatisiert, verrückt, er braucht jeden Tag seine Ration Khat, damit er Ruhe gibt. Ich muss ihm mein gesamtes Geld geben, sonst bin ich meines Lebens nicht sicher.«

Khat – Ideale Droge für den Krieg

Die amphetaminartige Wirkung der Pflanze führt z.B. zur Unterdrückung des Schlaf- und Essensbedürfnisses sowie zur Minderung sexueller Gelüste. Das macht Khat als Aufputschdroge für Soldaten interessant. Langfristig führt der regelmäßige Konsum bei Männern zu Impotenz. Häufig nachgewiesen ist Spermatorrhoe, der spontane Samenerguss ohne Orgasmus, beispielsweise beim Urinieren.

Als bedeutendste kampfunterstützende Wirkung wurde die Steigerung der Aggressivität und des Überlegenheitsgefühls angesehen, die mit einer angstunterdrückenden Wirkung einherging. Da die Droge psychisch abhängig macht, verstärkt Khat die Abhängigkeit der Soldaten von ihren Führern, die sie mit den berausenden Blättern versorgen.

Befragungen durch die deutsch-italienische Nicht-Regierungsorganisation Victim's Voice (Vivo) ergaben, dass rund 80 Prozent der SNM-Kombattanten Khat-Abhängige waren. Im Gegensatz zu rivalisierenden Gruppen aus dem Süden wurden Krieger bei der Somali National Movement jedoch nicht zum Khat-Konsum gezwungen. Dass so viele SNM-Kämpfer und der überwiegende Teil der Männer im heutigen Somaliland regelmäßig Khat konsumieren, wird u.a. auf die verbreitete Einnahme der Drogenpflanze in äthiopischen Flüchtlingslagern der Harar-Region zurückgeführt.

*

Kurz berührt Sirat den Arm ihres Sohnes. Der rechts von ihr sitzende junge Mann mit dem grünen Hemd starrt apathisch ins Leere. Im schummrigen Licht ist seine Verletzung kaum erkennbar.



*Sirat und ihr
Sohn Mohamed.*

»Wie seine beiden Brüder ging Mohamed damals noch zur Schule«, erzählt Sirat. »Zusammen mit neun anderen Verwandten versuchte er bei Kriegsbeginn 1988 nach Äthiopien zu fliehen. Sechs Schüler wurden erschossen, die übrigen waren verwundet und hatten sich im Buschland versteckt, wo sie von Nomaden gefunden wurden. Zwanzig Tage hatte ich nach meinem Sohn gesucht. Dann hieß es, man habe Verletzte gefunden. Ich eilte sofort hin. Und da sitzt er jetzt.« Zur Genesung wurde Mohamed in ein SNM-Lager gebracht, danach konnte die Familie nach Äthiopien fliehen.

Vor sieben Jahren hat Mohamed geheiratet. »In diesem Jahr war er noch bei Verstand«, erklärt seine Mutter. »Seine Frau brachte drei Kinder zur Welt. Aber dann ging sie fort. Heute betreue ich Mohameds Kinder.«

Sirat zögert eine Sekunde. »Im Krieg verpasste ihm jemand einen Kopfschuss. Man hat ihm eine Kugel ins Gehirn gejagt.« Als Mohamed seinen Kopf dreht, wird die Schädelverletzung sichtbar: Links oberhalb des Ohres ist eine tiefe Einbuchtung, so groß wie das Ohr selbst.

»Manchmal kann er reden, besonders wenn wir beide allein sind. Manchmal schweigt er tagelang.« Ein Wunder, dass er mit so einem Loch im Kopf überhaupt überlebt hat.

Damit nicht genug. »Mein Mann ist im Krieg geblieben. Als er noch Offizier war, holten ihn Leute von der Regierungsarmee, verhörten und verhafteten ihn. Deshalb ging er zur SNM und kämpfte gegen Siad Barre. Als Berbera beschossen wurde, gab es keinen Fluchtweg. Wir hatten keine Chance. Auf der einen Seite ist nur Wasser. Auf der anderen Seite, in Richtung der äthiopischen Rückzugsgebiete, hatte sich die Armee verschanzt. Leute, die in diese Richtung fliehen wollten, wurden ganz einfach abgeknallt«, sagt Sirat.

Heute ist Sirat Jama fünfundfünfzig Jahre alt, erledigt den Haushalt alleine und ist für neun Menschen verantwortlich. »Um uns alle am Leben zu halten, verkaufe ich Eiscreme.«

Unvermittelt beginnt Mohamed zu sprechen. Stockend und

schwer verständlich. »Warum bin ... ich ... nicht gestorben? Ich ... kann nichts. Ich hoffe ... ich sterbe. Ich will sterben.«

Sirat scheint solche Gedanken zu kennen, sie macht ihm Mut. »Mein Sohn, wir haben Gott. Morgen kann alles besser sein.«

Mohamed schüttelt den Kopf. »Ich ... keine Zukunft. Wenn du morgen stirbst ... wer wird sich dann ... um mich kümmern?«

Sirat rettet sich in ihren Glauben. »Wir beten zu Allah. Wir danken Allah für alles.«

*

Khadija Elmi sitzt an der rückwärtigen Wand, ihr weißes Kopftuch zeichnet einen klaren Kontrast im Dämmerlicht. »Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie dreißig Menschen exekutiert und mit einem Traktor in ein Massengrab geschaufelt worden sind«, sagt sie unvermittelt.

Es ist, als sei mit ihrer Äußerung ein Damm gebrochen. Plötzlich melden sich aus allen Ecken des Raumes Frauen und Männer zu Wort, die bislang schweigend dagesessen sind. Ein Mann beginnt zu weinen: »Ich war damals einer der Schüler, auf die sie geschossen haben.«

Wütend meldet sich Hinda: »Meinen Ehemann haben sie auch abgeschlachtet, genauso seinen Bruder. Sie wurden mit einem Maschinengewehr ermordet. Mit einem MG3.« Urplötzlich fährt sie auf. »Wir hassen die Somalis aus dem Süden! Sie haben meine Söhne und meine Brüder umgebracht. Wie kann ich allein das Wort ›Somalia‹ ertragen? Wenn es möglich wäre, würde ich eine Mauer zwischen Somalia und Somaliland bauen!«

Sirat, eben noch so stark, klingt resigniert. »Unser Leben ist hart, und es wird immer härter. Wir sind alle demoralisiert.«

Plötzlich weint auch Ismail. »Der Krieg hat wie ein Erdbeben gewirkt. Er hat sich vor allem die Männer geholt. Die Witwen erleben jetzt die Hölle auf Erden.«

Niemand sagt etwas. Im Zimmer herrscht Totenstille.

NUR EIN BEISPIEL VON VIELEN

»Selbst dreißig Kämpfer mit Kalaschnikows können keine Stellung einnehmen, die mit drei G3-Gewehren verteidigt wird.«

Adam Abdikarim, medizinischer Betreuer der SNM

Sirat ist die erste, die ihre Worte wiederfindet. »Niemand hat sich in den letzten Jahren um uns gekümmert. Um so mehr wünsche ich mir, dass meine Kinder und die Kindeskinde, die ich gerade aufziehe, nach mir schauen, wenn ich alt bin. Und ich habe eine Vision«, sagt sie. »Die Vision, dass Somaliland endlich international anerkannt wird und dass wir von anderen Staaten unterstützt werden.«

In diesem Moment kommt Ibrahim in den Raum. »Gib mir Khat!« fordert er seine Mutter auf. »Pass auf! Ich bin jeden Tag bei dir im Haus, ich kann alles machen!« Drohend starrt er sie an. Damit er sich beruhigt, drückt ihm einer aus der Runde ein paar Geldscheine in die Hand. Zufrieden zieht Sirats süchtiger Sohn ab, um Khat zu kaufen.

Als hätte es den kleinen Zwischenfall gar nicht gegeben, ergreift ein Mann mit auffallend schönen schwarzen Locken das Wort, der bislang schweigend zugehört hat. Von sich aus kommt Ahmet Bile Ateye auf die Heckler&Koch-Waffe zu sprechen: »Ich habe jahrelang mit einem G3-Gewehr geschossen.« Fünfzehn Jahre hat Ahmet in der Regierungsarmee gedient, mehr als drei Jahre davon war er zur Ausbildung in Russland, zuletzt ist er sogar zum Offizier befördert worden. »Wie die meisten Isaaq-Offiziere wurde auch ich in den Süden versetzt, aber ich durfte mein G3 behalten.« Und wie die meisten der Isaacs lief er zur Somali National Movement über. »Mein G3-Gewehr aus Deutschland nahm ich zur SNM mit.«

»Die Waffe ist optimal, wenn man sein Land verteidigen will, denn sie tötet den Feind selbst aus großer Entfernung. Allerdings

wurde das G3 bei uns gegen Unschuldige eingesetzt. Die Siad-Barre-Soldaten töteten Zivilisten mit dem G3. Ein Bataillon der Derwische hat das Dorf Danano angegriffen«, fährt Ahmet fort. »Von den Mobilien Polizeieinheiten wurden hier massenhaft Menschen mit dem G3 erschossen. Bei dieser Aktion setzten sie ausschließlich solche Gewehre ein.«

Die Regierungseinheiten hatten das rund zweihundertvierzig Kilometer östlich von Hargeisa in der Region Togdheer gelegene Danano gezielt attackiert. »Viele im Dorf waren Sympathisanten der SNM. Zur Strafe fackelten die Derwische die Häuser ab. Sie zerstörten die großen Wasserstellen mit den Barken und schossen mit ihren Gewehren die Dorfbewohner zusammen. Alle von ihnen. Vor dem Angriff lebten in Danano und den umliegenden Häusern etwa zweitausend Menschen.«

Mit belegter Stimme fährt Ahmet fort. »Auch die Hirten und Nomaden wurden erschossen, ihr Eigentum erbeutet. Die Tiere wurden konfisziert. Sie haben die Frauen und Kinder in ihren Häusern verbrannt. Das Dorf war ein einziger Friedhof, ein riesengroßes Grab.«

Berichte wie diese kursieren viele, ihr Wahrheitsgehalt ist kaum je nachzuprüfen, da es in der Regel keine Überlebenden solcher Massaker gibt. Wer sollte den Einsatz von G3-Gewehren gegen die Menschen in Danano bezeugen?

»Ich selbst bin ein Augenzeuge«, antwortet Ahmet Bile Ateye mit versteinerner Miene.

*

Einen zweiten Zeugen der Vorfälle in Danano zu finden grenzt an ein Wunder. Wenn es überhaupt weitere Überlebende geben sollte, sind sie wahrscheinlich so traumatisiert, dass sie nicht darüber sprechen können oder wollen, was sie mit ansehen mussten. Doch diesmal geschieht das Wunder.

»Ich bin auch in Danano gewesen.« Khadija Elmi ist die zweite Zeugin. »Die Angriffe der Derwische haben in der Regenzeit stattgefunden, im April oder Mai 1989. In dieser Nacht war ich

ganz allein im Haus. Ziemlich genau um Mitternacht griffen uns die Derwische mit ihren G3 an. Ich kenne diese Gewehre, die Polizisten haben sie immer bei sich getragen.«

In der Dunkelheit ist Khadija die Flucht gelungen. Eine Frau mit ihrem kleinen Baby im Arm versuchte ebenfalls davonzurennen. »Das war eine junge Mutter, die durch die Hölle von Gewehrkugeln und Feuer gerannt ist. Wie vom Blitz getroffen fiel sie zu Boden.«

Khadija lief um ihr Leben, ohne sich um die junge Frau zu kümmern. Sie stoppte erst, als sie glaubte, einigermaßen aus der Gefahrenzone zu sein. Voller Angst, doch noch entdeckt zu werden, versteckte sie sich, um einen Moment Kraft zu sammeln. Da tauchte plötzlich die Mutter mit dem Säugling aus der Dunkelheit auf. »Wir haben eine Pause eingelegt, weil sie ihr Kind stillen wollte. Erst jetzt hat sie bemerkt, dass ihr Baby von einer Kugel getroffen worden ist. Die ganze Zeit hat sie ihr totes Kind an sich geklammert.«

Dreizehn Tage und Nächte lang kämpfte sich Khadija allein durch das Buschland, bevor sie auf eine Einheit der SNM stieß. Die Frau mit dem Kind hat sie nie wiedergesehen.

Bitter merkt Ahmet Bile Ateye an: »Wenigstens ist die Guerrilla gekommen und hat diejenigen gerettet, die irgendwie überlebt haben. In einem Selbstmordkommando haben sie Danano gerächt. Fünfzig Derwische starben, leider auch fünfzig von uns.«

*

»Ich heiße Adam Abdikarim«, meldet sich ein bärtiger Mann zu Wort, der von Anfang an am Tisch gesessen ist, bisher jedoch geschwiegen hat. »Ich war kein Soldat«, betont der schlanke Mann mit dem schwarzen Vollbart und der Halbglatze, »ich war im medizinischen Stab der SNM.« Als der Krieg begann, war Adam gerade mal Anfang Zwanzig. Über Jahre hinweg hat er Schusswaffenopfer verarztet und versorgt, so gut es unter Bürgerkriegsbedingungen eben möglich war.

»Siad Barres Mutter und seine Frau waren Mitglieder eines Clans aus dem Ogaden. Ich habe mit gefangenen Ogaden-Flüchtlingen gesprochen. Sie sind mit Maschinengewehren vom Typ MG3 ausgerüstet gewesen, die auf Landcruiser und Landrover montiert worden sind.« Durch seine Arbeit hat sich Adam zum Waffenexperten entwickelt. »Wer tagtäglich Verletzte behandelt, der weiß, welche Waffen welche Art von Wunden machen. Siad-Barre-Soldaten haben vor allem mit Kalaschnikows, M16 und G3 geschossen.«

Aber eigentlich will Adam Abdikarim von einem bestimmten Einsatz erzählen, an dem er teilgenommen hat. »Gegen fünf Uhr morgens erreichte unsere Einheit das Tal Behen, rund dreißig Kilometer südlich von Berbera. Wir kamen von den Bergen herab und attackierten das Camp der Siad-Barre-Soldaten, um an Waffen und Munition zu kommen. Mit Erfolg, denn es gelang uns, ins gegnerische Lager einzudringen und damit eine wichtige militärische Position einzunehmen. Anschließend umkreisten wir das Militärlager auf der Suche nach den Waffen der Toten und Verwundeten.«

Zu spät bemerkten die SNM-Kämpfer, dass sie in der Falle saßen und von Ogaden-Flüchtlingen umzingelt worden waren. »Zwar erwiderten wir das Feuer mit unseren Kalaschnikows, doch die Ogadenis waren uns im offenen Feld mit ihren Waffen weit überlegen. Schon am Klang ist uns klar geworden, dass wir in diesem Augenblick mit G3 beschossen wurden. Der Knall ist extrem laut. Keiner sollte sich dorthin vorwagen, wo mit G3 geschossen wird. Wenn du hörst, dass der Feind G3 einsetzt, musst du deine militärische Taktik sofort ändern, musst immer in eine andere Richtung gehen. Du musst den Angriff abbrechen und ein anderes Mal angreifen, wenn sie schlafen oder essen. Die Reichweite der Waffe ist wahnsinnig. Selbst dreißig Kämpfer mit Kalaschnikows können keine Stellung einnehmen, die mit drei G3-Gewehren verteidigt wird. Deshalb haben wir beschlossen, uns sofort zurückzuziehen.«

Kalashnikow – Die Nummer 1, nicht nur in Somalia

Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelte Michail Timofejewitsch Kalaschnikow, der aus Ischwesk im russischen Uralgebirge stammte, die AK-47 (Avtomat Kalashnikova obrazets 1947). Das Sturmgewehr, das mit 7.62 x 39-mm-M1943-Munition schoss, wurde 1947 zur Verteidigung gegen die Angriffe der deutschen Wehrmacht bei den russischen Streitkräften eingeführt.

Seit den fünfziger Jahren entwickelte sich die bei russischen Staatsfirmen wie der IZHMAŠH in Ischwesk produzierte AK-47 zur Standardwaffe der Armeen des Warschauer Pakts, kommunistischer Guerillaeinheiten und Widerstandsgruppen in aller Welt. Für die AK-47 wurden Nachbaurechte (Lizenzen) an mehrere osteuropäische Staaten sowie an China vergeben. Über Direktexporte und die Fertigung in den Lizenzstätten entwickelte sich die AK-47 zum weltweit meistverbreiteten Sturmgewehr. Offizielle Zahlen über die Anzahl der gefertigten Kalaschnikow-Gewehre liegen nicht vor, Schätzungen schwanken zwischen 35 und 70 Millionen Exemplaren verschiedenster Bautypen und Weiterentwicklungen (AK-47, AK-74, AKM etc.). Heute wird die AK-47 lediglich noch in Bulgarien gefertigt und zum Export angeboten.

Die modernisierte Version der nach 1959 produzierten AKM mit der 7.62-mm-Munition wurde neben der Produktion in Russland auch in Ägypten, China, der DDR, Finnland, Irak, Jugoslawien, Kasachstan, Nordkorea, Polen, Rumänien und in Ungarn hergestellt. Bei dem 1974 eingeführten Nachfolgemodell AK-74 handelt es sich um eine kleinkalibrige Kalaschnikow-Version mit 5.45-mm-Munition.

Bis 1978 erhielten die somalischen Streitkräfte von der russischen Armee Handfeuerwaffen in großer Stückzahl. In Somalia und Somaliland ist die Kalaschnikow bis heute die am häufigsten vorkommende Handfeuerwaffe.

Mit Handgranaten versuchen die SNM-Kämpfer sich bei ihrer Flucht eine Gasse zu bahnen. Mehrere von ihnen werden bei dem Ausbruch schwer verletzt. »Der Durchschuss einer G3-Patrone

verursacht eine riesige Wunde – viel schlimmer als die einer AK-47 oder M16. Deshalb hat jeder von uns eine panische Angst vor dem G3. Die Waffe bewirkt furchtbare Verletzungen im Fleisch und im Knochen.«

Die SNM-Kämpfer mussten sich entscheiden: Sollten sie die erbeuteten Waffen mitnehmen oder ihre verwundeten Kameraden retten? »In der Not redeten wir uns ein, dass die Feinde Unbewaffnete nicht töten würden.« Adam fällt das Erzählen schwer. »Wir haben die Waffen an uns genommen und die eigenen Freunde liegenlassen. Solche Situationen haben sich im Krieg immer wieder zugetragen«, sagt er wie zur Rechtfertigung.

Niemand fragt nach, jeder kann sich denken, was mit den Verletzten passiert ist.

*

»Ich bin nur ein Beispiel von vielen«, sagt Sirat zum Abschied. »Wenn ich jetzt nach Hause komme, wartet dort ein geistig gestörter Sohn auf mich, der angekettet herumliegt. Traumatisierte gibt es in jeder Familie, wir können sie nur einsperren, damit sie uns nichts tun.« Weil in Somaliland Fachleute für die Therapie fehlen, müssen Menschen an die Kette gelegt werden, nachdem ihnen die Gewaltorgien und das Grauen des Krieges den Verstand geraubt haben.

»Trotzdem geht es uns noch vergleichsweise gut«, sagt Sirat. »Ich kenne eine einundsiebzigjährige Frau, von deren acht Söhnen nur einer den Krieg überlebt hat – ein einziger. Hier gibt es eine Menge Familien, denen es drei- bis viermal schlechter geht als mir. Im Krieg ist Berbera ein großes Konzentrationslager gewesen. Somalia hat Waffen aus aller Welt erhalten, aus Russland, den USA, aus West- und Ostdeutschland. Es ist, als ob die Welt entschieden hätte, dass an uns Völkermord verübt werden soll. Aus irgendeinem Grund, den wir nicht kennen.«

EIN LEBEN IN KETTEN

»Viele unserer Patienten haben ein Tätertrauma.«

Dr. Mustafa Hussein Hersi, Mental Hospital Hargeisa

In Hargeisa leitet Dr. Harald Hinkel das örtliche Büro der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ). Die GTZ ist ein Bundesunternehmen, das im Rahmen der Entwicklungshilfe Einzelprojekte und Programme in über hundertdreißig Ländern weltweit durchführt. Hinkel beschäftigt sich vor allem mit der Demobilisierung von Soldaten, aber er hat darüber nicht den Blick für die anderen Probleme des Landes verloren. »In jedem dritten oder vierten Haus leben hier angekettete Menschen. Die ehemaligen Kämpfer bekommen noch heute einen Flashback und glauben, sie befänden sich im Krieg.«

In ganz Somaliland gibt es für diese Menschen weder therapeutische Hilfe, noch gibt es Unterstützung für ihre Ehefrauen oder Mütter, die neben der Pflege für den psychisch kranken Mann oder Sohn zugleich für das Einkommen der meist kinderreichen Familien aufkommen müssen. »Für viele Frauen bedeutet die Situation das soziale Aus«, weiß Hinkel.

Im Mental Hospital von Hargeisa vegetieren zwölf weibliche und achtzig männliche Patienten vor sich hin, von denen zweiundsiebzig angekettet sind. Einer von ihnen ist Omar Ahmet Yussuf. Er war gerade mal achtzehn Jahre alt, als er für die SNM kämpfte und schoss. »Habe viel zuviel Khat gekaut. Bin ich immerzu wach gelegen«, erklärt der zweiunddreißigjährige in gebrochenem Englisch. Der Krieg hat ihm zwei Einschüsse im Oberarm und ein psychisches Leiden eingebracht. »Ab und zu werde ich aggressiv«, sagt Omar in einer Art kritischer Selbsterkenntnis.

»Ich habe so viele Tote gesehen. Kann ich gar nicht zählen. Einige selbst getötet«, stammelt sein Nachbar. Neben ihm ist Jama Barud Abdi angekettet. Der frühere Grundschullehrer beschwert sich über die viel zu kurze Eisenkette.

»Viele unserer Patienten haben ein Tätertrauma«, erklärt Dr. Mustafa Hussein Hersi, »aber wir können hier nur Medikamente verabreichen. Dass wir hier so viele Angekettete haben, erklärt sich durch die Kombination traumatisierender Kriegserlebnisse mit dem permanenten Khat-Konsum. Hinzu kommt noch die Arbeitslosigkeit, die den Menschen keine Perspektiven für die Zukunft lässt.«

*

Wie in den meisten somalischen Familien gibt es auch in Samiiras Familie Angehörige, die durch die Kriegserlebnisse zu psychischen Wracks geworden sind. Fadomo Yussuf ist Samiiras Tante. Sie trägt eines der farbenfrohen Tücher um die Schultern und den Kopf, wie sie für Somalia typisch sind, und dazu einen roten Rock mit bunten Blumenmotiven. Zur Begrüßung zeigt sie ein bezauberndes Lächeln, aber ihre Augen blicken traurig. »Mein Mann Mohamed ist an einer Herzattacke gestorben, seither Sorge ich für unsere sieben Kinder.« Sieben Kinder zu haben ist ganz normal, und fast normal ist es auch, dass mehrere von ihnen erst gar nicht außer Haus gehen können. Wortlos zeigt Fadomo auf die hellblau bemalte Wellblechhütte links vom Haus.

Mit dem Kopf zum Ausgang liegt ein etwa dreißigjähriger Mann auf einer Bastmatte auf dem Betonboden der Hütte, Hassan Mohamed. Samiiras Cousin trägt ein buntes Hemd und eine weite rote Hose. Sein Blick ist apathisch auf den Metallkeil geheftet, an dem die schwere Eisenkette befestigt ist. Seltsam weit ausgestreckt reckt sich sein linker Fuß in Richtung des Pflocks.

Hassan kaut vor sich hin. Auf Fragen antwortet er in einer Sprache, die kein Mensch der Welt versteht. Der Sprachverfall ist nicht ungewöhnlich. Immerhin wirkt er nicht aggressiv, zumindest im Moment nicht.

»Mit achtzehn Jahren hat sich Hassan der SNM angeschlossen«, erklärt seine Mutter. »Dort ist er militärisch geschult worden. Was er im Krieg gesehen oder gemacht hat, wissen wir nicht.



Das Kriegstrauma und der Khat-Konsum haben Hassan Mohamed, Samiiras Cousin, unberechenbar gemacht. Seither lebt er in Ketten.

Aber es muss etwas Furchtbares gewesen sein. Als er drei Jahre später zurückgekommen ist, hat er ein Gewehr geklaut und seine Brüder und mich damit bedroht.« Fadomos Stimme ist fest. »Hassan hasst uns. Er wollte uns töten.«

Genau solche Situationen mussten Hassan und seine Leidensgenossen im Krieg mehrfach mit ansehen. Hilflos haben sie mit angeschaut, wie Regierungssoldaten wahllos auf gefangene SNM-Kämpfer geschossen, diese verstümmelt oder getötet haben.

Notgedrungen rief Fadomo die Polizei und ließ Hassan ins Mental Hospital bringen. Mit Medikamenten konnte ihm nicht geholfen werden, weshalb er wieder nach Hause verfrachtet wurde. Seit mehr als einem Jahrzehnt führt Hassan nun ein Leben

in Ketten. Fadomo hat ihr Schicksal angenommen. Unter dem Baum vor dem Haus verkauft sie morgens Obst und Gemüse. »Damit ich das Geld für unser Überleben und die Schulbildung meiner Kinder aufbringe. Schließlich sind noch zwei weitere meiner Söhne im Krieg verrückt geworden. Wollt ihr sie sehen?«

*

Hilfe für Kriegsoffer könnte von Victim's Voice (Vivo) kommen, einer deutsch-italienischen Nichtregierungsorganisation. Die Vivo-Mitarbeiter aus Konstanz und Cupramontana versuchen Menschen zu helfen, die nach einem Krieg unter Trauer, Verlust und der Zerrüttung ihres Lebens leiden und von denen viele ernsthaft krank geworden sind.

»Etwa ein Fünftel der Veteranen erfüllt die klinischen Kriterien für das Krankheitsbild einer sogenannten posttraumatischen Belastungsstörung«, erklärt der Psychologe Michael Odenwald. »Die Betroffenen zeigen also eine dauerhafte psychische Beeinträchtigung, die kein erfülltes, freudvolles, zukunftsgerichtetes Leben erlaubt. Die Tage und Nächte der Leidenden werden mit inneren Bildern des Wiedererlebens, voll von Horror, Schrecken und hilflosem Entsetzen, überschattet – und damit unkontrollierbar.« Und seine Kollegin Dr. Maggie Schauer sagt: »Depression und Substanzmittelmissbrauch sind auch in Ostafrika häufige Folgen dieser Krankheit, ein Versuch, diese Emotionen auszublenden, abzudämpfen.«

Die Vivo-Arbeit hat Erfolg: Zwei Dritteln der Betroffenen könnte geholfen werden. Trotzdem ist der Beitrag, den Vivo leisten kann, nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Es fehlt an Spenden zur Arbeit vor Ort. Und es fehlt an den Fachleuten, die zu einem Einsatz in Krisenregionen, Flüchtlingslagern und ehemaligen Kriegsgebieten bereit sind, um den vielen traumatisierten Menschen helfen und sie ins normale Leben zurückführen zu können.

Victim's Voice – Die Stimme der Opfer

Victim's Voice (Vivo) ist eine gemeinnützige, soziale Nichtregierungsorganisation, ein internationaler Zusammenschluss unabhängiger Experten mit langjähriger Erfahrung im Bereich der Psychotraumatologie, der Gesundheitswissenschaften, der humanitären Hilfe und des Einsatzes für die Menschenrechte.

Die Arbeit von Vivo zielt auf die Erkennung, Prävention und Behandlung von traumatischem Stress und seinen Auswirkungen auf Individuen und Gesellschaften. Durch Dokumentation und Kundmachung der Menschenrechtsverletzungen unterstützt Vivo die Wiedererlangung der personalen Würde von Opfern, die unter organisierter Gewalt und Krieg leiden.

In Kooperation mit einheimischen Experten aus Somaliland und der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) entwickelt Vivo Verfahren, um Personen zu identifizieren, die psychisch unter den Folgen extremer Stresserfahrung leiden. Wie in anderen Ländern hat sich auch am Horn von Afrika gezeigt, dass die grauvollen und leidvollen Erfahrungen der Kriegsteilnehmer häufig zu bleibenden Wunden der Seele führen.

Intensiv untersucht Vivo die zerstörerischen Wechselwirkungen zwischen exzessivem Khat-Konsum und posttraumatischer Belastung des einzelnen sowie deren Folgen für Familie und Gesellschaft.

Zudem führt Vivo gegenwärtig Untersuchungen durch, welche psychiatrischen Probleme es im Land gibt und wie viele Menschen darunter leiden, um in Zukunft besser angepasste Mental-Health-Programme planen und durchführen zu können. In Kooperation mit einheimischen Experten werden nach modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen erste Behandlungsansätze begonnen, die sowohl der Somalikultur angemessen sein müssen, als auch den verschiedenen Psychopathologien gerecht werden könnten.

7 Jahre der Krücken

BEINE AUS EUROPA

»Ich will die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen.«

Abdirahman Dahir Mohamed, Schusswaffenopfer

Torben Uhrenholt Madsen ist ein zuvorkommender Zeitgenosse, der langsam spricht und sich bedächtig bewegt. Damit ist er genau der richtige Mann für einen Beruf, bei dem Ausgeglichenheit und Gelassenheit unabdingbare Voraussetzungen sind. Als Technischer Ratgeber schult und kontrolliert der frühere Hauptfeldwebel die ihm zugeordneten Minenräumer der Danish De-mining Group (DDG).

»Minenräumer ist ein lebensgefährlicher Job, da musst du hinknien und deine Augen gebrauchen«, sagt Madsen. So gesehen, hatte einer seiner somalischen Kollegen noch Glück, als eine pakistanische P4 beim Minenräumen explodierte. Denn er ist zwar auf einem Auge erblindet, aber er hat überlebt. »P4-Minen kosten gerade mal einen Dollar. Mit dem Schmerzensgeld, das er bekommt, kann er seine Kinder und die Eltern ein Leben lang durchfüttern«, sagt Torben und meint nicht zynisch, was zynisch klingt.

Das DDG-Büro liegt mitten in Hargeisa, finanziert von den Regierungen in Dänemark und Schweden sowie der Europäischen Union. Im Ausstellungsraum erwartet die Besucher ein ganzes Gruselkabinett entschärfter Landminen. Importe aus aller Herren Länder, darunter auch die deutsche PMP-71. Im Jahr 1999 haben die Minenräumer ihre Arbeit in Adadley aufgenommen, siebzig Kilometer westlich von Hargeisa. Und dort liegen – neben zahlreichen anderen Fabrikaten – auch die im Kalten Krieg

aus Beständen der ostdeutschen Nationalen Volksarmee (NVA) gelieferten PMP-71-Minen im Boden.

»Nachdem sich die Russen aus Somalia zurückgezogen haben, brach bei den Siad-Barre-Soldaten im Militärcamp die große Angst vor Angriffen der Somali National Movement aus«, erinnert sich Torben. »Deshalb haben die Regierungssoldaten rund um ihr Camp APM ausgelegt, Antipersonenminen, darunter auch die PMP-71.« Allein fünfzig davon haben die dänischen und britischen Minenräumer in Adadley ausgegraben und entschärft. Auch wenn das Gehäuse aus Plastik ist, steckt genug Eisen darin, um die PMP mit einem Metalldetektor zu finden.

Wie viele Menschen ihr Leben oder zumindest ein Körperteil durch die Detonation der DDR-Minen verloren haben, kann der Däne nicht sagen. Er selbst jedenfalls hat keine Angst, dass er eines Tages ein Bein verlieren könne. »Nein, mir passiert schon nichts«, verdrängt er die allgegenwärtige Gefahr, »ich weiß, wie die Dinger aussehen.« Und wenn es doch passieren sollte? »In Somaliland kann es besser sein, wenn du bei einem Minenunfall gleich stirbst. Besser jedenfalls, als wenn du dein Bein verlierst. Denn wer kümmert sich hier um dich?«

Landminen in Somaliland (2) –

GERMAN LANDMINE, APERS, PMP-71

Bei der GERMAN LANDMINE, APERS, PMP-71 handelt es sich um eine Antipersonenmine (APM) mit Plastikgehäuse, die in zwei nahezu baugleichen Typen – der PMP-71/1 und seit 1972 in »verbesserter« Form (»improved mine«) als PMP-71/2 – von der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR hergestellt und exportiert wurde. Mit einem Gewicht von 1,25 bis 1,5 Kilogramm und einem TNT-Gehalt von 100 Gramm zählt die PMP-71 zu den großen Landminen, die bei einem Gewicht ab 6 Kilogramm Belastung explodieren – also schon, wenn ein Kleinkind auf die Mine tritt.

*

Auf den ersten Blick gleicht die Halle einer Art Fitnesscenter. An den Wänden hängen Klettergerüste und Sportspiele, mitten im Raum stehen Turngeräte aller Art. Der Boden ist mit filigran verzierten Fliesen ausgelegt. Eine Halle mit derart vielen Trainings-, Therapie- und Rehabilitationsgeräten auszustatten wäre mit Mitteln des Landes nicht möglich gewesen. Die Gelder zur Errichtung des Gebäudetrakts sind aus dem Ausland gekommen.

Auf einer Holzbank sitzen fünf Menschen, alle von schweren oder schwersten körperlichen Schädigungen gezeichnet. Sie warten hier im Reha-Zentrum der Somaliland Red Crescent Society, der Somaliländischen Gesellschaft des Roten Halbmonds (SRCS), geduldig auf ihre Behandlung. »Nabad miya«, grüßt einer der Patienten auf der Bank, »ich bin Abdirahman Dahir Mohamed.« »Bidaar«, »Glatzkopf«, wird der kleingewachsene Mann mit der Nickelbrille und der auffälligen Halbglatze gerufen. Wie zum Ausgleich wächst dem vielleicht fünfzigjährigen Mann ein schwarzer Schnauzbart und ein ergrauter Backenbart. Da Abdirahman nur ein paar englische Wörter kennt, übersetzt Samiira, was er erzählt.

»Ich habe mein rechtes Bein durch die Kugel eines G3 verloren«, erklärt Abdirahman. Seine lilafarbene Maaus verdeckt den Stumpf, der oberhalb des Knies enden muss.

Dass er hier sitzt, weil er wegen seines fehlenden Beines eine Behandlung braucht, ist klar. Dass ein Mann seines Alters ein G3-Gewehr kennt, ist im vom Bürgerkrieg gezeichneten Somaliland eher normal. Dass er sich jedoch so genau daran erinnern kann, welche Waffe ihm seine Verletzung zugefügt hat, ist sehr ungewöhnlich. Geradezu sensationell aber wäre es, wenn er den Beweis für seine Behauptung erbringen könnte. Denn wer wollte auf einem Schlachtfeld Beweise sichern oder Zeugen vernehmen?

»Das ist im Gefecht um Hargeisa geschehen. Ich will die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen«, sagt der Mann mit der Halbglatze selbstbewusst.

Bevor Abdirahman fortfahren kann, melden sich seine Bank-

nachbarn zu Wort. »Ich heiße Arab Hussein. Ich bin als Zivilist zwischen die Fronten gekommen und habe dabei ein Bein verloren«, sagt der nächste in der Reihe. Neben ihm sitzt Mohamed Ahmed Ali. Als SNM-Kämpfer ist er bei den Gefechten um Hargeisa schwer verwundet worden. »Ich habe nur eine Kalaschnikow besessen. Die Siad-Barre-Soldaten waren uns waffentechnisch überlegen«, erzählt er und fordert: »Wir brauchen Beine, ganz dringend Beine aus Europa.« Er meint Prothesen, lässt sich jedoch nicht von seiner Formulierung abbringen. »Eine europäische Waffe hat uns unsere Beine genommen, jetzt wollen wir neue Beine aus Europa!«

Deeqa Omar, die vierte in der Reihe, ist vor der Gewalt der Regierungstruppen geflohen. Ein falscher Schritt, schon hat ihr eine Landmine das Bein zerfetzt. Bis heute warnen Experten vor den mehr als achtzig großflächigen Minenfeldern Somalilands, in denen bislang über dreitausend Menschen ihr Leben verloren haben und mehr als fünfhundert verstümmelt worden sind.

Der letzte auf der Bank ist auf seiten der SNM mit einer AK-47 in den Kampf gezogen. Auch Yussuf Mohamed Jama hat seinen Guerillakampf teuer bezahlt. »Sie feuerten mit schwerer Munition aus der Luft. Dann ging alles ganz schnell. Nachdem sie meinen Arm zerschossen haben, ist irgend jemand mit einer Schere gekommen und hat die Fleischfetzen abgeschnitten.« Unvermittelt reckt er seinen Stumpf in die Höhe. »Eine Hand ist teurer als ein Bein«, sagt Yussuf.

Vier Männer, eine Frau, das ist ein typisches Verhältnis, erklärt der SRCS-Vorsitzende Ali Sheikh Mohamed. Rund drei Viertel der Getteteten oder Verletzten sind männlich, nur ein Viertel ist weiblich. »Von den zwischen 1994 bis 2002 im Rehabilitationszentrum behandelten zwlfhundertsechundvierzig Patienten, die allesamt Prothesen erhielten, waren neunundvierzig Prozent Opfer von Handfeuerwaffen, achtunddreißig Prozent von Landminen, acht Prozent von Granaten und fünf Prozent Unfälle und Krankheiten jeglicher Art«, sagt Sheikh Mohamed. »Verlet-

zungen durch Gewehre sind mit gewaltigem Abstand das größte Problem in Somaliland.«

In der Regel werden Frauen eher zufällig getroffen, selten wird gezielt auf sie geschossen. Aber auch das kommt vor, wie die Erschießung von Samiiras Mutter Saado Farah und ihrer Begleiterinnen zeigt.

Dennoch sind Frauen die Hauptleidtragenden des Krieges. Sie müssen von einem Ort zum anderen fliehen, müssen die Verletzten gesundpflegen, die Verkrüppelten betreuen, für die Kinder sorgen und häufig auch noch das Einkommen verdienen. Der Krieg raubt ihnen ihre Männer und ihre Kinder. In Hargeisa leben Tausende von Kriegswitwen, um die sich kaum jemand kümmert.

Kriegswitwen – Solidarität im Schmerz

Die 1991 gegründete Somaliland War Widow Organization (SWWO) ist eines der NAGAAD-Mitglieder. Unzählige Mütter flohen 1988 und 1989 mit ihren fünf, zehn oder mehr Kindern in eines der Flüchtlingslager in Äthiopien. Viele erfuhren dort oder spätestens bei ihrer Rückkehr nach Somalia beim Kriegsende 1991 vom Tod ihrer Ehemänner. Seither versuchen sie mit ihren Kindern zu überleben – ohne jede staatliche Zuwendung.

Viele von ihnen stellen Gebrauchs- und Kunstgegenstände her. Die verzierten Trinkbehältnisse, Teppiche oder Wand- und Deckenbezüge werden auf den regionalen Märkten verkauft.

Als ungelernete Hilfskräfte verdienen viele der Kriegswitwen weniger als 20 Dollar pro Monat, was nicht einmal ansatzweise zur Ernährung ihrer Familien reicht. Spenden, beispielsweise aus der Verwandtschaft, ermöglichen das Überleben – mehr nicht.

FÜR DIE WÜRDE DER MENSCHEN

»Im Namen des Teufels
töteten Siad Barres Schergen Frauen und Kinder.«
Abdirahman Dahir Mohamed

Abdirahman sitzt vor dem »Tima Aden«, dem Teehaus »Weißes Haar« – seinem Teehaus. Jeden Tag wartet der Einbeinige hier im Kreis seiner Familie, in der Hoffnung, dass endlich etwas passieren möge, das sein Leben zum Guten verändert. Lange Jahre hat er gehofft, irgend jemand käme aus Europa, werde nach seinem fehlenden Bein fragen und »für Gerechtigkeit eintreten«. Doch wo soll Gerechtigkeit herkommen, wenn das Bein eines Afrikaners von einer Gewehrkugel aus Europa zertrümmert worden ist?

Bevor so tiefgreifende Fragen erörtert werden, wird erst einmal Somalitee serviert, köstlicher Tee mit Kamel- oder Kuhmilch, und über Gott und die Welt sinniert. Während Abdirahman aus seinem Leben erzählt, holt einer seiner Söhne das Gewehr. Nicht irgendein Gewehr, wie sie seit den Zeiten des Bürgerkriegs zu Abertausenden in den Schränken oder unter den Betten vor sich hin rosten. Sein Sohn holt *das* Gewehr.

*

Als Abdirahman zehn Jahre alt war, starb sein Vater. Mit der Heirat der beiden älteren Schwestern fiel dem kleinen Abdi die Verantwortung für seine Mutter und die zwei Brüder zu. Um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern, verkaufte der Junge tagtäglich Parfüm, Schlüssel und Haushaltsartikel auf dem Markt. »Leider hatte ich keine Zeit, die Schule abzuschließen.« Die Mittelschule war die Endstation.

Sein erster Sohn, Ahmed, kam 1974 zur Welt, da war Abdirahman zweiundzwanzig. Ein Jahr später heiratete er Ahmeds Mutter, die siebzehnjährige Ebado Abdullahi Mohamed. In seiner Familie ist es ihm immer wichtig gewesen, dass keine Gewalt

geherrscht hat.»Ich habe meine Kinder nicht geschlagen«, beteuert Abdirahman, »denn ich verabscheue Gewalt.« Plötzlich holt ihn die Vergangenheit ein. »Bevor der Krieg losging, herrschte hier die Folter. Die Soldaten der Siad-Barre-Armee vergewaltigten unsere Frauen und nahmen unsere Leute in der Nacht mit. Im Namen des Teufels töteten Siad Barres Schergen Frauen und Kinder, dabei hatten diese nichts Böses getan.« Samiira nickt zustimmend.

Ob Vergewaltigung oder Folter, Plünderung oder Landraub, Opfer dieser Taten waren vor allem Mitglieder des Isaaq-Clans. »Die Regierung in Mogadischu hat mit der Vernichtung unseres Clans begonnen«, erklärt Abdirahman, deshalb habe er sich am 6. Oktober 1981 der Somali National Movement angeschlossen – auf den Tag genau ein halbes Jahr nach der Gründung der SNM.

Im Jahr danach erhielt der Dreißigjährige sein erstes Gewehr, eine Kalaschnikow. »Guul ama Geri«, sagt er auf Somali, »Erfolg oder Tod. Wir hassten unser Leben und beschlossen zu sterben oder dem Land die Würde zurückzugeben. Jeder von uns lernte, wie man schießt. Die meisten von uns waren bewaffnet.«

Seit er sich der SNM angeschlossen hatte, lebten Abdirahman und Ebado getrennt und sahen sich nur sporadisch. Manchmal konnte er seine Frau im Flüchtlingslager Harshin besuchen, manchmal trafen sie sich in Balli Gubadle, direkt an der Grenze. Ihr 1983 geborener Junge Adam und die in den Folgejahren geborenen Mädchen Nura und Faisa waren Kinder des Krieges, aufgewachsen in einer Zeit, in der die Gewalt regierte.

Zehn lange Jahre lebte Abdirahman als selbsterklärter »Freiheitskämpfer« im Buschland. »Wir hausten wie die Tiere und ernährten uns von Tieren. Ab und zu fingen wir kleine Dig-Dig-Ziegen oder Gazellen. Oder wir aßen Blätter.« Von Nomaden, die mit der Somali National Movement sympathisierten, erhielten sie gelegentlich Milch, an guten Tagen sogar eine Kuh.

Die SNM-Führung hatte die Widerstandskämpfer in militärische Ränge eingeteilt, was für Außenstehende jedoch nicht er-

kennbar sein sollte, denn insbesondere die oberen Dienstränge waren das bevorzugte Abschussziel gegnerischer Scharfschützen.

Abdirahman war einfacher Soldat. Seine Gruppe hatte den Auftrag, Straßen zu blockieren und damit die Nachschubwege der Regierungssoldaten nach Hargeisa abzuschneiden. Wiederholt kam es zu tödlichen Schusswechseln, wenn sie Militärlastwagen des Siad-Barre-Regimes stoppten und dabei die Waffen des Gegners erbeuteten. »Wir überlebten nur, weil wir die feindlichen Soldaten töteten.«

*

Abdirahman hatte nie Schwierigkeiten, die Heckler&Koch-Waffe aus der Masse anderer Gewehre herauszuhören. »Das G3 erzeugt einen Doppelschlag – bug-bug – bug-bug.« Dieser Klang war Warnung genug. »Niemand kann einem Krieger mit G3 entgegentreten oder ihn angreifen. Du musst dich taktisch nähern«, erklärt er.

Die Bewaffnung des Militärs mit den Heckler&Koch-Gewehren vollzog sich nicht von einem Tag zum anderen, sondern nach und nach. »Die Deutschen haben damals die Mobile Einsatzpolizei der Derwische unterstützt«, weiß Abdirahman. »Anfangs setzten ausschließlich Polizeieinheiten der Derwische die G3-Gewehre ein, natürlich auf Befehl der Regierung in Mogadischu. Danach wurden die G3 von der Mobilen Einsatzpolizei auch an Soldaten weitergegeben.« Er nickt. »Ja, die Derwische haben die G3-Gewehre an die Siad-Barre-Soldaten weitergegeben. Auch der Mann, der auf mich geschossen hat, war Soldat, kein Polizist.«

*

Als der Junge das Gewehr in den Gästeraum des Teehauses bringt, starren ihm die anderen Gäste interessiert hinterher.

Dieses G3 ist kein Gewehr mit kurzer Schulterstütze, sondern eine Waffe mit abgebrochenem Schaft. »Abgeschossen«, erklärt Abdirahman. Der Handschutz und der Griff des G3 sind aus

Plastik, vom jahrelangen Gebrauch auf dem Schlachtfeld wirkt die Waffe abgenutzt. Der dunkle Lack ist verschiedentlich einem rostigen Braun gewichen.

Von einer Sekunde zur anderen hat genau dieses Gewehr Abdirahmans Leben verändert.

DER LÖWE VON AFRIKA

»Die Knochen werden zertrümmert,
die Haut zerfetzt, das Austrittsloch ist riesig.«

Abdirahman Dahir Mohamed

Mit jedem neuen Satz wird Abdirahman von seinen Kriegserlebnissen eingeholt. 1988 gehörte er einer Gruppe von etwa sechshundert SNM-Kämpfern an. Ausgebildet von äthiopischen Militärs und bewaffnet mit russischen Kalaschnikows, sollten sie die Lager der Regierungstruppen angreifen, die Hargeisa fest im Griff hatten.

Am 27. Mai wechselte Abdirahmans Gruppe in die Togdeer-Region, vier Tage später drangen die Widerstandskämpfer in Hargeisa ein, wo sie unter heftigen Beschuss gerieten. Um zwei Uhr morgens stießen sie bis Qaybta und Birjeex vor, die größten Militärlager Siad Barres in der 26. Kommandoregion, nahe am Fluss. Dort lagerten Siad Barres Soldaten das meiste militärische Inventar, von Fahrzeugen bis zu den Waffen. Das Armeehauptquartier stand unter dem Befehl von General Morgan, einem weithin gefürchteten Schlächter. An diesem Morgen soll sich Morgan fluchtartig zum Flughafen begeben haben.

»Birjeex« heißt »Fürchte dich nicht! Sei furchtlos!« Aber wir haben uns nicht abschrecken lassen und das Lager eingenommen«, sagt Abdirahman zufrieden. Doch der militärische Erfolg hielt nicht lange an, denn unter dem Druck der Regierungstrup-

pen mussten sich die Guerilleros wieder zurückziehen. General Morgan kehrte vom Flughafen zurück und führte die Schlacht um Hargeisa.

Abgesehen von Shahab, dem Regierungsviertel, konnte die SNM weite Teile Hargeisas einnehmen. Bis in den Herbst hinein durchstreifte Abdirahmans Gruppe das Buschland, kämpfte in Sheikh Moldhe, Xadi Xadhig, Dhaboolaq, Bali Ahmed, El Afwein und in Zeila. An einem Novembertag 1989 unternahm seine Einheit einen neuerlichen Vorstoß auf die feindlichen Stellungen in Hargeisa. Um neun Uhr begannen die Gefechte, gegen zwölf Uhr stürmten die Widerstandskämpfer die Stadt, zerstörten vier Panzer und töteten ihre Besatzungen. »Bei diesem Gefecht starben vierundzwanzig SNM-Kämpfer und mehr als zweihundert Soldaten der Regierungsarmee. Aus Angst vor uns flohen die Siad-Barre-Soldaten und kamen nie wieder zurück.«

In Xadi Xadhig, dreißig Kilometer vom Flughafen entfernt, wurde heftig gekämpft. Die SNM-Kämpfer trieben die Regierungssoldaten in Richtung der Start- und Landebahn vor sich her. Sie waren schon ganz in der Nähe des Flughafens, als Abdirahman im rechten Bein getroffen wurde.

»Sofort verspürte ich wahnsinnige Schmerzen. Überall war Blut. Aber ich schrie nicht. Männer aus Somaliland schreien nicht.« Diese Feststellung war Abdirahman wichtig.

*

»Der Siad-Barre-Soldat, der mich mit dem G3 getroffen hat, war wohl zwischen fünfzig und hundert Meter entfernt, genau weiß ich das aber nicht«, erklärt Abdirahman, der vorübergehend in Ohnmacht gefallen war. »Als ich nach zehn Minuten erwachte, sah ich, dass mein Bein zerfetzt war.«

Alleine hätte er kaum überlebt. Glücklicherweise war ein anderer SNM-Kämpfer zur Stelle, der geistesgegenwärtig sein Hemd zerschnitt, das verletzte Bein mit Stoffstreifen verband und so den Blutstrom stoppte. »Trotz des Verbands war das ganze Bein blutüberströmt. Der Mann hat mir das Leben gerettet.«

Abdirahman bekam ein »Geschenk« mit auf den Weg. »Meine Mitstreiter nahmen gegnerische Soldaten gefangen, darunter auch den Mann, der mich mit dem G3 angeschossen hatte.« Auf die Frage, was für ein Mensch das denn gewesen sei, erwidert Abdirahman trocken: »Ich konnte nicht mehr mit ihm sprechen.«

*

Noch am selben Tag wurde er mit einem verdreckten Wagen in den rund sechzig Kilometer entfernten somalischen Distrikt Balli Gubadle nahe der äthiopischen Grenze verfrachtet, eine von der SNM gehaltene Stellung. »Eine Kugel steckte noch in meinem Bein und wurde herausoperiert.« Doch schnell stellte sich heraus, dass das Bein völlig zerquetscht war, und weit und breit gab es keinen guten Doktor. »Deshalb dauerte es nicht lange, ehe sie mein Bein unter einem Baum absäbelten. Das war irgendwo in Balli Gubadle.«

Nicht jedes Gewehr erzielt beim Opfer die gleiche Wirkung. Auf Grund der hohen Durchschlagskraft kann beim G3 eine einzige Kugel ausreichen, um Knochen derart zu zersplittern, dass – angesichts fehlender medizinischer Versorgung in Kriegsgebieten – eine Amputation unumgänglich ist. »Einschüsse des G3 sind schlimmer als die der AK-47«, sagt Abdirahman. »Die Knochen werden zertrümmert, die Haut zerfetzt, das Austrittsloch ist riesig.«

Kaum hatte Ebado Abdullahi Mohamed gehört, was geschehen war, eilte sie nach Balli Gubadle. Als sie die Verletzung ihres Mannes sah, weinte sie viel. »Auch für sie war das ganz schrecklich«, sagt Abdirahman traurig.

*

Seit damals plagen Abdirahman zwei Alpträume. »Im ersten Typ von Traum besitze ich beide Beine. Erst wenn ich morgens aufwache, bemerke ich, dass mein rechtes Bein fehlt. Ich komme mir vor wie ein Passagier in einem Flugzeug, dessen Pilot gerade eine

Bruchlandung einleitet. Manchmal ist das kein Problem«, sagt ein trauriger Abdirahman.

»Im zweiten Traum bin ich mitten im Gefecht«, fährt er fort. »Als SNM-Soldat werde ich angegriffen und will die Attacken abwehren. Wie wild schieße ich mit einem Gewehr um mich.« Einige Sekunden hält er inne, bevor er weitererzählt, so peinlich scheint ihm zu sein, was er preiszugeben im Begriff ist.

»Wenn ich in der Dunkelheit aufwache, nehme ich meine Krücken und schieße mit ihnen wahllos umher. Nachts tobt in meinem Kopf der Krieg. Dann sitze ich auf dem Bett und schieße alles ab.« Zum ersten Mal weint Abdirahman. Mit einem Stofftaschentuch trocknet er seine Tränen. »Manchmal kann mir meine Frau die Krücken rechtzeitig wegnehmen und ich



*Abdirahman vor dem
Reha-Zentrum des
Roten Halbmonds in
Hargeisa*

komme wieder zu Verstand. Aber wenn ich im Kampf mit dem Krückengewehr aufspringe, falle ich zu Boden, weil mein Bein ja nicht da ist und weil mir die Stütze fehlt. Dieser Albtraum kommt immer wieder. Immer wieder. Immer wieder. Warum kommt er immer wieder, heute noch, so viele Jahre nach Kriegsende?«

*

Nach einiger Zeit ist er wieder ganz der alte: vom Leben hart bestraft und dennoch kein gebrochener Mann. Keiner, der jammernd durch die Gegend humpelt und über das Böse sinniert. Im Gegenteil: Abdirahman Dahir Mohamed lacht gerne und viel.

Sein Bein verlor er im Kampf gegen ein Regime, das seine Macht missbrauchte und das eigene Volk abmetzelte. »Siad Barre hat sich einst selbst als Löwe bezeichnet und wird seither Löwe von Afrika genannt«, erzählt er gestenreich. »Ich habe für mein Land gekämpft. Erst hat der Löwe mein Bein aufgefressen«, Abdirahman blickt angriffslustig, »doch dann haben wir den Löwen von Afrika aufgefressen. Ich habe mein Bein für den Frieden in Somaliland gegeben – und für die Würde.«

MIT HILFE MEINES BRUDERS

»Mein Bruder hat mich auf dem Schlachtfeld unterstützt.«

Mohamed Hussein Bulaley, Siad-Barre-Kämpfer

Die khakifarbene Uniform und die braune Mütze mit dem goldenen Emblem verraten den Beruf des schlanken Mannes, der hinter dem riesigen Tisch thront. Abdi Ali Hayd ist Chef der zentralen Polizeistation von Hargeisa. Er ist hilfsbereit und übersetzt, was der Mann ihm gegenüber von sich gibt. Das ist keine Selbstverständlichkeit, denn zu Zeiten des Bürgerkriegs hatte dieser Mann

zu seinen Gegnern gehört. Damals hat Hayd für die SNM und damit gegen die Derwische des Barre-Regimes gekämpft.

»Ich war Polizeisergeant der Derwische, der Mobilien Einsatzpolizei«, sagt Awil Dahir Ways. Mittlerweile trägt der Sechzigjährige aus Burao wieder eine Polizeiuniform, allerdings die hell gescheckte der somaliländischen Sicherheitskräfte. »Wir sind im gleichen Camp stationiert gewesen wie die Mobilien Einheiten von heute. Von den G3 haben wir viel zu viele gehabt, Hunderte und Aberhunderte dieser Gewehre. Mein G3 war mein Bruder, ja, das G3 war ein Teil meiner selbst.«

Auch wenn seine Stimme gleichmütig klingt, verraten die Schweißperlen auf seiner Halbglatze, wie unangenehm ihm dieses Gespräch ist. »Ich habe sehr viele Menschen mit dem G3 getötet«, bekennt Ways. »Die Waffen sind aus Deutschland und aus Italien gekommen. Italien hat unser Land mit Waffen überflutet.«

Italien – G3-Geschenke an die Mörder in Mogadischu

Zwischen 1978 und 1985 lieferten die Regierungen in Rom Waffen im Wert von 520 Millionen Dollar in die frühere Kolonie Italienisch-Somaliland. Italien war damit unangefochten die Nr. 1 unter den Rüstungsexporturen in das Bürgerkriegsland Somalia – noch vor der Sowjetunion und den USA.

Ali Doy, Mitarbeiter des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (UNDP), bestätigt den Einsatz von G3-Gewehren: »In ganz Somalia ist das G3 nach der Kalaschnikow die Nr. 2 im Land. Noch viel mehr als im Norden, dem heutigen Somaliland, ist das G3 im Süden verbreitet. Seit dem Ogaden-Krieg nutzten Milizen illegale Wege überall im Land«, so der UNDP-Mitarbeiter Doy aus Nairobi. »Die Italiener waren der Hauptlieferant des G3 an Siad Barre. In der Regel wurden die Gewehre als Geschenk übergeben.« Unklar ist die Herkunft der italienischen G3, da diese in Italien nie in Lizenz gefertigt wurden.

*

»Außerdem verfügten wir über deutsche Maschinengewehre vom Typ HK21. Die ersten kamen 1987 über Mogadischu nach Hargeisa.« Ein gezwungenes Lächeln huscht über Awil Dahir Way's Gesicht. »Wir waren so glücklich, als die HK21 eintraf. Wir kämpften zu neunt in einer Kleingruppe. Acht von uns hatten G3, einer die HK21. Die Deutschen unterstützten unsere Polizei, wir waren bestens mit deutschen Waffen ausgerüstet.«

»Natürlich habe ich mit dem G3 meine eigenen Leute ermordet«, sagt Ways. »Aber ich achtete die Regeln meiner Regierung. Wir mussten die Befehle ausführen, und ich befolgte die Befehle.« Ein kurzes Zögern, dann ergänzt der stämmige Somali: »Zum Glück haben mir die Menschen inzwischen vergeben. Heute lebe ich in Hargeisa, ohne dass ich bedroht werde.« Eine typische Antwort, auf die ein eher untypisches Resümee folgt: »Bis heute bin ich stolz darauf, dass ich gekämpft habe.«

*

Mohamed Hussein Bulaley sitzt auf dem gleichen Stuhl wie Awil Dahir Ways zwei Tage zuvor, ist fast genau gleich alt und hat eine ähnliche Biographie. Er wirkt, als wolle er sich hinter seiner grauen Kleindung und der schwarzen Sonnenbrille verstecken. Als Offizier hat auch Bulaley im Bürgerkrieg auf seiten Siad Barres gekämpft, wenn auch seit 1978 im Süden und nicht in Hargeisa. »Mit meinem G3 habe ich mehrere hundert Gegner getötet. Wer weiß, vielleicht sind es fünfhundert gewesen. Meine Kugeln waren tödlich. Kleiner Einschuss, große Austrittsöffnung«, sagt der Somalier.

»Das G3 war mein Bruder, ich mochte die Waffe sehr. Mein Bruder hat mich auf dem Schlachtfeld unterstützt.« Im Ogaden-Krieg hat der somalische Soldat Bulaley gegen Äthiopier gekämpft, sich danach allerdings der SNM angeschlossen. Nein, auf Somaliländer will er nicht geschossen haben.

ABDIRAHMAN KLAGT AN

»Das G3 soll auf der ganzen Welt ausgelöscht werden –
so wie alle Waffen.«

Abdirahman Dahir Mohamed

Zwei Jahre nachdem Abdirahman sein rechtes Bein verloren hat, hat der Invalide seine zweite Frau geheiratet, die zwanzig Jahre jüngere Tirik Abdullahi Moge. Mit ihr hat er sechs Kinder bekommen. Zusammen mit den acht Kindern von seiner ersten Frau Ebado leben siebzehn Menschen in fünf Zimmern: Abdirahman mit seinen beiden Frauen und den vierzehn Kindern.

Immerhin erhält der Veteran eine geringe Unterstützung der Regierung, weil er als Soldat für Somaliland gekämpft hat. Für das einstöckige, bungalowartige Haus müssen die Mohameds keine Miete bezahlen. Zudem bekommt Abdirahman auch von der SNM finanzielle Zuwendungen, wenn auch nicht viel.

»Unser einziges Einkommen ist das Teehaus ›Tima Aden‹«, bekennt Abdirahman. Das aber reicht bei weitem nicht zur Ernährung einer Großfamilie.

*

Im Wohnzimmer steht das G3 auf dem Boden. Samiira nimmt es beim Lauf und hält es weit vom Körper weggestreckt, als würde sie fürchten, dass sich ein Schuss lösen könnte. »Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich eine Waffe angefasst. Ich hasse Waffen!« sagt sie.

Auf dem nach vorne spitz zulaufenden Dreieck über dem Magazin ist die Gewehrnummer »G3-A3 6514250« eingeprägt. Unterhalb der Zahlenreihe findet sich der Hinweis »EN«. Sind die Teile für das Schnellfeuergewehr in Lizenz bei Royal Ordnance in Enfield in England gefertigt worden? Oder hat dort lediglich die Endmontage von Oberndorfer G3-A3-Gewehren stattgefunden? In der Vergangenheit lieferte Heckler & Koch

Gewehrteile an Royal Ordnance. Diese wurden dann in Länder exportiert, die in Deutschland auf dem Index verbotener Empfängerländer standen.

*

Dreizehn Jahre ist es her, dass Abdirahmans Bein amputiert wurde. Doch die Wunde hat gewuchert und geschmerzt, weshalb in einer zweiten Operation weitere zehn Zentimeter abgesägt werden sollten. »Nachdem der Knochen auftauchte, musste ich erneut unters Messer – diesmal im Hargeisa Hospital. Schuld daran war eine Infektion«, schildert er. Als die Säge zerbrach, wurde er zwei Tage lang in ein künstliches Koma versetzt. Auf dem Markt besorgten die Ärzte eine neue Säge.

Ohne Scham zieht Abdirahman das Tuch seiner Maaus nach oben und zeigt seinen Stumpf, der deutlich dicker ist als ein normaler Oberschenkel. Quer über diesen wuchernden Knollen zieht sich ein breiter, unregelmäßig vernähter Schnitt.

Trotz der zweiten Operation konnte der Krankheitsprozess bisher nicht gestoppt werden. »Deshalb nehme ich Medikamente, vor allem Antibiotika, für die ich viel Geld bezahlen muss«, erklärt Abdirahman. »Wer weiß, wahrscheinlich muss ich mich einer dritten Operation unterziehen? Insha' Allah.«

Heute, am 31. Mai 2002, sollen bei der Somaliländischen Gesellschaft des Roten Halbmonds die Maße für Abdirahmans neue Prothese abgenommen werden. Die erste Prothese aus Äthiopien war qualitativ schlecht und führte zu neuen Verletzungen.

Abdirahman lässt die zeitraubende Prozedur geduldig über sich ergehen. Zwischendurch strahlt er plötzlich, lacht, lacht noch mehr als sonst, freut sich wie ein kleiner Junge, dass er seine Krücken nach mehr als einem Jahrzehnt schon bald ablegen kann. Die Hoffnung, endlich ohne Holzstützen durchs Leben gehen zu können, gibt ihm neue Kraft.

Wochen später aber schmerzt sein Stumpf erneut. Die neue Prothese passt nicht wie erhofft, die Wunde ist infiziert. Wieder

*Durch dieses G3
hat Abdirahman
sein Bein verloren.*



muss Abdirahman schmerzstillende Mittel und Antibiotika einnehmen.

»Hier in Somaliland werde ich nie gesund«, meint der Einbeinige frustriert und hofft auf eine Behandlung im Ausland. »Keiner unserer Ärzte kann mir helfen.«

*

Abdirahman hat seine Lektion gelernt, wenn auch um einen hohen Preis. »Früher hat die große Mehrheit der Leute Gewehre besessen. Aber Gewehre bringen nichts Gutes mit sich, sie töten allesamt.« Geht es nach ihm, dann soll »das G3 auf der ganzen Welt ausgelöscht werden – so wie alle Waffen«. Er kann nicht verstehen, warum Deutschland Waffen nach Somalia geliefert hat.

»Siad Barre war ein Diktator. Ihm Waffen zu geben war doch ein krimineller Akt. Die Deutschen oder wer immer das gemacht hat, sie alle sollten zweimal nachdenken, bevor sie Waffen

an einen Diktator liefern. Heckler & Koch darf keine Waffen mehr nach Afrika oder in andere Kriegsregionen verkaufen.«

Seit mehr als einem Jahrzehnt ist Abdirahman nicht mehr in der Lage zu arbeiten. »Ich sitze in meinem Teehaus herum und kann nicht einmal bedienen. Ich bin arbeitslos. Deshalb will ich Ausgleichszahlungen und Blutgeld von Deutschland«, sagt er. »Ich habe mich entschieden, Briefe zu schreiben. An die Firma, die das G3 entwickelt hat, und an die deutsche Regierung. Und wenn das ein britisches Gewehr ist, dann schreibe ich auch an die Herstellerfirma in England und an die britische Regierung.«

Was Abdirahman sich in den Kopf gesetzt hat, das führt er auch durch. Seine Willenskraft wird manch einen überraschen, der Abdirahman Dahir Mohamed nicht kennt – zumindest noch nicht.

8 Jahre der Hoffnung

FÜR EINE BESSERE WELT

»Wenn sich Samiira eines Tages verletzt,
kann ich sie behandeln.«

Baashe Jama Elmi

Das neue Haus der Elmis liegt am Ortsrand von Hargeisa an einem Hang. Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zur Ebene oberhalb der Stadt, wo der Kampf ums wertvolle Wasser tobt. Bereits im Frühjahr brennt die Sonne der Trockensavanne erbarungslos, lediglich ein laues Lüftchen spendet dann noch minimale Abkühlung.

Kein Fenster geht zur Straße, von außen sind nur die Mauern und das Wellblechdach zu sehen. Die Haustür ist aus Metall, bunt bemalt, wie in Somaliland üblich.

»Nabad miya«, grüßt Siciido. Ihre Stimme ist gewohnt leise, aber äußerst herzlich. »Zehn meiner elf Kinder sind gerade hier, die fünf jüngeren und fünf der älteren«, freut sie sich. Einzig Hibaq, die als Lehrerin im Jemen arbeitet und jüngst geheiratet hat, fehlt. In dem kleinen Hof springen Siciidos Söhne Sacad, Suhayb, Salmaan und ihre Tochter Salam herum; der kleine Säugling Sakriye schläft.

Seit ihrer Heirat vor sieben Jahren lebt Samiiras Schwester mit ihrem Mann Abdi Mohamed Hashi zusammen, der gelegentlich im Flughafenrestaurant arbeitet. Bis heute versteht sich Siciido nicht nur als Mutter ihrer fünf eigenen Kinder, die in den Jahren zwischen 1997 und 2002 zur Welt gekommen sind, sondern auch als Mutter ihrer sechs Geschwister, nach denen sie fast täglich schaut. Unverändert trägt sie das am Morgen des 8. Juni 1988

gegebene Versprechen im Herzen und fühlt sich verantwortlich »für alle meine Kinder«.

Als Gastgeberin serviert Samiira Somalitee im feierlichen Freitagsservice. Geduldig warten die Geschwister auf den Sitzkissen.

*

»Ich lese gerne Bücher, besonders Schulbücher«, sagt Sagal, die Jüngste. Man meint, Samiira sprechen zu hören. Sagal lacht viel, macht einen dynamischen Eindruck. Nach europäischen Maßstäben ist sie modisch gekleidet, aber nur in den eigenen vier Wänden. Auf der Straße darf sie sich im strenggläubigen Somaliland so nicht blicken lassen. Für ihre fünfzehn Jahre weiß sie ziemlich genau, was sie einmal werden will. »Frauenärztin, ich werde Frauenärztin«, sagt Sagal mit einer Selbstsicherheit, die wieder an Samiira erinnert.

Ihr Bruder Baashe ist hoch aufgeschossen. Körperlich ist er der stärkste, kräftiger noch als der ältere Abdikarin. »Die Brüder haben seine Schläge gefürchtet«, sagt Samiira. Dennoch mag sie ihn unheimlich gerne. »Er hat den anderen immer geholfen. Er ist wie ich, er lacht viel. Baashe ist der Mensch, dem ich am meisten traue, der auf meine Ratschläge hört, so als sei ich seine Schwes-



*Sagal und Ahmed,
Samiiras
Geschwister.*

ter und Mutter zugleich. In den letzten Jahren hat er meine Unterstützung gebraucht.«

Baashe strebt nach Höherem, in seiner Gymnasialklasse ist er schon immer einer der Besten gewesen. »Ich will Physik oder Ingenieurwesen oder Biologie studieren. Vor allem für Humanbiologie interessiere ich mich wahnsinnig.« Leider sind Studienplätze rar in Somaliland, so dass viele Studienwünsche letztlich unerfüllt bleiben. »Am liebsten würde ich Arzt werden, das macht Sinn«, erklärt Baashe. Auch wenn Hibaq als Lehrerin im Jemen arbeitet, würde sie – wie ihr Bruder – lieber heute als morgen Medizin studieren.

»Wenn sich Samiira eines Tages verletzt, kann ich sie behandeln. Als Somalis bekommen wir hier nicht die notwendige ärztliche Behandlung – es sei denn, wir haben genug Geld«, erklärt Baashe. Ahmed möchte ganz hoch hinaus. »Ich will in die Verwaltung eines Ministeriums oder am besten gleich Minister werden. Minister für religiöse Angelegenheiten«, sagt der Siebzehnjährige. »Am liebsten würde ich natürlich Präsident werden.« Samiira lacht angesichts solcher Sätze. Sie weiß, dass ihr Bruder »in Wirklichkeit ein Geschäft eröffnen will. Ahmed möchte ein ganz normaler Geschäftsmann werden.«

So hat Samiira keine Zweifel, dass die beiden Brüder ihren Weg gehen werden. »Sie haben klare Vorstellungen, wie sie ihr Ziel erreichen können. Bei der Umsetzung helfe ich ihnen gerne.«

»Samiira ist immer für uns da!« fällt Sagal ein. »Als ich ein Kind gewesen bin, hat sie dafür gesorgt, dass ich in der Nacht eingeschlafen bin. Sie hat mir die Haare gekämmt. Sie hat geschaut, dass ich immer pünktlich in die Schule gehe. Sie hat mir all das beigebracht, was ich im Unterricht nicht verstanden habe. Und dann haben wir jede Woche zwei oder drei Stunden geübt, vor allem Englisch.«

Das Lob ist Samiira fast schon zu viel. Dabei leistet sie – wie viele Frauen in Somaliland – eine Menge. Jeden Morgen steht sie um fünf Uhr zum Gebet auf und liest im Koran. Um halb sieben richtet sie das Frühstück für die Familie. Dann geht sie zur Arbeit

beim Frauenverband NAGAAD – an sechs Tagen die Woche, von sieben bis vierzehn Uhr, Überstunden nicht gerechnet.

»Jammern hilft nicht«, sagt Samiira. Sie ist zufrieden, dass die Freitage frei sind und sie einen Monat Urlaub im Jahr hat. Dass sie diesen üblicherweise als Referentin der Somaliland Women's Development Association (SOWDA) auf Frauen- und Friedenskongressen im In- und Ausland zubringt, ist da schon normal. »Ich arbeite eben für eine bessere Welt.«

SOWDA – Frauen helfen nicht nur Frauen

Zu den aktivsten NAGAAD-Frauenorganisationen zählt die Somaliland Women's Development Association (SOWDA), die nach Kriegsausbruch 1988 im Norden Somalias gegründet worden war. Während der drei Kriegsjahre unterstützte SOWDA Flüchtlinge in äthiopischen Lagern mit Lebensmitteln, trug zur Gesundheitsversorgung und Bildung bei. Mit Kriegsende 1991 verlagerten die SOWDA-Frauen ihre Aktivitäten auf friedensvermittelnde und -schaffende Maßnahmen. Heute liegt der Arbeitsschwerpunkt vor allem auf der Verwirklichung von Menschenrechten und der Verhinderung von Gewalt gegen Frauen.

Für SOWDA hat Samiira Jama Elmi als erste einen Bericht über das Thema veröffentlicht. Ihr »Report of Documentation for Experiences of Women Who Got Raped During the War« basiert auf Interviews mit 87 während des Bürgerkriegs vergewaltigten Frauen. Die Ergebnisse der Studie sind erschreckend: Bis zum heutigen Tag leiden 94,2 Prozent der im Bürgerkrieg von Siad Barres Soldaten vergewaltigten Frauen unter Depressionen, Phobien oder posttraumatischen Erscheinungen. 84 Prozent sind von Khat abhängig, nahezu jede zweite hat Erfahrungen mit der Prostitution.

Auch physisch wirken die Verbrechen nach: 61 Prozent der Vergewaltigungsoffer klagen noch immer über Wunden und Geschwüre im Genitalbereich, 81,6 Prozent über Menstruationsprobleme.

Noch ist Samiira nicht am Ziel. Doch ihre Wunschvorstellung, die sie schon als sechzehnjährige Schülerin hatte, könnte sich bald erfüllen: Im Jahr 2002 hat sie ihr Jurastudium aufgenommen. »Bei NAGAAD habe ich mir Anerkennung verschafft und mir meinen ersten Traum erfüllt. Der zweite wird folgen«, sagt sie selbstbewusst. Bis zum Jahr 2005 will sie Rechtsanwältin werden und »Frauen in Fragen der Frauen- und Menschenrechte vertreten«. Da es heute in Somaliland erst zwei Rechtsanwältinnen gibt, kann man ermesen, was sie sich vorgenommen hat.

*

Die Hoffnungslosigkeit der achtziger und neunziger Jahre ist der Hoffnung auf ein besseres Leben gewichen, aus den Albträumen von früher sind Wunschträume geworden.

Doch Somaliland ist von keinem Staat der Welt anerkannt, hier erworbene berufliche Qualifikationen sind anderswo wertlos. Samiiras Zertifikate als Buchhalterin und Verwaltungsangestellte sowie ihre Studienberechtigung werden jenseits der somaliländischen Grenzen nicht akzeptiert. Für Samiira ist das besonders schlimm, denn sie träumt davon, ein paar Jahre im Ausland zu leben. »Leider werde ich wohl in keinem anderen Land meiner Ausbildung gemäß arbeiten können«, befürchtet sie. »Vielleicht aber habe ich doch irgendwie Glück und erhalte ein Stipendium. Irgendwo in Europa«, fügt sie lächelnd hinzu. »In Europa würde ich am liebsten leben.«

*

Die Geschwister wissen, was sie aus ihrem Leben machen wollen: Großfamilienmutter Siciido, Dr. vet. Sagal, Rechtsanwältin Samiira, Dr. med. Hibaq und Physik-Ingenieur-Humanbiologe Baashe sowie Geschäfts-Verwaltungsminister-Präsident Ahmet. Nach dem, was sie in den Jahren der Gewalt durchgemacht haben, klingt das alles ganz gut – viel zu gut angesichts der Probleme, mit denen sie in einem vom Krieg zerstörten Land zu kämpfen haben.

KLEINKRIEG MIT KONSEQUENZEN

»Dann haben sie auf mich gezielt, um mich zu töten.«

Abdikarin Jama Elmi

Abdikarin plagen andere Sorgen. Vierundzwanzig Jahre alt ist der älteste und zugleich zurückhaltendste der Elmi-Brüder. »Ich esse Khat, weil ich arbeitslos bin«, erzählt er und verspricht, dass er mit dem Kauen der Drogenpflanze aufhören werde, »sobald ich einen Arbeitsplatz bekomme«.

Samiira fährt auf. »Wenn du einen Job bekommst, wirst du noch mehr Khat essen, weil das Berufsleben ganz schön anstrengend ist!«

Statt einer Antwort grinst ihr drei Jahre jüngerer Bruder schief. »Die meiste Zeit schlafe ich nicht mehr. Auf einmal kann ich dann wieder schlafen, ganz fest. Das macht das Khat«, behauptet Abdikarin. Trotz des Zwists findet er versöhnliche Worte für seine Schwester: »Zum Glück haben wir Samiira, sie ist der Rückhalt unseres Hauses. Aber sie hat eine Einstellung, die mir zu schaffen macht: Samiira hasst Khat!«

»Und Waffen!« lässt sie nicht locker.

Abdikarin lacht verunsichert, denn der nächste Streitpunkt wartet keine zehn Meter entfernt. Vom Wohnzimmer aus führt der Weg über einen eineinhalb Meter breiten Durchgang des Hofes in das Gebäude gegenüber. Dort lebt er zusammen mit seiner Frau Khadra in einem etwa acht Quadratmeter großen Zimmer. Kinder haben sie noch keine, dafür ein Gewehr. Ein kurzer Griff unter das Ehebett, schon reckt er die amerikanische M16 in die Höhe. »Falls Diebe einbrechen wollen oder wilde Tiere«, erklärt er.

Mit seiner Weigerung, die Waffe abzugeben und verschrotten zu lassen, ist Abdikarin nicht allein. Seit dem Abzug der Siad-Barre-Soldaten vor über zehn Jahren lagern rund siebzigtausend Kleinwaffen unter Betten, in Schränken und anderen privaten Verstecken.

*Abdikarin (l.)
präsentiert das
M16, sein Cousin
hält ein G3.*



Wo es Waffen gibt, werden sie auch benutzt, das hat Abdikarin am eigenen Leib erfahren. Er erzählt von einem Stück Land in der Nähe der Stadt, das er sich mit seinen Schwestern Siciido und Samiira teilt. Alles ist ordnungsgemäß geregelt, wie das Besitzdokument der Stadtverwaltung belegt. Doch als Abdikarin im Februar 2002 auf dem Grundstück ein kleines Häuschen errichtet, kommt es zum Konflikt.

»Wir waren in der Hütte auf unserem eigenen Land«, beginnt Abdikarin. »Nachts gegen halb drei kamen fremde Soldaten, zwei von ihnen mit G3-Gewehren, der dritte mit einer Kalaschnikow bewaffnet. Sie haben mir das Grundstück wegnehmen wollen. Ich selbst besitze ein M16 und ein G3. Aber das G3 war damals gerade zerlegt.«

Schnell eskaliert die Situation. »Erst haben die Soldaten wild in die Gegend geschossen, dann haben sie auf mich gezielt, um

mich zu töten.« Zwanzig Minuten lang werden er, seine Frau und eine Begleiterin unter Beschuss genommen. Zwei Kugeln treffen Abdikarin in der Schulter, zwei weitere Kugeln seine Hand und ein Ohr. »Dass ich überlebt habe, ist reiner Zufall«, meint er. Abdikarin hat zurückgeschossen und dabei einen der Soldaten mit einem Streifschuss am Bein verletzt.

Abdikarin wird ins Krankenhaus eingeliefert, und die Polizei nimmt die drei Schützen in Gewahrsam. Zunächst scheint nun alles den traditionellen Verlauf zu nehmen: Wiederholt treffen sich die Familien, um eine einvernehmliche Lösung zu finden. Am Ende müssen die drei Soldaten das gewaltsam eroberte Land, das sie zwischenzeitlich sogar weiterverkauft hatten, an die Geschwister zurückgeben. Über die angemessene Strafe für die drei Angreifer entscheidet Sultan Barre, da sowohl die drei Soldaten als auch die Elmis dem Hashin-Clan entstammen, einem Subclan der Isaaqs. Der Fünfundfünfzigjährige steht dem Hashin-Clan vor.

»Ich habe immer gedacht, Sultan Barre sei ein Gentleman. Üblicherweise löst er unsere Probleme mit viel Geschick.« Samiiras Sorgenfalten verraten, dass das Verfahren anders ausgegangen ist als erwartet. »Diesmal aber hat sich der Sultan nicht um Gerechtigkeit bemüht, sondern den Ali-Hashin-Clan unterstützt, damit dieser ihm bei kommenden Auseinandersetzungen hilft«, beschwert sich Samiira, deren Familie zum Adan-Hashin-Clan gehört. »Außerdem isst der Sultan laufend Khat!« schimpft sie.

»Ich fände es besser, wenn ein reguläres Gericht in Hargeisa über den Fall urteilen würde«, sagt die angehende Rechtsanwältin. Doch ein Schreiben Barres an die Polizeiverwaltung hat ihnen den Weg zum Gericht versperrt. In dem Moment, in dem der Sultan versichert, dass er das Problem persönlich lösen werde, liegt die Verantwortung bei ihm und nicht bei der Justiz.

Am Ende aber handelt nicht Sultan Barre, sondern Abdikarin, der seiner Heimat den Rücken zukehrt und in die Vereinigten Arabischen Emirate geht. Die Schießerei mit den G3- und M16-Gewehren, das Verhalten des Sultans und die fehlende Aussicht

auf einen Arbeitsplatz haben ihm die Hoffnung auf eine Zukunft in Hargeisa genommen.

Samiira zieht aus dieser Erfahrung eine Konsequenz, die viele der sanften Frau mit der zierlichen Statur nicht zugetraut hätten: Sie fasst den dritten Beschluss für ihr Leben. Zu den beiden anderen Entscheidungen, die sie vor Jahren getroffen hat, steht sie bis heute.

Als sie und ihre sechs Geschwister auf ihrer Flucht in Äthiopien bei den Viehbesitzern aus dem Musa-Abakor-Clan ihrer Mutter um Wasser gebettelt hatten und abgewiesen wurden, hatte sie sich geschworen, »nie wieder freiwillig« in diesen Teil der Welt zurückkehren. Und als ihr Onkel Yusuf sie damals im Alter von fünfzehn Jahren zur Heirat mit dem zweiundvierzigjährigen Ali zwingen wollte, hatte sie dank Siciidos Rückendeckung die Kraft gefunden, dem Druck der beiden Männer standzuhalten.

Jetzt, zwölf Jahre danach, teilt sie Sultan Barre ihren dritten Lebensbeschluss mit: »Am 25. März 2002 habe ich mich entschieden, dass ich nicht länger Mitglied des Isaaq-Clans bin. Ich verlasse meinen Stamm und werde einen Mann aus dem Süden Somalias oder aus einem anderen Land heiraten. Dazu stehe ich. Insha' Allah.«

HERZLICH WILLKOMMEN

»Als die Deutschen G3 an Siad Barre lieferten, zeigten sie ihre Geringschätzung uns gegenüber.«

Abdulkahir Ismail Jirde,

Stellvertretender Parlamentssprecher

»Erst vor kurzem kam es zu einer Schießerei. Ein Mann tötete einen anderen mit einem G3. Erst einmal haben wir ein Blutgeld von hundert Kamelen ausgehandelt.« »Wir«, das sind die Ver-

sammlung der Elders und einige Regierungsvertreter. Das Problem bei diesem Fall, erzählt Sultan Nur Ahmet Gibril, geht über die individuelle Ebene aber weit hinaus: Weil der Mörder Mitglied eines Clans aus dem Nachbarland Dschibuti ist, hat er mit seiner Tat einen bedrohlichen Stammeskonflikt ausgelöst.

Der Sultan ist einer der ältesten und ranghöchsten Clanvertreter in Somaliland. Der Mann mit den glänzenden Goldzähnen weiß bestens Bescheid über die im fernen Oberndorf entwickelte Waffe.

»Wenn ich einen verwundeten oder getöteten Hirten sehe, erkenne ich sofort, ob es sich um eine G3-Verletzung handelt oder nicht«, sagt er. »Die Patronen dieser Gewehre sind größer als die von anderen Waffen, und die Wundöffnungen sind grauhaft. Das G3 verursacht bis heute Opfer.«

»Wird das G3 zum Mord eingesetzt, dann kann es zu einem Krieg kommen«, erklärt Nur Ahmet Gibril die möglichen politischen Folgen. »Wenn unsere eigenen Männer dann den Mörder aus Dschibuti töten, um sich zu rächen, schlägt dessen Clan zurück. Die letzten Wochen musste ich nach Kräften vermitteln, damit kein Stammeskrieg ausbricht. Frieden ist das höchste Gut«, sagt er aus der Erfahrung langer Jahre des Bürgerkriegs.

»Früher haben unsere Vorfahren Steine geworfen, mit Messern zugestochen oder Speere geschleudert. Diese Probleme bekamen wir in den Griff. Aber dann haben die reichen Länder ihre Zerstörungswaffen geschickt.« Die Stimme des Sultans klingt kratziger und rauher als sonst. »In Somaliland ist das G3 die Waffe der Massenmörder. Ich vergleiche die Wirkung des G3-Gewehrs mit der der B52-Bomber in Afghanistan.« Für die Folgen macht er Deutschland verantwortlich: »Die Deutschen haben die Waffe gebracht.«

Dass es sich bei den in Somalia und Somaliland eingesetzten G3 wohl nur zum Teil um Waffen aus Oberndorf, sondern vor allem um Lizenzwaffen handelt, interessiert hier niemanden. Ein G3 gilt als deutsches Gewehr, so wie ein Mercedes ein deutsches Auto ist. Aus Sicht der meisten Somalis ist es unerheblich, in wel-

chem Land das Produkt mit Genehmigung der Bundesregierung nachgebaut worden ist. »Zum Ausgleich für das, was mit ihren Waffen hier verwüstet worden ist, sollten die Deutschen Reparationszahlungen leisten«, fordert Sultan Gibril.

*

Abdulkahir Ismail Jirde ist Stellvertretender Sprecher des somaliländischen Repräsentantenhauses. Der Mann mit der imposanten Statur und dem rauschenden Vollbart hält große Stücke auf Deutschland, zitiert Hegel und Schopenhauer, kennt Kant und Nietzsche, liest Schiller und Goethe und bewundert Beethoven und Mozart.

Schon als Offizier in der somalischen Armee, in der er von 1969 bis 1978 gedient hat, war er vom diktatorischen Regime enttäuscht. »In dem Augenblick, da Hargeisa bombardiert wurde, saßen wir am Radio der SNM und wollten die Nachrichten nicht glauben. Aber die Bomben fielen, und die Derwische mordeten mit dem G3-Gewehr. Gegen das G3 hatte keiner eine Chance. Die Deutschen hatten hier immer ihre Finger im Spiel«, sagt er. »Die Westdeutschen trainierten die Polizei und lieferten das entsprechende Equipment. Die Ostdeutschen bauten Gefängnisse im Süden und schulten die Wächter. Die ganzen Jahre über ließ Siad Barre seine Kritiker foltern, und die Deutschen waren in gewissem Sinne seine Handlager.« Abdulkahir Ismail Jirde spricht ruhig, aber mit Nachdruck.

»Siad Barre war lange ein Vasall des Warschauer Pakts, danach biederte er sich bei der Nato an. Wie Hitler in Deutschland spielte Siad Barre mit den Gefühlen der Menschen.« Seine innere Wut lässt sich mit Händen greifen. »Der Traum von Großsomalia war Barres Vehikel, um an der Macht zu bleiben. Das wussten die Deutschen, als sie Polizei- und Militärgüter und Waffen an den Diktator lieferten. So wurden wir zum Opfer des Kalten Krieges«, sagt er bitter.

»Als die Deutschen G3 an Siad Barre lieferten, zeigten sie ihre Geringschätzung uns gegenüber. Die Deutschen haben nach dem

Motto gehandelt: Wenn die Afrikaner sich umbringen, können wir nichts dagegen unternehmen. Aber dann können wir auch Gewehre exportieren, die Afrikaner sind sowieso primitiv!« Jirde ist richtig wütend, als er das sagt.

»Die Regierung, die Barre Waffen gab, handelte nicht besser als ihre Vorgänger, als deutsche Soldaten Anfang des 20. Jahrhunderts die Herero in Namibia niedermetzten. Bei den Waffenexporten ging es um Gier und Profitmaximierung, um nichts anderes.« Abdulkahir Ismail Jirde schlägt eine Brücke zum heutigen Auftreten der Bundeswehr im Golf von Aden, direkt vor der somaliländischen Küste: »Heute kämpfen die deutschen Streitkräfte gegen den Terrorismus, wie sie sagen. Aber ihnen geht es nicht um unsere Belange. Mit ihren Kriegsschiffen kümmern sie sich jedenfalls nicht um die notleidende Bevölkerung in Somaliland.«

Enduring Freedom – Die Bundeswehr vor Somaliland

Als Reaktion auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 startete am 7. Oktober 2001 die langfristig angelegte internationale Operation »Enduring Freedom« mit dem Ziel, Terroristen zu bekämpfen, sie gefangenzunehmen und vor Gericht zu stellen. Am 16. November beschloss der Bundestag die Mitwirkung deutscher Streitkräfte: Im Januar 2003 waren 1076 Soldaten mit entsprechender Ausrüstung im Einsatz, wobei die Marine das größte Kontingent stellte. Das Operationsgebiet der deutschen Fregatten, Tanker und Schnellboote umfasste die Großregionen Golf von Aden, Horn von Afrika, Arabisches Meer, Arabischer Golf und Rotes Meer. Ihre Aufgabenschwerpunkte:

1. der Schutz der Seeverbindungslinien im Operationsgebiet,
2. die Durchführung von Operationen zur Seeraumüberwachung in den Seegebieten um das Horn von Afrika und
3. die Unterbindung des verbotenen Handels und Transports von Gütern, die zur Unterstützung des internationalen Terrorismus

eingesetzt werden konnten (Waffen, Drogen, Munition, Militärgerät, finanzielle Mittel etc.).

Im Rahmen der »Maritime Interdiction Operations« (MIO) wurden zu diesem Zweck auch Ladung und Papiere »von Handelsschiffen neutraler Staaten« kontrolliert; in Notfällen sollten »Zwangsmaßnahmen« eingeleitet werden (Umleitung in andere Häfen zur weiteren Untersuchung von Schiff und Besatzung). Damit maßte sich die Bundesmarine Hoheitsrechte in internationalen Gewässern an, die ihr rechtlich nicht zustanden. Die Provokation von Staaten wie Somaliland wurde in Kauf genommen. Vom 12. Mai 2002 bis zum 30. Oktober 2002 hatte die deutsche Marine sogar das Oberkommando über eines von neun Teilkontingenten mit mehr als 80 Schiffen aus 16 Staaten.

Der Sinn dieser Aktionen ist fraglich. Denn – Waffenhändler in Hargeisa bestätigten das – selbst bei Abriegelung des Seewegs waren Waffentransfers auf dem Landweg weitgehend ungehindert möglich.

*

Trotz aller kritischen Töne wünscht sich Abdulkahir Ismail Jirde eine intensive Kooperation mit Europa und den Deutschen. »Willkommen sind nicht Waffen, aber alle Menschen und jede Reisegruppe, die unser Land besucht. Zur Zeit verwenden wir mehr als siebenzig Prozent unseres Staatshaushalts für den Aufbau eines funktionierenden Gesundheits- und Bildungssystems sowie für die Demobilisierung unserer Armee.«

In einem Land, in dem die Analphabetenrate der Männer bei vierundsechzig Prozent und die der Frauen bei sechsundachtzig Prozent liegt, sind das mehr als dringliche Aufgaben. Eine überdimensionierte Armee, wie in vielen anderen afrikanischen Staaten, kann und will sich Somaliland nicht länger leisten. »Unser heutiges Ziel«, so der Stellvertretende Parlamentssprecher, »ist die Verkleinerung unserer Streitkräfte auf ein Drittel. Wir wollen Frieden, dazu brauchen wir hier nicht mehr als sechstausend Soldaten.«

SOMALILAND OHNE ARMEE?

»Die eingesammelten Waffen sollten in einer feierlichen Zeremonie zerstört werden.«

Ulf Terlinden, Friedensforscher

Damit Frieden in Somaliland herrschen kann, bedarf es stabiler Rahmenbedingungen am Horn von Afrika. »Äthiopien und Puntland stehen auf unserer Seite«, sagt Ex-Polizeichef Said Issa Abdulle. Sieben Jahre nach Somalilands Unabhängigkeitserklärung hatte Oberst Abdullahi Yussuf Ahmed im Juli 1998 aus dem Restgebiet Somalias Puntland als autonomen Staat ausgerufen. Östlich von Somaliland gelegen, bildet Puntland eine Pufferzone zum bürgerkriegsgeplagten Restsomalien im Süden.

»Leider wird Kenia von politischen Unruhen heimgesucht, im Sudan und in Somalia regiert die Gewalt. Auch zwischen Somaliland und Dschibuti gibt es zuweilen Reibereien, zwischen Äthiopien und Eritrea manchmal Krieg«, sagt Abdulle. Nötig wäre ein Versöhnungsprozess für ganz Ostafrika, »aber leider kommt es häufig nicht einmal zu einem ernst zu nehmenden Händeschütteln«.

Trotzdem rüsten die Somaliländer einseitig ab. »Vielleicht werden wir in Somaliland trotz alledem das erste Land Afrikas sein, das seine Armee völlig demobilisiert.«

Doch bevor die Friedensdividende eingefahren werden kann, kostet Abrüstung erst einmal Geld – Geld, das im zerstörten Somaliland aber gerade fehlt.

»Unsere Armee besteht aus fünfzehntausend bis achtzehntausend Mann. Die Polizeikräfte umfassen fünf- bis sechstausend Mann, dazu kommen noch zwei- bis dreitausend Gefängniswächter. Umschulungsmaßnahmen kosten eine Menge Geld, das wir allein kaum aufbringen können.« Vehement fordert der frühere Polizeichef, der heute Mitarbeiter der Vereinten Nationen ist, die Rückführung Armeeingehöriger ins zivile Leben.

Aus der Utopie könnte bald Realität werden. Im Auftrag der Europäischen Kommission und der Somalia Unit arbeitet Dr. Harald Hinkel, Leiter des örtlichen Büros der deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), mit seinem Team an der Umschulung vormaliger Soldaten. Bereits Mitte der neunziger Jahre sammelte die GTZ reichhaltig Erfahrungen mit Demobilisierungsmaßnahmen.

Für Hinkel hängen Demobilisierung und Entwicklung eng zusammen. Deshalb werden bei einem Pilotprojekt derzeit Hunderte früherer Kombattanten in GTZ-Werkstätten zu Elektrotechnikern ausgebildet. In den kommenden Jahren sollen sie rund fünfzigtausend Haushalte in Hargeisa ans elektrische Netz anschließen, die bislang nur durch Generatoren mit Strom versorgt werden. »Wenn wir Erfolg haben, wollen wir weitermachen«, sagt der GTZ-Mann.

Wer Frieden schaffen will, muss vor allem nach lokalen Lösungsansätzen suchen und Vor-Ort-Projekte unterstützen. In Hargeisa zählt hierzu vor allem das »Forum for Peace & Governance« (FOPAG), eine Organisation, in der sich erfahrene Friedensarbeiter und Mediatoren in Fragen der Friedensbildung, Abrüstung und Entmilitarisierung engagieren.

FOPAG – Konflikte erforschen und Frieden schaffen

Mit dem 1. Januar 2002 ging das Mandat des ehemaligen Live and Peace Institute (LPI) auf FOPAG über, das Forum for Peace and Governance mit Sitz in Hargeisa. Schon 1992, kurz nach Ende des Bürgerkriegs, hatte LPI den Vereinten Nationen beratend zur Seite gestanden, da friedenschaffende Maßnahmen im ehemaligen Kriegsgebiet nur mit Unterstützung von einheimischen Experten gelingen können.

FOPAG ist eine politisch unabhängige, nicht profitorientierte Organisation mit Sitz in Hargeisa und Außenstellen in anderen Staaten am Horn von Afrika. Ziel ist »die Verwirklichung einer friedlichen somalischen Gesellschaft« in »friedvoller Koexistenz

mit den Nachbarn in der Region«. Dreijährige Friedensforschungsprogramme umfassen beispielsweise die Frage der Proliferation (Weiterverbreitung) von Kleinwaffen, die lokale und regionale Konfliktdanalyse sowie den Übergang von der clandestinierten zur sinnvollen politischen Interessensvertretung.

Die Friedenserziehung von FOPAG wendet sich an acht Zielgruppen: Frauen, Künstler, Medienvertreter, Geschäftsleute, Ratsälteste, Lehrer, Jugendliche und Mitglieder anderer Nichtregierungsorganisationen (NGO). In Trainingskursen und Workshops werden u.a. Fragen der partizipatorischen Demokratie, der politischen Bildung, Menschenrechte, Konfliktlösung sowie die Problematik der kleinen und leichten Waffen erörtert und Lösungsansätze aufgezeigt.

»Der Fehler bestand in dem wilden Traum, ein Großsomalien schmieden zu wollen«, meint FOPAG-Direktor Jama Mohamoud Omar. »Davon mussten sich die Mächtigen in Somalia verabschieden, auch unser Präsident Egal.« Aus seiner Sicht ist dieser Traum ausgeträumt. »In meiner Generation ist das nicht mehr möglich, allenfalls in fünfzig Jahren, wenn überhaupt.«

Heute ist der FOPAG-Vorsitzende froh, dass »von außen keine Gefahr droht. Im Land haben wir ein demokratisches System aufgebaut, bei dem auch die Elders ihren Platz haben. Die Basis bildet unser Zwei-Kammern-Parlament mit dem Ober- und dem Unterhaus. Das funktioniert, auch wenn die Elders nicht gewählt werden. Nein, das ist wirklich kein Problem«, bekräftigt er.

Auch Ismail Essa Abrar, der Leiter der FOPAG-Aktionsprogramme in Hargeisa, lobt den Einsatz der Ratsältesten. »Wir haben den Umschwung zusammen mit den Elders geschafft«, sagt er und widerspricht damit weitverbreiteten Vorurteilen. Vor allem aber ist der Friedensarbeiter stolz auf seine Landsleute: »Der Friede ist eine Willensleistung unseres Volkes, denn als Graswurzelbewegung haben wir uns nach dem Krieg arrangiert und Versöhnung erreicht.« Er hat allen Grund, stolz zu sein, denn

was in anderen Regionen der Welt weitere Spannungen und Gewalt erzeugt hätte, haben die Somaliländer mit friedlichen Mitteln geschafft.

»Heutzutage gilt es, das Erreichte auf zwei Ebenen abzusichern«, fährt Abrar fort. »Wir müssen die Menschen über die Rechte aufklären, die ihnen zustehen. Und wir müssen den Frieden mit gesellschaftlicher Entwicklung verbinden.«

»Und vorher müssen wir unser Kleinwaffenproblem in den Griff bekommen«, wirft Omar ein. »Auch wenn wir keine einzige Gewehr- oder Munitionsfabrik im Land haben und hier lediglich Holzschäfte hergestellt werden könnten, ist Somaliland mit Waffen überflutet.«

Richtig wütend aber ist Jama Mohamoud Omar auf die USA. »Die Amerikaner haben Siad Barre bis zur letzten Minute mit Militärmaterial beliefert. Selbst in der Zeit, als Hargeisa mit Flugzeugen zusammengebombt worden ist, haben sie die Waffenlieferungen nicht beendet.«

Massaker mit Waffen aus Washington

Nachdem sich die sowjetische Führung von Somalia abgewandt hatte und nun Äthiopien unterstützte, sprangen die Vereinigten Staaten in die Bresche. Zwischen 1981 und 1991 lieferten die USA Waffen im Wert von 153,979 Millionen Dollar nach Somalia, wie ein Bericht des Congressional Research Service belegt.

Militärische und sogenannte Entwicklungshilfeprogramme ließen Somalia zum drittgrößten US-Militärpartner in Afrika aufsteigen und verschafften den Vereinigten Staaten den Zugang zum Militärflughafen bei Berbera im Norden des Landes.

Berichte aus dem US-Verteidigungsministerium belegen für den Zeitraum zwischen 1982 und 1988 beträchtliche Rüstungsexporte von bewaffneten Personentransportern, Haubitzen, Mörsern, Anti-Panzerraketen und insgesamt 4800 M16-Gewehren ins Bürgerkriegsland Somalia. Die letzten 1800 Stück wurden noch im Kriegsjahr 1988 an Siad Barres Einheiten ausgehändigt. Weiter-

hin lieferten die Vereinigten Staaten vierundzwanzig 50 cal. BR M2 HB – der Typ von Maschinengewehren, mit dem Samiiras Mutter Saado Farah erschossen wurde.

Selbst während der Dauerbombardements der Städte im Norden des Landes und der Massaker an der Zivilbevölkerung exportierten die USA Militärgüter und Waffen im Wert von 16,033 (1988) bzw. 23,134 (1989) Millionen Dollar. Erst 1990 schraubten sie die Lieferungen auf einen Umfang von 8,411 Millionen Dollar zurück (7,749 Mio. Dollar waren es 1991). Zudem lieferten die Vereinigten Staaten Munition im Wert von 9,5 Millionen Dollar. Nach Informationen von Said Issa Abdulle, dem langjährigen Polizeichef von Mogadischu, war die Gewehrmunition der Siad-Barre-Truppen – auch die der M16 – in verschiedenen Fällen mit Tetanus infiziert.

Das von der Firma Colt Firearms entwickelte M16 wird in Hartford, Connecticut (USA), produziert, zudem auf Lizenzbasis in Kanada, Südkorea, Singapur und auf den Philippinen. Insgesamt sind rund 8 Millionen M16-Gewehre in offiziell 67 Ländern – darunter Somalia – bei Armee und Polizei im Einsatz.

Die Schwarzmarktpreise für eine einzelne M16 differieren extrem: Während man im Jahr 2001 auf Palästinensergebiet 10 000, in Brasilien 2000 und in Indonesien 700 Dollar bezahlen musste, bekam man in Somalia eine M16 bereits für 100 Dollar. Gründe für den Preisverfall waren die auf dem freien Markt schwer erhältliche 5.56-mm-Munition und der technisch schlechte Ruf der Waffe.

Heute organisiert FOPAG Aufklärungsprogramme gegen die Verwendung von Kleinwaffen, die die Menschen davon überzeugen sollen, dass Waffengewalt der falsche Weg ist. Keine leichte Aufgabe in einem Land, das von ausländischen Gewehren überschwemmt ist und in dem der Griff in den Schrank ausreicht, um sich zu bewaffnen.

Die FOPAG-Aktivistinnen setzen vor allem auf die Vernunft der Frauen. In den Räumen von NAGAAD veranstaltet Ismail Abrar

Fortbildungsprogramme für Frauen. Eng arbeitet er bei Workshops mit Samiira zusammen.

*

Wie kaum eine andere Region der Welt sind die sieben ostafrikanischen Staaten Somalia, Äthiopien, Eritrea, Dschibuti, Kenia, Sudan und Uganda mit Kleinwaffen überschwemmt. Über Nacht, weiß Peter Croll, werden kontinuierlich aufgebaute Entwicklungsmaßnahmen durch Waffengewalt zunichte gemacht. »Der Zusammenhang zwischen Abrüstungspolitik und Entwicklungspolitik könnte deutlicher und dramatischer nicht sein«, erklärt der Direktor des Bonner Konversionszentrums BICC (Bonn International Center for Conversion), bei dem das SALIGAD-Projekt zur Kontrolle von Kleinwaffen angegliedert ist.

»Diese kann nur greifen«, meint SALIGAD-Projektleiter Kiflemariam Gebrewold, »wenn einerseits die einzelnen Länder das Problem angehen, andererseits aber im Verbund gehandelt wird.« Da die Staatsgrenzen am Horn von Afrika schlecht bewacht sind, zirkulieren Waffen und Drogen weitgehend ungehindert. Um den Schmuggel unterbinden zu können, sind laut Gebrewold effektive Grenzkontrollen unerlässlich, was eine Stärkung des staatlichen Sicherheitssektors voraussetzt. Angesichts der langen Landesgrenzen keine leichte Aufgabe.

Die Staaten am Horn von Afrika sind jedoch zum Teil selbst für die Kleinwaffenproblematik verantwortlich. »Um eigene Interessen durchzusetzen, bewaffnen sie nach wie vor aufständische Bewegungen in den Nachbarländern«, kritisiert Gebrewold. »Früher oder später geraten diese Waffen auf den Schwarzmarkt und werden für kriminelle Zwecke eingesetzt.«

Ein weiteres Problem sieht der SALIGAD-Leiter in der Situation der Nomaden, deren Sicherheit der Staat nicht ausreichend gewährleisten kann. »Nomaden bewaffnen sich unter anderem zum Schutz ihrer Familie und ihres Besitzes. Wollen wir dies ändern«, so Gebrewold, »dann bedarf es einer besser ausgerüsteten, gründlicher ausgebildeten und besser bezahlten Polizei.«

SALIGAD – das Projekt zur Kleinwaffenkontrolle

Seit 2000 wurden im Rahmen des SALIGAD-Projekts »Kontrolle und Management des Missbrauchs von Klein- und Leichtwaffen in den IGAD-Ländern« konkrete Datenerhebungen und Feldforschungen zu Nachfrage und Gebrauch von Kleinwaffen in den Ländern am Horn von Afrika durchgeführt. Das Projekt SALIGAD bemühte sich, das Thema Kleinwaffenkontrolle in Somalia, Äthiopien, Eritrea, Dschibuti, Kenia, Sudan und Uganda, den sogenannten IGAD-Ländern (Intergovernmental Authority on Development, eine 1996 von diesen Ländern gegründete supranationale Behörde zur Förderung der Entwicklung in Ostafrika), auf die politische Tagesordnung zu heben.

In einem Dialogprogramm führten SALIGAD-Mitarbeiter Workshops und Konferenzen durch, bei denen Regierungsorganisationen und lokale Vertreter, regionale und internationale Nichtregierungs- sowie Entwicklungshilfeorganisationen zusammengebracht wurden, um Informationen und Erfahrungen auszutauschen. Gefördert wird das SALIGAD-Projekt durch das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und Brot für die Welt.

In einer Studie über Kleinwaffen am Horn von Afrika (»Small Arms in the Horn of Africa: Challenges, Issues and Perspectives«) würdigt SALIGAD die »ersten Schritte zur Einschränkung des Einsatzes von Kleinwaffen« in Somaliland. Dort hat »der Ältestenrat die Rückgabe und Kontrolle von Kleinwaffen in die Verantwortung der lokalen Gemeinden gelegt«.

Wichtig ist die Frage der Motive. Solange sich Menschen bewaffnen, »um ihre Ehre zu verteidigen, den Brautpreis durch bewaffneten Viehdiebstahl zu erwirtschaften oder um ihre Rechte als ethnische Gruppe durchzusetzen«, wird die Kleinwaffenkontrolle schwer durchzuführen sein.

*

General Mohamoud Warsame ist ein vielgefragter Mann. An seinem Schreibtisch unter dem Bild des Präsidenten erledigt er mehrere Anfragen seiner Untergebenen gleichzeitig, zeichnet Papiere gegen, telefoniert, erteilt Auskünfte. Der Polizeichef von Somaliland kennt die fatalen Folgen wirtschaftlicher Not. »Raub und Diebstahl sind unser tägliches Problem. Allerdings liegen wir weit hinter Ländern wie Nigeria. Wir geben hier unser Bestes, aber solange die meisten Männer ohne Hoffnung auf Arbeit sind, haben wir ein Problem. Zudem verfügen wir kaum über funktionierende Fahrzeuge.«

Die jahrelange Polizeihilfe aus Deutschland wäre aus seiner Sicht durchaus sinnvoll gewesen, wenn sie nicht von Siad Barre missbraucht worden wäre. »Der Diktator ging seinen eigenen Weg, die Justiz war nicht frei. Alle unsere Waffen sind deutsch gewesen. Die G3 haben wir aus allen möglichen Ländern rund um den Globus zusammengekauft. Es ist eine Schande, dass sich die Mobile Einsatzpolizei in Hargeisa nicht wie eine vorbildliche Polizei verhalten hat.«

In Zukunft soll das anders sein: »Wir wollen Sicherheit garantieren, und das für alle Menschen, die hier leben.«

*

Seit Jahren beschäftigen sich auch Ulf Terlinden und Ekkehard Forberg mit der Frage der Kleinwaffenkontrolle in Somaliland. Beim Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit (BITS) haben sie eine umfassende Studie zur Situation vor Ort zu konkreten Lösungsvorschlägen veröffentlicht.

»Nach den gesammelten Erfahrungen plädieren wir für einen Handlungsansatz, der auf die Minderung der Nachfrage nach Kleinwaffen zielt«, erklärt Ulf Terlinden. »Auf allen Ebenen müssen Sanktionen und Beschränkungen des Waffenbesitzes und -einsatzes thematisiert werden. Ziel ist, Einstellung und Verhalten der Waffenbesitzer zu ändern.«

Forberg sieht »in einem zweiten Schritt die Chance, die überflüssig gewordenen Waffen aus der Bevölkerung abzuschöpfen.

Leider sind Bemühungen zum Scheitern verurteilt, die die Einziehung der Waffen durch persönliche finanzielle Anreize erreichen wollen, denn der Waffenmarkt gibt zuviel her. Allein in Somaliland sind mehr als hunderttausend Gewehre vorhanden, die Verfügbarkeit scheint schier unbegrenzt«.

Damit die Nachfragereduzierung tatsächlich Erfolg hat, muss sich ein breites gesellschaftliches Spektrum zusammenfinden: von nichtstaatlichen Institutionen wie Ältestenräten über religiöse Führer bis hin zu Frauen- und Veteranenorganisationen. »Dabei muss die Stärkung von gewaltfreien, innergesellschaftlichen Verfahren zur Konfliktaustragung Teil der Strategie sein«, erläutert Forberg, heute Friedensarbeiter der Hilfsorganisation World Vision. »Letztlich muss die Bevölkerung selbst die Ächtung von Kleinwaffen demonstrieren, beispielsweise mit dem Bemalen von Schildern und Wänden mit Friedenszeichen und kriegskritischen Inhalten.« Schon heute steht an einer Straßenkreuzung im Zentrum von Hargeisa ein beeindruckendes Anti-Kriegsdenkmal, auf dessen Spitze einer der MiG-Militärflieger droht, mit denen die Stadt Ende der achtziger Jahre in Schutt und Asche gebombt worden ist.

»Ergänzend zu all diesen Maßnahmen sollten gelegentlich öffentliche Ausschreibungen erfolgen, damit in kurzer Zeit eine bestimmte Anzahl von Waffen zurückgegeben wird«, schlägt Terlinden vor. »Zur Belohnung könnten zum Beispiel eine Schule wiederaufgebaut und für einen Übergangszeitraum Lehrer angestellt werden. Die eingesammelten Waffen sollten in einer feierlichen Zeremonie zerstört werden.«

Die größte Chance aber sehen die beiden Friedensforscher in Kampagnen, »die einerseits Rüstungsexporte aus Industrieländern begrenzen oder gar stoppen und andererseits den Umdenkungsprozess, die Vor-Ort-Kontrolle und das Waffeneinsammeln in den bisherigen Empfängerländern voranbringen«.

Wie dringend derlei Kampagnen nicht nur in Somaliland, sondern in den meisten afrikanischen Staaten wären, weiß Kurt Bangert zu berichten. »Nicht nur bei unserer Friedensarbeit im

Nordwesten Kenias treffen wir auf G3-Gewehre. Sie sind ursprünglich einmal als Ausrüstung für die Sicherheitskräfte gedacht gewesen«, so der World-Vision-Sprecher, »doch finden sie sich längst bei Kämpfern der Hirtenvölker wieder und tragen damit zur fortwährenden Gewalteskalation bei. Ein Ansatz erfolgreicher Projektarbeit liegt in der Verhinderung des weiteren Zuflusses von Waffen und Munition in die Krisen- und Kriegsgebiete. Denn es mag juristisch nicht anfechtbar sein, Waffen in Deutschland herzustellen und an Regierungen von Dritte-Welt-Ländern zu liefern. Aber wenn jeder fünfte Schwarzafrikaner eine Schusswaffe besitzt und die Verhandlungspartner ihre Gewehre aufeinander richten, kann man keinen Frieden stiften.«

*

Wo einst Bombenkrater klafften, sind ein- und zweistöckige Wohn- und Geschäftshäuser entstanden. Noch prägen Gegensätze Hargeisas Stadtbild: einerseits die von Einschüssen übersäten Ruinen und die halbkugelförmigen Flüchtlingszelte, die überall zu sehen sind, von den riesigen Lagern bis in den letzten Winkeln der Stadt; andererseits die vielen neuerrichteten farbenfrohen Einfamilienhäuser und die villenartigen Wohnanlagen der wenigen Wohlhabenden. Noch immer leidet die weit überwiegende Zahl der Menschen unter den Zerstörungen des Bürgerkriegs.

Die Regierung steckt ihr wenig Geld zur Zeit in die Demobilisierung von Soldaten, deren Einkommen ansonsten das begrenzte Budget des Staates aufbrauchen würde. Es fehlt an Mitteln zum Aufbau eines sozial gerechten Gesundheitswesens, eines zukunftsträchtigen Bildungssystems und einer funktionierenden Infrastruktur. Vergeblich warten Abertausende traumatisierter Menschen auf Hilfe. Vergeblich hoffen Zehntausende von Flüchtlingen, die vor Jahren aus Äthiopien in ihre zerstörte Heimatstadt zurückgekehrt sind, auf sauberes Wasser und ausreichend Lebensmittel.

Die junge somalische Gesellschaft droht von einem Berg schier

unlösbarer Aufgaben erdrückt zu werden. Wer kümmert sich um die Flüchtlinge? Wer heilt die Angeketteten? Wer hilft den Kriegsversehrten? Wer sammelt die unkontrolliert zirkulierenden Waffen ein? Wer räumt die Minenfelder im weiten Land? Wer baut das Straßennetz aus? Wer bezahlt die Sozial- und Bildungsprogramme? Wer schafft sinnvolle Arbeitsplätze?

Fragen, die dringend einer Lösung bedürfen. Hilfe ist vonnöten, doch den staatlichen Institutionen in Hargeisa fehlt schon das Geld, um die eigenen Beschäftigten angemessen bezahlen zu können. Seit Saudi-Arabien, bislang der bedeutendste Abnehmer somaliländischen Viehs, einen Importstop verhängt hat, hat sich die finanzielle Lage eher noch verschärft. Hinter dem Importstop, offiziell begründet mit der Gefahr eines Übergreifens des am Horn von Afrika wütenden Rift-Valley-Fiebers, werden politische Gründe vermutet: Die saudischen Machthaber könnten auf politischer und religiöser Ebene eher mit der Übergangsregierung in Mogadischu zusammenarbeiten wollen.

Mangels Einnahmen aus den Verkäufen, bei Ausfuhrzöllen und Hafengebühren können der Wiederaufbau und die Entwicklung des Landes staatlicherseits nur unzureichend gefördert werden. Und die internationale Staatengemeinschaft hält sich dezent zurück. Die vom Ausland anfänglich in begrenztem Umfang geleistete Notfallhilfe hätte längst in umfassende Entwicklungshilfe münden müssen, doch das ist kaum geschehen. Immerhin erhält Somaliland in begrenztem Umfang Geld für die Betreuung der Returnees, unter anderem 1,6 Millionen Euro im Sommer 2002 von der Europäischen Union.

So bemühen sich Nichtregierungsorganisationen aus aller Welt mit bescheidenen Mitteln, jedoch zuweilen erstaunlichen Erfolgen, um die Linderung der Not und den Aufbau einer sozial gerechten und ökologisch verträglichen Nachkriegsordnung. Dabei geht es nicht darum, Somaliland westliche Werte aufzudrängen.

Zu Recht warnt der britische Diplomat John Drysdale, einer der erfahrensten und bestinformierten Kenner des Landes, vor

falsch verstandener Hilfe. Hier ist kein Platz für »Mr. Foreign Aid, der in seinem Geländewagen mit Klimaanlage Somaliland befährt und den einheimischen Nomaden westliche Weisheiten vermittelt«. Statt dessen setzt Drysdale auf lokale Entwicklungsmodelle, die er in Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen entwickelt. Dabei geht es ihm vor allem darum, den Armen und Landlosen eine Parzelle brauchbaren Ackerbodens zu beschaffen, ihnen in bescheidenem Umfang Vieh zur Verfügung zu stellen und damit zu einer menschenwürdigen Existenz zu verhelfen.

*

Die Umsetzung seines Lebensziels ist ihm verwehrt geblieben. »Wir haben nicht erreicht, was wir uns wirklich am meisten gewünscht haben, und das ist die Anerkennung Somalilands«, hat Mohamed Ibrahim Egal kurz vor seinem Tod enttäuscht festgestellt. Am 3. Mai 2002 starb der Präsident in einem südafrikanischen Militärkrankenhaus.

Noch am gleichen Tag ist Vizepräsident Dahir Riyale Kahin zum Nachfolger nominiert worden, obwohl er einem anderen Stamm angehört. Allerdings schreibt die Verfassung vor, dass das Parlament und der Präsident zukünftig nicht wie bisher von den Clankonferenzen, sondern direkt vom Volk gewählt werden müssen. Deshalb standen im Januar 2003 Neuwahlen an. All diese Vorgänge sind weit über die Grenzen des Landes hinaus als ein Zeichen der Stärke der noch jungen Demokratie bewertet worden.

Das Grundproblem aber bleibt vorerst bestehen: Über ein Jahrzehnt nach seiner Gründung ist Somaliland noch immer von keinem einzigen Staat der Welt anerkannt. Deshalb fehlte Somaliland, als am 8. Juli 2002 die Afrikanische Union (AU) gegründet wurde. Dabei könnte gerade die AU eine wichtige Rolle für die Zukunft der Menschen am Horn von Afrika spielen, hat sie sich doch – anders als die aufgelöste Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) – einiges vorgenommen: vom Währungs-

fonds über die Zentralbank und den Gerichtshof bis hin zum gemeinsamen Afrikanischen Parlament.

Immerhin haben jüngst mehrere US-Delegationen das Land besucht, und verschiedene europäische Staaten signalisieren ihre Bereitschaft, Somaliland anzuerkennen, sobald Nachbarstaaten in der Region diesen Schritt vollzogen haben. Auch John Drysdale gibt sich hoffnungsfroh: »Wahrscheinlich geht es keine fünf Jahre mehr, dann sind wir Mitglieder der Staatengemeinschaft.«

Was nach hoher Politik klingt, hat unmittelbare Konsequenzen für das Leben der Menschen. Samiira weiß das. »Im Norden herrscht Frieden, im Süden nackte Gewalt. Die Wiedervereinigung mit Somalia brächte nur neue Repression und einen Rückfall in alte Zeiten. Ich habe Angst«, gesteht sie unverblümt, »dass wir uns bald wieder im Krieg befinden. Was wir uns wünschen, ist staatliche Anerkennung, ein Sitz in den Vereinten Nationen und vor allem ernstgemeinte Hilfe.«

Für die Menschen in Somaliland hätte das ganz handfeste Vorteile, sicher auch für Samiira. »Wird meine Staatsbürgerschaft überall akzeptiert, dann werden meine beruflichen Abschlüsse endlich im Ausland anerkannt. Dann kann ich viel leichter in andere Staaten reisen, mich weiterbilden, vielleicht sogar ein paar Semester in England studieren. Dann steht mir die weite Welt offen«, sagt Samiira hoffnungsvoll.

*

Die einsame Akazie hat ihr den Weg gewiesen. Erst zum zweiten Mal in ihrem Leben besucht Samiira den Ort, wo ihre Mutter von den Kugeln eines Maschinengewehrs getroffen wurde. Ihre Gedanken schweifen ab. »An dem Platz, an dem meine Mutter und die anderen Frauen umgebracht worden sind, haben die Siad-Barre-Soldaten auch ein Dutzend Jungen gefangengenommen«, erzählt sie. »Einige von ihnen sind umgebracht worden, einige sollen geflohen sein, einige sind bis heute verschwunden.« Zu ihnen gehörten auch drei Brüder aus ihrer näheren Verwandtschaft. »Bis heute findet man immer wieder Körper von Getöte-



Samiira (l.) und Waris bei der Akazie, an der Samiiras Mutter ermordet worden ist..

ten, darunter Kinderleichen. Beispielsweise hat man auch eine Mutter mit ihrem acht Monate alten Baby entdeckt, von denen niemand weiß, wer sie gewesen sind. Ich hasse es, hierher zurückzukommen ...« Tränen fließen über ihr Gesicht.

Einige Zeit steht Samiira schweigend da, umgeben von dürrer Strauchwerk, Dornbüschen und Kakteen. In der Ferne suchen Ziegen nach etwas Fressbarem. Doch sie sieht etwas ganz anderes. »Jetzt bin ich mit Mutter zusammen. Es ist, als stünde Saado Farah leibhaftig vor mir, ich höre ihre Stimme, wie in einem Film kommt alles zurück.«



Samiira im Kreis ihrer Geschwister. (Im Vordergrund Siciidos Kinder).

Teil II: Hayrettin

»Die Menschen in den europäischen Ländern wissen nicht,
was hier passiert ist.«
Hayrettin Altun



9 Jahre der Unbekümmertheit

MEIN TIYAKS

»Tiyaks ist mein Paradies auf Erden.«

Hayrettin als Kind

Hayrettin ist nicht einfach das zweite Kind, das überlebt, Hayrettin ist viel, viel mehr. »Ein Junge! Es ist ein Junge!« schallt die Stimme des hoch aufgeschossenen, kräftigen Mannes durch das steinerne Haus. »Nichts habe ich mir mehr gewünscht als einen Jungen!«

Cafer Altun ist übergücklich. Sein Ansehen im Dorf wird mit dem männlichen Nachwuchs enorm wachsen.

Seine zweite Frau Saniye Azer hat bereits fünf Mädchen und einen Buben geboren: Sakine, Hayriye, Sabiha, Sabina, Nimet und Mehmet Hanifi. Hayriye hat als einzige überlebt, vier der anderen sind schon im ersten Lebensjahr an Durchfall gestorben, eines an Masern. Wann Hayriye geboren worden ist, weiß keiner so genau, auch ihre Eltern nicht, denn Geburtstage werden hier im Südosten noch nicht lange erfasst. Wahrscheinlich ist sie 1939 zur Welt gekommen und demnach inzwischen fünfzehn Jahre alt. Aber was spielt das für eine Rolle in einem Land, in dem fast ausschließlich religiöse und nationale Feiertage gefeiert werden?

Nach den Schicksalsschlägen der vergangenen Jahre gesellt sich zur Freude über Hayrettins Geburt schnell die Angst, der neugeborene Sohn könne ebenfalls an Diarrhö erkranken und sterben. Besorgt füttern ihn die in bescheidenen Verhältnissen lebenden Eltern mit dem besten, was das Gebirgsdorf zu bieten hat: mit feinen Früchten und wohlschmeckenden Schildkröten-

eiern, ergänzt durch frische Eselsmilch, das nahrhafteste aller Getränke in Tîyaks.

*

Ein Dreivierteljahr später feiern sie in ganz Kurdistan und Mesopotamien das Newroz-Fest. Zum Frühlingsanfang am 21. März 1955 trägt Saniye Azer ein gelb-grün-rotes Band, das an die kurdische Nationalflagge erinnert. »Binde das Seil in den Frühlingsfarben, dann werden Mäuse und Schnecken darben und dich nicht länger plagen«, zitiert die kleine Frau lachend ein traditionelles Gedicht. Den kerngesunden Hayrettin wiegt sie im Arm.

Nach gutem altem Brauch kaufen die Eltern in den sechs ersten Lebensjahren keine Kleidungsstücke für den Kleinen und lassen sich statt dessen von Verwandten und Bekannten Höschen und Hemdchen schenken. In ihnen stecken viele wohlmeinende Zettel mit segensreichen Sprüchen des Koran, die dem Sprössling durchs Leben helfen sollen.

Mit Hasan, Fehmi und Sakine bringt Saniye in den kommenden Jahren noch drei weitere Kinder zur Welt. Zwar verfügt das aus gut hundert Häusern bestehende Tîyaks noch über keine Krankenstation, aber die ärztliche Betreuung und die Versorgung mit Medikamenten sind besser geworden, so dass Saniyes Kinder diesmal alle überleben.

Das Newroz-Fest – Politischer Jahres- und Frühlingsanfang

In vielen Ländern des Orients gefeiert, wird Newroz in Kurdistan die größte Bedeutung beigemessen. Das Fest gilt als eines der wichtigsten im Jahr, es ist ein gesellschaftliches Ereignis, das oft wochenlang vorbereitet wird.

Hintergrund des alljährlich zum Frühlingsanfang, zumeist am 21. März gefeierten Festes ist die Legende vom Tyrannen Eshdehak, der etwa 600 vor Christus an einer schmerzhaften Krankheit litt: Zwei Schlangen, die seinen Schultern entwachsen, bereiteten ihm große Schmerzen. Zahlreiche Ärzte bemühten sich vergeblich um

Eshdehaks Heilung, alle wurden sie mangels Erfolg hingerichtet. Ein Arzt versprach Heilung, falls der Tyrann seinen Schlangen täglich das Gehirn eines Kurden zum Fressen gäbe – was dieser tat und unzählige Kurden töten ließ.

Der kluge Schmied Kawa, von dessen sieben Söhnen in Eshdehaks Auftrag bereits sechs getötet worden waren, begab sich anstelle seines siebten Sohnes in die Hände des Tyrannen. Zuvor hatte er alle kampfeswilligen Kurden um sich geschart, die Eshdehaks Palast stürmen und ihn befreien sollten, sobald auf dem höchsten Berg ein Feuer entfacht werden würde.

So geschah es. Kawa wurde befreit und der Tyrann besiegt. Erstmals hatten die Kurden ihre Unterdrücker vertrieben. So kommt den landesweiten Newroz-Feiern in Zeiten der Repression hohe Symbolkraft zu.

Am 20. März wird im Familienkreis feierlich der Beginn des kurdischen Jahres und des Frühlings begangen. Auf den Bergen werden Feuer entzündet. Soweit möglich werden politische Ansprachen gehalten, Schwüre gegen Ausbeutung und Unterdrückung werden erneuert, traditionelle kurdische Tänze aufgeführt und bis tief in die Nacht Feste gefeiert.

Seit dem offiziellen Verbot der Newroz-Festivitäten in Türkisch-Kurdistan wurde im Familienkreis und sogar in Gefängnissen heimlich gefeiert.

*

Der Sohn reibt sich an Cafers strenger Religiosität, was schon früh zu heftigen Auseinandersetzungen führt. Als Hayrettin ein Jahr vor der staatlichen Einschulung in die Islamschule geschickt wird, weigert sich der Junge standhaft, stundenlang Korantexte herunterzubeten. Cafer, der selbst nie die Schule besucht und erst beim Militär Lesen und Schreiben gelernt hat, fährt aus der Haut. Wütend schlägt der strenggläubige Moslem seinen fünfjährigen Sohn, was den Trotz des Jungen nur verstärkt.

Zum Glück steht ihm in solchen Momenten seine Mutter bei. Für Saniye ist das friedliche Zusammenleben wichtiger als alles

andere, Gewalt lehnt sie strikt ab. Wenn sein Vater hart zuschlagen will, wirft sie sich zwischen die beiden. Das führt manchmal zu der komischen Situation, dass die Mutter ihren Sohn schützen und dieser sie aus der Gefahrenzone bringen will. Dann drängen sich beide nach vorn, um dem anderen zu helfen.

Auch wenn Hayrettin noch nicht die Kraft hat, sich gegen den Willen seines Vaters durchzusetzen, und zähneknirschend den Islamunterricht erträgt, wächst seine Abneigung gegen alles Religiöse und Traditionelle. Jede Tracht Prügel und jeder erzwungene Koranvers stärken seinen inneren Widerstand.

*

Wenn sich der Sturm gelegt hat, streifen Cafer und Hayrettin durch die Bergwelt rund um Tıyaks. Am liebsten klettert der Junge auf den nahe gelegenen Kizilgac, wo er seinem Vater im Sommer beim Brennholzsammeln hilft und danach im nahen Fluss planschen geht.

Im Winter dagegen sausen er und seine Freunde auf dem Holzschlitten in Schussfahrt die Hänge hinab, tollten in der Gegend herum und veranstalteten Schneeballschlachten. Auf geflochtenen Schneeschuhen durchstreifen die Buben die wunderbare Winterlandschaft.

Manchmal rollt Hayrettin mit seinem sechs Jahre jüngeren Bruder Hasan eine riesengroße Schneekugel zusammen, größer noch als sie selbst, setzt eine kleinere obendrauf und schmückt den Schneemann mit einem Strohbesen, einer Karottennase und Kohlenaugen. Und damit sein neuer Freund nicht friert, bekommt er Vaters Hut aufgesetzt und dessen Jacke umgehängt.

Wenn sie der Übermut packt, wetteifern die Buben darin, den größten Schneemann im Dorf zu bauen. Dann wird stundenlang geschippt und geformt, bis einer von ihnen mit geschwellter Brust verkünden kann, er sei der berühmteste Großbaumeister von ganz Tıyaks. »Ich habe einen Schneemann aufgetürmt, viel größer als alle anderen!«

Türkisch-Kurdistan und das Dorf Tîyaks

Seit dem 12. Jahrhundert wird der Begriff »Kurdistan« vom Sultan der Seldschuken Sandschar benutzt. Weltweit sind die Kurden das größte Volk ohne eigenen Staat. In der Türkei, im Iran, im Irak und in Syrien leben rund 27 bis 32 Millionen Kurden, etwa die Hälfte von ihnen stammt aus Türkisch-Kurdistan im Südosten der Türkei. Das Land der Kurden erstreckt sich zudem bis in die früheren Sowjetrepubliken Armenien, Aserbaidshan und Kasachstan, wo mehr als eine halbe Million Kurden leben.

Mit einer Fläche von rund 500 000 Quadratkilometern ist der Lebensraum der Kurden etwa eineinhalbmal so groß wie die heutige Bundesrepublik Deutschland. Größte Stadt und heimliche Hauptstadt Kurdistans ist Diyarbakir mit über 1,4 Millionen Einwohnern.

Das kurdische Dorf Tîyaks, im Türkischen Narlica genannt, befindet sich 130 Kilometer nordöstlich von Diyarbakir. Die nächstgelegene Kleinstadt ist das zehn Kilometer südöstlich gelegene Kulp. In einer Höhe von 900 Metern über dem Meeresspiegel breiten sich die meist ein- oder zweistöckigen Häuser von Tîyaks in einem an dieser Stelle noch weiten und vegetationsreichen Talboden aus. Die Spitzen des Ömer-Bergs in nächster Nähe erheben sich bis auf 2075 Meter. Weiter nach Norden erstreckt sich ein kleines Sträßlein bis zum Dorf Islanköy, von wo aus Wanderwege ins 2940 Meter hohe Akçakara-Gebirge hinaufführen.

Krönender Höhepunkt des Jahres im Tal von Tîyaks ist der Sommer, auch wenn die Sonne den Menschen im August und September viel zu lange Arbeitstage beschert. Gemeinsam ernten sie Tomaten, Bohnen, Gurken, Kürbisse, Weizen und Pfeffer, pflücken die Kokons der Seidenraupen und den Tabak auf den Feldern und binden ihn zu Büscheln. Abends hilft Hayrettin bei den Tieren: Er füttert die Hühner, melkt die Ziegen und die Kühe, schert die Schafe und mistet den Stall aus.

In der freien Zeit reitet der Junge stundenlang allein oder mit Freunden aus. Mal auf Wegen, mal zwischen dem wild wachsen-



Tîyaks liegt in einem grünen Tal unterhalb des Ömer-Bergs.

den Wacholder, zwischen Pappeln, Maulbeer- und Obstbäumen. Manchmal bindet er den störrischen Esel an einem Ast fest und schlägt sich den Bauch mit Aprikosen, Äpfeln, Pfirsichen, Trauben oder Walnüssen voll. An anderen Tagen streift er durch die Wiesen, macht sich auf die Suche nach wild wachsenden roten Tulpen oder pflückt einen violettfarbenen Strauß duftender Veilchen. Seine Lieblingsblumen bringt er seiner Mutter Saniye mit, die ihn strahlend umarmt.

»Tîyaks ist mein Paradies auf Erden. Nie will ich mein Tîyaks verlassen«, sagt Hayrettin.

DER MUSTERSCHÜLER UND SEIN LIEBLINGSLEHRER

»Werde so schnell wie möglich ein Türke und rette dich damit.«
Cafer Altun

Der Ernst des Lebens beginnt mit dem ersten Schultag. Hayrettin soll eine Sprache sprechen, die er nicht kennt und die er nicht versteht. Der Sechsjährige kann nicht begreifen, dass in der Grundschule alle anders sprechen als seine Eltern und Geschwister zu Hause.

»Günaydin çocuklar, guten Tag, Kinder«, begrüßt Sait Ayyidiz, der große und ziemlich dicke Klassenlehrer die Kinder auf Türkisch statt mit dem kurdischen Gruß »Rojbaş zarakno«. Dabei ist Ayyidiz selbst Kurde, aber offiziell gibt es nur Türkisch, kein Kurdisch.

»Tesekkür ederim«, entgegnet die Klasse wie aus einem Mund. Bis auf einen Schüler, der sich hartnäckig weigert, die Sprache zu verleugnen, mit der er aufgewachsen ist.

»Rojbaş mamoste, guten Tag, Lehrer«, antwortet Hayrettin auf Kurdisch, seiner Muttersprache.

»Sprich Türkisch!« befiehlt Sait Ayyidiz.

»Rojbaş«, wiederholt der kleine Hayrettin stur.

»Du Verräter!« beschimpfen ihn gleich mehrere seiner Mitschüler.

»Selbst Verräter!« versucht er sich zu wehren, aber er steht mit seiner Einstellung auf verlorenem Posten.

»Ich werde dir schon noch beibringen, deinen Klassenlehrer korrekt zu grüßen!« Ayyidiz fährt aus der Haut. »Streck deine Hände aus!« Tag für Tag erhält der widerspenstige Erstklässler Schläge mit dem Stock. Zu allem Übel findet Hayrettin auch zu Hause keine Unterstützung.

»Was soll denn das, Junge?« fragt ihn sein Vater barsch. »Du musst deinem Lehrer gehorchen. Wenn du überleben willst, musst

du Türkisch lernen. Daran führt kein Weg vorbei.« Cafer rät ihm sogar, ein Türke zu werden: »Hayrettin, du kannst unser Dorf nicht länger Tîyaks nennen. Sag Narlica, wie alle Türken!«

»Aber ihr selbst habt mir beigebracht, Kurdisch zu sprechen. Du sprichst Kurdisch, Papa, und Mama spricht Kurdisch, wir alle sprechen Kurdisch. Wir sagen ›Rojbaş‹ und unser Dorf heißt Tîyaks!«

»Zu Hause, natürlich. Aber in der Schule ist das ein Verbrechen!«

Seine Mutter versucht den Streit zu schlichten. »Wenn du ein Kurde bist, ist das Leben sehr gefährlich. Bitte, sei vernünftig, mein lieber Hayrettin.«

Die Schläge des Lehrers, das Drängen seines Vaters und die Bitten seiner Mutter lassen dem Jungen keine andere Wahl. Weil der Druck zu groß ist, und weil er sich in der Schule viel vorgenommen hat, muss Hayrettin nachgeben. In seinem Inneren aber empfindet er Türkisch immer als Fremdsprache, Kurdisch ist und bleibt seine Muttersprache.

Das Kurdische (1) – Eine indogermanische Sprache

Vergleichbar dem Persischen ist auch das Kurdische eine iranische Sprache und gehört – wie das Deutsche – zum Indogermanischen. Weil Kurdisch im weitesten Sinne auch mit dem Deutschen verwandt ist, können deutschsprachige Interessenten es leichter erlernen als Türkisch, das zu den Turksprachen zählt.

Grob lassen sich die drei Dialektregionen Nordkurdisch (Kirmanci), Zentralkurdisch (Sorani) und Südkurdisch unterteilen. Auch Zazaki, im Nordwesten des Kirmanci, gilt unter Kurden zumeist als Dialekt, doch Sprachwissenschaftler sehen darin eine eigenständige Sprache. Alles in allem herrscht eine große Dialektvielfalt, die dazu führt, dass sich Kurden aus unterschiedlichen Regionen und Staaten zuweilen nur schwer verständigen können. In der Verfassung der Türkei von 1924 ist Türkisch zur Amtssprache erklärt worden. Die Sprache und Kultur der Kurden wurden

unterdrückt. In den Schulen mussten kurdische Kinder allmorgendlich im Chor singen: »Ich bin ein Türke, aufrecht und fleißig.« Sie sollten zu Türken umerzogen werden.

*

Früh interessiert sich Hayrettin für die große weite Welt. Aber was soll er machen in einem Dorf, in dem es keine Fernsehgeräte gibt und die Häuser noch nicht einmal ans Stromnetz angeschlossen sind? Wenigstens existieren in Tiyaks zwei Radiogeräte. Wer ein Radio besitzt, der ist ein berühmter Mann. Das eine gehört dem Lehrer Cemil Altun, einem Cousin Hayrettins. Das andere befindet sich im Besitz von Halim Şeker, einem vermögenden Zimmermann. Der Junge ist ganz stolz, wenn er zwischen siebzehn und achtzehn Uhr auf einem türkischen Kanal der »Stimme von Armenien« lauschen darf, der einzigen Sendung in Kurdisch. Dann hört Hayrettin Musik und versucht die Nachrichten zu verstehen.

Zeitungen bekommt er nur dann zu Gesicht, wenn sie ein Lehrer vorliest. Oder wenn sein Vater im Herbst und Winter ein altes Exemplar mitbringt, um das Papier zum Schutz gegen Zugluft und Kälte in die Ritzen der Tür oder rund um die Fenster zu stecken. Dann stibitzt sich der kleine Hayrettin einige Seiten, liest einzelne Sätze oder betrachtet die Schwarzweißbilder.

Hayrettin lernt fleißig, was vor allem in der kalten Jahreszeit nicht ganz so einfach ist. Im Winter ist nur der große Wohnraum im Obergeschoss beheizt, in dem die Eltern mit ihren fünf Kindern leben und schlafen. In der kleinen Küche ist ebensowenig Platz wie in den beiden Lagerräumchen. Und im Erdgeschoss des aus Stein, Lehm und Holz gebauten Hauses befinden sich die Ställe mit den lärmenden Tieren: drei Kühe, zehn Ziegen und Schafe, zwanzig Hühner und ein Maultier, das seinem Namen alle Ehre macht. »Eine seltsame Mischung zwischen Esel und Pferd«, erzählt Hayrettin lachend, »das einen ziemlichen Radau veranstalten kann.«

Aber der Junge lässt sich durch nichts aus der Ruhe bringen.

Selbst wenn sich Saniye und Cafer unterhalten oder seine Geschwister neben ihm spielen, liegt der Bub bäuchlings auf dem Boden und erledigt seine Hausaufgaben im Licht der Gaslampe. Dann schreibt er auf die Rückseite der Blätter, die ihnen der Arzt seines Vaters überlassen hat.

*

Immer wieder bricht Hayrettins rebellischer Charakter durch. Bald muss sein Vater erkennen, dass er den ältesten Sohn nicht über Jahre hinweg in die Islamschule schicken kann, ohne dessen Widerstand zu wecken. Als Hayrettin im dritten Jahr wider Willen Arabisch und Religion pauken muss, kommt es zum großen Krach.

»Nein! Ich weigere mich, jeden Tag neue Verse zu lernen. Damit kann ich nichts anfangen«, schreit Hayrettin. »Ich bin jetzt in der zweiten Klasse. Da brauche ich keinen Koran!«

»Das ist unsere Religion! Du musst an Gott glauben! Du musst auf die Islamschule gehen!« befiehlt Cafer. Wieder einmal verprügelt er den Jungen. Zum Glück schreitet Saniye ein.

»Du kannst mich totschiagen, aber ich gehe nie wieder in die Koranschule«, erklärt der Siebenjährige trotzig. Als Cafer die Fassung verliert und wild auf ihn eindrischt, packt Saniye ihren Sohn, stößt ihn aus dem Raum und stellt sich schützend vor die geschlossene Tür.

»Du Sturkopf! Du Verweigerer! Du Unruhestifter!« brüllt Cafer Hayrettin hinterher, der die Treppe zu den Ställen hinabrennt und ins Dorf flüchtet.

*

In der vierten und fünften Grundschulklasse wendet sich das Blatt zum Guten. »Hayrettin ist mein Goldjunge: äußerst wertvoll und klar im Kopf. Kein Wunder, Altun bedeutet im Türkischen ›Gold‹«, sagt der adrett gekleidete Mann mit dem feinen Schnauzbart. Mehmet Aydeniz freut sich über seinen Muster-schüler Hayrettin Altun. Im September 1964 hat der Junglehrer sein Amt in Tîyaks angetreten. Das staatliche Gehalt kann sich

sehen lassen und wird auf dem Dorf schon mal mit ein paar Eiern, einem Hühnchen oder einem Korb voller Früchte aufgebessert.

»Hayrettin ist wohlgezogen, küsst mir zur Begrüßung die Hand und behandelt mich mit dem gebührenden Respekt«, lobt Aydeniz. Seit der Zwanzigjährige den Unterricht leitet, findet er nur wohlwollende Worte: »Der Bub ist begabt, strebsam, aufgeweckt, will alles wissen, lernt wie wild und erledigt seine Hausaufgaben vorbildlich.« Um so mehr ärgert sich Hayrettin, wenn er eine Frage nicht beantworten kann. »Dann läuft er rot an, ist völlig verlegen und schaut schüchtern zu Boden«, sagt Aydeniz grinsend.

Angesichts der vielen Aufgaben, die erledigt werden müssen, ist Mehmet Aydeniz froh, dass ihm Hayrettin hilft. Als Lehrer aller fünf Klassen, Schulleiter, Hausmeister und Holzhacker in einer Person hält er Unterricht, führt Elternabende durch, schreibt Briefe, streicht Wände, bessert das Dach aus und hackt Holz für die Feuerstelle, damit die Kinder im Winter nicht erfrieren. »Ich bin alles«, sagt er ironisch, wobei ihm zuweilen auch alles über den Kopf wächst. Dann schickt er die untersten drei Klassen mit Aufgaben nach Hause, unterrichtet die vierte und beauftragt Hayrettin mit der Kontrolle der fünften.

In so einem Moment ist es gut, dass er sich auf den Elfjährigen verlassen kann. Der ist vor drei Jahren zum Klassensprecher gewählt und immer wieder im Amt bestätigt worden. Ein leichtes Amt ist das nicht. Denn das einstöckige Schulgebäude, in dem Aydeniz zugleich wohnt, verfügt nur über einen einzigen großen Unterrichtsraum, in dem sich alle fünfzig Schüler aufhalten und für Unruhe sorgen. Auch wenn Hayrettin keine Strafen verteilen darf, fällt ihm häufig die Aufgabe zu, unter seinen Kameraden für Ruhe zu sorgen. Besonders dann, wenn Aydeniz Schüler einer anderen Stufe unterrichtet.

Trotzdem ist Hayrettin in seiner Klasse äußerst beliebt, vor allem weil er ein Talent mitbringt, über das keiner seiner Mitschüler verfügt: Mit seiner Vermittlungsgabe versöhnt er die Streithähne, die sich auf dem Pausenhof oder dem Nachhauseweg prügeln oder mit Steinen bewerfen. »Seine Worte sind nie verlet-

zend, statt dessen wirkt er beruhigend und hilft, so gut er kann. Deshalb mag ihn jeder an der Schule«, sagt Aydeniz.

»Und ich mag meinen Klassenlehrer«, erklärt der Fünftklässler Hayrettin. »Bei ihm lerne ich am allermeisten. Herr Aydeniz ist mein Lieblingslehrer!«

*

Die unbekümmerten Tage der Kindheit neigen sich dem Ende entgegen, als Hayrettin mit einer Frage konfrontiert wird, mit der er sich noch nie beschäftigt hat.

»Die Grundschule ist bald beendet. Was willst du einmal werden?« fragt ihn sein Vater, der insgeheim hofft, dass der Sohn eines Tages Landwirt werden und die eigenen Felder bewirtschaften will. Hayrettin spürt, was der Vater sich wünscht, und weiß nicht, was er sagen soll.

Er möchte so gern Lehrer werden. Gleich mehrere Gründe sprechen dafür: Zum einen interessiert sich der Junge zusehends für das, was in der Welt passiert. Da käme eine Ausbildung zum Lehrer gerade recht. Zum anderen geht er sehr gerne in die Schule, seitdem sein Klassenlehrer Mehmet Aydeniz heißt. Mit ihm hat er sein großes Vorbild kennengelernt, so wie er will er einmal werden.

Ganz nebenbei kann er auf diesem Weg auch dem Wehrdienst entgehen. Eigentlich muss in der Türkei jeder junge Mann für zweiundzwanzig Monate den Dienst an der Waffe leisten, einen Ersatzdienst gibt es nicht. Doch zu dieser Zeit braucht die Regierung dringend Lehrer, Lehramtsanwärter sind deshalb von der Wehrpflicht befreit. Und weil nicht nur Hayrettin, sondern auch seinen Eltern militärischer Drill und Waffengewalt zuwider sind, befürworten auch sie seinen Wunsch.

Die letzten Sommertage in Tîyaks fallen ihm schwer. Eigentlich freut sich Hayrettin auf die neue Aufgabe, andererseits ist er mit seinen elf Jahren noch viel zu jung zum Abschiednehmen. Zu sehr hängt er an seinen Eltern, den Geschwistern und Freunden und dem Leben auf dem Land. Das Internat mit der Lehrerschule

im mehr als hundert Kilometer entfernten Ergani erscheint ihm weiter weg als die Sterne über Tîyaks.

Sobald die Sonne untergegangen ist und ein warmer Windhauch eine schöne Sommernacht herbeiweht, legt sich Hayrettin unter den freien Himmel. Kein Wolkenschleier trübt die Sicht in ein Sternenmeer, das tiefer und schöner nicht sein könnte.

Seine Stimme klingt sanft und träumerisch. »Die Luft in den Bergen ist kristallklar. Ich liebe die Sterne über alles.« Hayrettin beobachtet die Milchstraße, zählt die Sterne, verfolgt das Wandern der Planeten, schaut den Sternschnuppen hinterher und träumt. Dann fliegen seine Gedanken in die Weiten des Weltalls und erzählen ihm wundersame Geschichten.

Elf Jahre lang bestand die Welt aus Tîyaks und den umliegenden Dörfern und Bergen. Mehr kennt er nicht, und mehr braucht er nicht für ein glückliches Leben. Hier ist seine Welt. »Die Sterne in Tîyaks sind die schönsten der Welt.«



Familie Altun in glücklichen Zeiten (stehend v.l.n.r.): Hayrettins Schwester Sakine, seine Mutter Saniye, Hayrettin, seine Schwester Hayriye und sein Vater Cafer; (sitzend v.l.n.r.): Hayrettins Bruder Hasan mit seinem Neffen Vehbi (1974).

10 Jahre der Rebellion

OFFIZIERSSCHULE ERGANI

»Diesen Regeln ordne ich mich nicht unter.«

Hayrettin Altun als Lehramtsanwärter

Die ersten acht Monate auf der Lehrerschule in Ergani sind härter als befürchtet. Zucht und Ordnung herrschen im Bereich des Schulgeländes mit den drei Unterrichtsgebäuden und dem vierstöckigen Schlaftrakt. Beim allmorgendlichen Appell auf dem Schulhof müssen die achthundertfünfzig kurdischen Lehramtsanwärter lautstark das Türkentum beschwören.

Vorbei die Zeit, in der Hayrettin als Klassensprecher Verantwortung übernehmen und Eigeninitiative entwickeln konnte. Als er, wie in der Grundschule zu Hause, einige Verbesserungen vorschlägt, werden seine gutgemeinten Anregungen als Zeichen der Rebellion ausgelegt. Zur Strafe für seine Aufmüpfigkeit wird Hayrettin vor allen Klassenkameraden geschlagen. In Ergani ist Anpassung gefragt, wird Unterordnung verlangt, gilt Schweigen als oberste Pflicht. Die meisten der dreißig Lehrer sind sehr streng.

Hayrettin ist der jüngste und kleinste der fünfundvierzig Schüler seiner Klasse. Nicht lange, da bekommt der Elfjährige Heimweh, will zurück zu Mutter und Vater, zu seinen Geschwistern und den Spielkameraden in Tiyaks. »Die Schule ist eine Qual« erzählt er seinen Eltern, als er 1966 zur dreimonatigen Sommerpause nach Hause fahren, abschalten, entspannen und sich erholen kann.

Zumindest im zweiten und dritten Jahr wird doch noch vieles anders. Hayrettin akzeptiert die Regeln des Hauses, lernt fleißig

und findet neue Freunde, mit denen er allerlei Unsinn treibt. Schnell erarbeitet er sich den Ruf eines Spaßvogels, der für allerlei Schabernack zu haben ist. Auch seine Freunde machen jeden Blödsinn mit.

Zuviel Blödsinn möchte man meinen. Denn im vierten Schuljahr bekommt der Vierzehnjährige ernsthaft Ärger, als er die direkte Konfrontation mit seinem Geschichtslehrer sucht. Der Mann ist nicht sehr groß, aber äußerst stämmig. Sein Schnurrbart verrät die rechte Gesinnung. So preist er die großen Taten des revolutionären Kemâl Atatürk in den höchsten Tönen, die kurdische Kultur aber schweigt er tot.

»Wahre Alpträume sind die Geschichtsstunden, in denen rassistische Inhalte vermittelt werden. Der Rassismus meines Geschichtslehrers richtet sich indirekt gegen uns Kurden, denn uns gibt es gar nicht in seiner Vorstellung – nur die Übermenschen aus der Türkei. Dieser Mann ist mir zuwider«, sagt Hayrettin. Und weil er mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berg hält, wird er immer wieder geschlagen. »Hier geht es zu wie beim Militär«, stellt Hayrettin resigniert fest, aber einfügen oder unterordnen will er sich dennoch nicht.

Die Jahre quälen sich dahin, bis es 1970 endgültig zum Eklat kommt. Leistungsmäßig kann ihm sein Mathematiklehrer Ergün Çoban, ein ehemaliger Soldat der türkischen Streitkräfte, nichts nachsagen. Doch das Verhalten des vorlauten Schülers ist ihm ein Dorn im Auge. Als sein Freund Muhittin in einer Rechenprüfung bei ihm abschreibt, gilt Hayrettin und nicht sein Mitschüler als der Schuldige.

»Das ist ein eindeutiger Betrugsversuch! Null Punkte!« brüllt Çoban und zieht Hayrettin alle Punkte ab, während Muhittin die volle Punktzahl erhält. Hayrettin bedrängt seinen Freund, mit der Wahrheit herauszurücken. Der aber schweigt. Zu allem Übel legt sich Hayrettin mit dem Mathematiklehrer an und wird, wie nicht anders zu erwarten, wieder einmal vor seinen Mitschülern gezüchtigt.

»Niemand werde ich nach Ergani zurückkehren!« schwört sich

Hayrettin. Gleichzeitig weiß er jedoch, dass seine Eltern das nicht akzeptieren werden. Darum macht er sich zusammen mit seinem Klassenkamerad und Freund Adnan Tufan, dem es in der Lehrerschule nicht besser ergeht, nach den Sommerferien aus dem Staub.

Im September 1970 setzen sie sich in den Bus nach Istanbul, die Fahrkarte wird vom Schulgeld ihrer Eltern bezahlt. Nach einer zwei Tage und zwei Nächte währenden Fahrt erreichen sie die Millionenstadt am Bosphorus, in der sie gleich nach ihrer Ankunft früh am Morgen von der anatolischen auf die europäische Seite wechseln.

Im Stadtteil Eminönü reicht das Geld gerade noch für ein paar Fischbrötchen. Den Tag verbringen sie im Kapalı Çarşı, dem größten Bazar der Welt, und schlendern zwischen den weltberühmten Moscheen und den historischen Baudenkmalern umher. Am Abend wissen die beiden nicht weiter, die Übernachtungskosten für ein Hotel sprengen ihren Etat. Kurzerhand fahren sie zu Adnans Eltern ins Städtchen Keşan nahe der griechischen Grenze.

»Seid ihr aus der Lehrerschule abgehauen?« Adnans Vater, selbst Lehrer von Beruf, weiß sofort, was los ist, als die Jungen beschämt schweigen. »Na, dann lasst mich mal schauen, was ich für euch tun kann.« Der bulgarische Emigrant hält keine Standpauke, sondern kümmert sich um das Naheliegende und besorgt den beiden Arbeit.

Fast ein ganzes Jahr lang schuftet der sechzehnjährige Hayrettin ohne Pause von sieben Uhr morgens bis abends um neun in einem Restaurant. Je länger er dort arbeitet, desto mehr plagen ihn die Schuldgefühle. Saniye und Cafer und die anderen Familienmitglieder wissen noch immer nicht, warum und wohin ihr Sohn abgehauen ist. Selbst im Sommer, als die Eltern und die Geschwister darauf warten, dass er nach Hause kommt, lässt er zunächst nichts von sich hören.

Hayrettin kommt sich schon wie ein Verbrecher vor, als er im August 1971, elf Monate nach seiner Abreise aus Tıyaks und

einen Monat vor Beginn des neuen Schuljahrs, endlich seinen ganzen Mut zusammennimmt und heimzukehren beschließt.

*

Überglücklich umarmt Saniye ihren Hayrettin, als dieser nach so langer Zeit endlich wieder zu Hause auftaucht. Ganz anders Cafer, der dem ältesten Sohn nach einem Tag kalten Schweigens bitterböse Vorwürfe macht.

»Warum hast du uns das angetan? Hast du deine Eltern völlig vergessen? Denkst du, wir machen uns keine Sorgen um dich? Wie soll das mit dir weitergehen?«

Der Junge schweigt schuldbewusst.

»Reiß dich jetzt endlich zusammen!« fordert ihn sein Vater lautstark auf. »Du musst dein Studium fortsetzen, ob du Lust hast oder nicht.« Plötzlich wird Cafer leise und gibt ihm einen Rat, den Hayrettin nie vergessen wird: »Eines kannst du mir glauben, mein Sohn: Die Flucht vor einem Problem ist immer die falsche Antwort.«

An diesem Tag nimmt sich Hayrettin vor, nie wieder wegzulaufen, wie groß das Problem auch sein mag. Und er fasst einen zweiten Entschluss: »Ich will ein guter Lehrer werden und es besser machen als alle Ergün Çobans dieser Welt.«

Mit einem Koffer voller guter Vorsätzen und im festen Glauben, die Lehrerschule im zweiten Anlauf zu meistern, besteigt Hayrettin Altun den Bus nach Ergani.

Dort angekommen stellt der Siebzehnjährige mit Freuden fest, dass sich das Blatt inzwischen zu seinen Gunsten gewendet hat. Der verhasste Mathematiklehrer hat eine neue Stelle angetreten, und Hayrettin wird freundlicher denn je aufgenommen. All das, was ihm früher schwergefallen ist, geht ihm nun locker von der Hand.

VON TIYAKS NACH TIYAKS

»Erst dann, wenn wir unsere Muttersprache sprechen dürfen, leben wir in einem freien Land.«

Hayrettin Altun

Im achten und letzten Jahr seiner Lehrerausbildung absolviert Hayrettin ein Praktikum an einer Grundschule in Ergani. In der ersten Woche folgt er dem Unterricht seiner Mentorin, in der zweiten darf er selbst unterrichten. Zufrieden stellt Hayrettin fest, dass ihm das Unterrichten viel Spaß macht und er gern mit Kindern zusammen ist. »Ich hoffe, ich werde ein guter Lehrer«, nimmt er sich zwar vor, als er nach diesem Praktikum im Frühjahr 1975 auf seine erste Stelle wartet. Aber er hat auch einen heimlichen Traum: Wenn es nur ginge, würde er nämlich erst einmal Philosophie studieren. Im Jahr zuvor hat die Universität Diyarbakir ihre Pforten geöffnet – allerdings leider ohne eine philosophische Fakultät.



Hayrettin mit seiner Schulklasse als Praktikant in Ergani (1975).

So nimmt er mit einem lachenden und einem weinenden Auge Abschied von Ergani: das lachende freut sich auf die Schule, das weinende trauert dem vorerst versagten Studium nach. Zum Abschluss bekommt Hayrettin wie seine Kameraden in der Lehrerschule eine Urkunde in die Hand gedrückt. Kein Fest, keine Freudenfeier, keine Abschiedszeremonie.

*

Irgendwann muss er auf der mit Schafswolle gefüllten Matratze eingenickt sein, das Buch mit den Erzählungen ist längst zu Boden gerutscht. Plötzlich reißt ihn ein Geräusch aus dem Schlaf. Im ersten Moment glaubt er, kleine Kinder würden an die Türe pochen, dann aber beginnen die Wände zu wackeln, eine Blumenvase fällt zu Boden. Von Panik erfasst, brüllen die Tiere im Untergeschoss und rennen gegen den Holzverschlag an, der sie an der Flucht hindert. Irgend jemand kreischt vor Angst.

»Ein Erdbeben!« ruft Cafer Altun und legt seine Arme schützend um Saniye. Instinktiv dreht sich Hayrettin auf den Bauch, die Hände über den Kopf haltend. Was ist, wenn das Dach zusammenbricht und die Holzbalken herabstürzen? Wieder bebt die Erde, nicht ganz so stark wie beim ersten Mal.

Von einer Sekunde zur andern herrscht Totenstille. »Raus aus dem Haus«, ordnet Cafer an, der ein Nachbeben fürchtet. Hayriye und Hayrettin zerren die kleineren Geschwister Hasan, Fehmi und Sakine nach draußen, wo sie auf die aufgeregten diskutierenden Nachbarn treffen. Das ganze Dorf ist auf den Beinen.

Zur vollen Stunde hört Hayrettin die Nachrichten im Radio. »Heute, am 6. September 1975, ist das Zentrum von Lice durch ein schweres Erdbeben zerstört worden«, lautet die erste Meldung um dreizehn Uhr. Große Verwüstungen werden gemeldet, über die Zahl der Opfer ist zu diesem frühen Zeitpunkt noch nichts bekannt. Als Hayrettin die Dorfstraße entlangläuft, sieht er tiefe Risse an den Wänden der Häuser. Zum Glück ist keines eingestürzt, aber bewohnbar werden sie dennoch nicht mehr sein.

Mit vier Freunden macht er sich auf den Weg nach Lice. Je

näher sie der dreißig Kilometer südwestlich von Tîyaks an der Straße nach Diyarbakir gelegenen Kleinstadt kommen, desto größer sind die Zerstörungen, die das Beben angerichtet hat. Rund um die Stadt sind mehrere Dörfer wie Kartenhäuser in sich zusammengefallen. Als sie die Ortsmitte erreichen, offenbart sich das ganze Ausmaß der Katastrophe: Lice liegt in Schutt und Asche, als hätten hier wochenlang Bomben und Granaten eingeschlagen. Die Moschee ist eingestürzt.

Am Morgen darauf hört er im Radio, dass insgesamt fünftausend Menschen umgekommen sein sollen. Hayrettin versucht in den nächsten Tagen nach Kräften zu helfen, indem er den Überlebenden Früchte und Gemüse vom Feld bringt. Wiederholt hindern ihn Soldaten der türkischen Streitkräfte daran, die Stadt zu betreten. Angeblich aus Sicherheitsgründen.

Obwohl Tîyaks weit vom Epizentrum des Bebens entfernt liegt, sind die Schäden hier immerhin so groß, dass die Regierung Fertighäuser errichten lässt. Stereotype einstöckige Bauten sind das, für viele aber die Rettung vor dem kommenden Winter.

*

Im Sommer hat Hayrettin die siebzehnjährige Kinderschwester Raziye Ibil aus Tunceli kennengelernt, die gerade ihre Ausbildung als Krankenpflegerin absolviert hat. Die beiden verlieben sich ineinander, und so fällt die Trennung schwer, als Hayrettin noch im September sein Heimatdorf verlässt, um seine erste Stelle in Kiziltepe anzutreten, einer Kleinstadt im Bezirk Mardin, rund hundert Kilometer südlich von Diyarbakir und damit etwa zweihundertdreißig Kilometer von Tîyaks entfernt. Drei Monate später, am 26. Dezember 1975, heiraten Raziye und Hayrettin.

*

»An der Schule in Kiziltepe fühle ich mich wohl. Die zweiundsechzig Schüler in meiner Klasse sind richtig nett«, meldet der

Junglehrer nach Hause. Voller Elan stürzt er sich in die Arbeit – schulisch wie politisch. Auch wenn in der Stadt nicht viel los ist, findet er auf politischer Ebene rasch Freunde.

Im Jahr zuvor erst der Lehrervereinigung TÖB-DER beigetreten, ist er schon zu einem ihrer Direktoren aufgestiegen. In engagierten Reden tritt er für die Erweiterung der Rechte von Lehrern ein, kritisiert die Unterdrückung der kurdischen Kultur und Sprache, fordert mehr Bürgerrechte für die Menschen hier im Südosten der Türkei und eine demokratische Regierung – ganz schön mutig für einen, der gerade erst in den Schuldienst übernommen worden ist. Hayrettin sagt, was er denkt, und er sagt es in aller Öffentlichkeit: »Erst dann, wenn wir unsere Muttersprache sprechen und unsere Lieder auf allen Plätzen singen dürfen, erst dann leben wir in einem freien Land. Das Recht auf ein Leben in Freiheit ist uns untersagt.«

Die Quittung erreicht ihn in Form seiner ersten Strafversetzung. Nach nur einem Jahr in Kiziltepe wird Hayrettin im Sommer 1976 in den Bezirk Şirnak im äußersten Südosten verbannt, keine vierzig Kilometer von der türkisch-irakischen Grenze entfernt.

Mit den Dorfbewohnern von Ayinser, auf Türkisch Pinarbaşı genannt, findet Hayrettin engen, fast freundschaftlichen Kontakt. Seine Klasse ist mit sechszwanzig Schülern ungewöhnlich klein, doch das ist kein Wunder, schließlich zählt das ganze Dörfchen 1976 gerade mal fünfzig Häuser. Entsprechend heruntergekommen sind die Schule und das Klassenzimmer.

Mit seinem Engagement macht sich Hayrettin nicht nur Freunde. Das wird ihm drastisch vor Augen geführt, als Unbekannte im Januar 1977 seine Haustür zertrümmern. Über den Anlass für diesen Überfall kann er nur spekulieren. Hayrettin beruhigt sich und Raziye mit dem Gedanken, dass er nicht getötet, sondern nur eingeschüchtert werden soll.

Schon nach sechs Monaten in Ayinser wird Hayrettin im Februar 1977 nach Hantepe im Zentrum Diyarbakirs abgeordnet. Die Bezirkshauptstadt hat viel zu bieten, außerdem hat er einige

Bekannte dort, so dass er, der Landmensch, sich in der Großstadt halbwegs zurechtfindet.

Aber auch hier bleibt er nur kurz, denn zu seiner großen Freude kommt das Bildungsministerium in Ankara seinem Herzenswunsch nach und versetzt ihn im Sommer 1977 dorthin, wo er unbedingt hin will: in sein Heimatdorf Tîyaks.

DER VERHINDERTE PHILOSOPH

»Ich stamme aus Diyarbakir, deshalb schlugen mich diese faschistischen Studenten.«

Hayrettin Altun

Hayrettin ist und bleibt ein unruhiger Geist. Nach reiflicher Überlegung und langen Diskussionen mit Raziye will er doch noch seinen Traum vom Philosophiestudium verwirklichen. Vor allem interessiert er sich für die Lehren des Aristoteles, dessen Lehrer Platon sowie seinen Lehrmeister Sokrates, für den Positivismus des 20. Jahrhunderts, für Hegels Dialektik oder die Marxismustheorie. Zum zweiten Mal in seinem Leben fährt er mit dem Bus nach Istanbul, aber diesmal ist er nicht auf der Flucht.

Am Eingangsportal zur Registratur der Universität Istanbul wird Hayrettin angehalten und nach seinen Dokumenten gefragt. Er glaubt, Polizisten vor sich zu haben, und zeigt den beiden Männern bereitwillig seine Unterlagen.

Pedantisch genau werden die Papiere und der Personalausweis begutachtet.

»Nein! An dieser Universität kannst du nicht studieren!« Die Uniformierten verweigern ihm den Zutritt.

»Aber warum nicht? Ich erfülle doch sämtliche Voraussetzungen für das Studium«, stammelt Hayrettin verduzt.

»Du stammst aus Diyarbakir!« lautet die Begründung. Erst jetzt fallen ihm die Schriftzüge und Fahnen an den Wänden auf: der Mond und die Hunde – die Flaggen der Nationalisten. Auf großen Tafeln stehen die Parolen: »Türken haben keine Freunde – außer Türken«, »Nur Türken dürfen in dieser Universität studieren« und »Kommunisten raus«.

Schlagartig wird Hayrettin bewusst, dass die beiden uniformierten Männer keine Polizisten sind. Wütend entreißt er ihnen die Dokumente. Im selben Augenblick treffen ihn mehrere Faustschläge im Gesicht. Mit seinen Papieren in der Hand rennt Hayrettin weg, verfolgt von den beiden Wachstudenten, die ihn durch den Garten der Universität jagen. Erst als er leicht abschüssiges Gelände erreicht, lassen die Verfolger von ihm ab.

Auf einer Bank am Busbahnhof betastet er seine geschwollene Nase, die zum Glück nicht gebrochen ist. An mehreren Stellen des Gesichts haben sich blaue Flecken gebildet. Nach einiger Zeit kommt Hayrettin zur Besinnung. »Sie haben die Aufgabe, zu verhindern, dass Studenten aus Südost an die Universität kommen«, überlegt er. Ob ein zweiter Versuch mehr Erfolg verspricht? Er glaubt es nicht, zumal er sich von der Polizei keine Unterstützung erwartet. Da er niemanden kennt, an den er sich in seiner Not wenden könnte, besteigt er den Bus und fährt zurück nach Hause.

Wer ihm einen derart unfreundlichen Empfang bereitet hat, erfährt Hayrettin erst später, als er nähere Bekanntschaft mit den Auseinandersetzungen zwischen der faschistischen Milliyetçi Hareket Partisi (MHP) und ihrer Nachfolgeorganisation MÇP macht. »Vor allem habe ich gelernt, dass sich Studenten aus Diyarbakir organisieren müssen«, erkennt er.

*

Cafer weint, als er die Gesichtsverletzungen seines Sohnes sieht und von der politisch motivierten Schlägerei hört. Lange überlegt er, was er seinem Sohn raten soll.

»Du bist ein Lehrer«, sagt er dann. »Würdest du studieren, wärst du weiterhin ein Lehrer. Ich glaube nicht, dass du an die Universität gehen musst, damit du ein zufriedenes Leben führen kannst.«

Hayrettin beherzigt die Worte seines Vaters und bleibt, was er ist: ein begabter, engagierter und angesehener Lehrer in Tîyaks. Anstatt in Istanbul Vorlesungen zu besuchen und Wissen in sich hineinzupumpen, unterrichtet er in der Dorfschule, melkt Kühe oder hilft bei der Tabakernte. Aber immerhin darf er genau in dem Gebäude Lehrer sein, in dem er selbst einst die Schulbank gedrückt und Mehmet Aydeniz bewundert hat.

Die Zeit in Tîyaks zählt zur schönsten seines Lebens, obwohl die Lage im Land angespannt ist und ihm sein politisches Engagement jederzeit gefährlich werden kann. Als geachteter Lehrer genießt Hayrettin das Leben in seinem Heimatdorf, und auch Raziye erfährt viel Anerkennung für ihr berufliches Engagement. »Wir beide arbeiten hart, aber uns geht es blendend. Die Leute mögen uns – und wir sie«, erzählt er.

Zum beruflichen Glück kommt 1978 das private: Raziye und Hayrettin werden Eltern. Am 23. Januar kommt ihr Sohn Rojhat zur Welt. Kein Grund für die Mutter, ihre Arbeit als Krankenschwester aufzugeben.

Ein halbes Jahr danach ziehen die Altuns in eines der neuen Fertighäuser um. Das Leben verläuft in festen Bahnen auf sicherem Grund – vorerst.

*

Im Sommer 1979 verletzt Hayrettin seine Pflichten als Wahlhelfer, als er dem Wahllokal fernbleibt und zu allem Unglück noch in einen Unfall verwickelt wird. Ein mit religiösen Hardlinern besetztes Gericht verurteilt den »als Atheisten« verschrienen Hayrettin zu einer Haftstrafe, die dieser locker zu nehmen versucht, zumal ihm der Staatsanwalt unter der Hand mitgeteilt hat: »Du musst ins Gefängnis wegen des Zorns dieses streng religiösen Gerichts.«



Blick aus dem Gefängnis von Kulp. Hier musste Hayrettin seine erste Haftstrafe absitzen, zu der den Atheisten ein mit religiösen Fanatikern besetztes Gericht verurteilt hatte.

Das Gefängnis in Kulp ist keines der gefürchteten, in denen Gefangene misshandelt werden. Um die Haftanstalt und um die nebenan gelegene Militärstation patrouillieren Soldaten einer kleinen, harmlosen Einheit mit G3-Gewehren.

*

Im September 1979 steht erneut Nachwuchs an. Gut eineinhalb Jahre nach Rojhats Geburt erblickt Jehat das Licht der Welt. »Wieder kein Mädchen? Ich hätte mich so über ein Mädchen gefreut!«, macht sich Hayrettin über das traditionelle Weltbild seiner Mitmenschen lustig. »Hauptsache meine Frau und die Kinder sind gesund.«

Die jungen Eltern genießen das Leben auf ihre Weise – mit viel Arbeit. Als Krankenschwester sorgt Raziye für ihre Mitbewohner in Tiyaks und den umliegenden Dörfern. Und Hayrettin freut sich, dass er seine Eltern unterstützen kann. »Ich bin so glücklich, dass ich Lehrer bin, Geld verdiene und damit den Lebensstandard meiner Eltern sichere.« In diesen Jahren ist es

ihm möglich, Saniye und Cafer »das zurückzugeben, was sie mir Gutes angetan haben«. Hayrettin kauft ihnen, was sie sich als Landwirte nicht leisten können: gutes Schuhwerk für seinen Vater, schöne Kleider für seine Mutter und vieles mehr, was sie sich wünschen.

Doch die heile Welt ist klein und eng begrenzt. In Tiyaks bekommt man vergleichsweise wenig mit von dem, was sich erst in den Großstädten und dann im ganzen Land abspielt: Mit wohlwollender Duldung der USA und der Nato putschen die Militärs im Land. Nicht nur die Lehrgewerkschaft TÖB-DER, sondern fast vierundzwanzigtausend Verbände, Vereine und Gewerkschaften werden verboten, Hunderttausende missliebiger Menschen werden inhaftiert, Hunderte hingerichtet.

Blutiger Militärputsch

Der 12. September 1980 ging als schwarzer Tag in die Geschichte des Landes ein. Nach 1960 und 1971 übernahmen die Militärs zum dritten Mal die Macht in der Türkei.

Unter der Führung von fünf Generälen putschten Militäreinheiten vor Tagesanbruch, entmachteten die Regierung Demirel und belagerten mit Panzern und G3-Gewehren alle zentralen Verkehrsknotenpunkte. Das Parlament wurde ebenso besetzt wie alle Radio- und Fernsehsender. Letztere sendeten erst Militärmärsche, dann Kenan Evrens Rede. Währenddessen erfolgten Festnahmen weiterer führender Politiker.

Offiziell wurde der Putsch mit dem steigenden Einfluss linker kurdischer Kräfte, dem »Schutz des türkischen Staates und der türkischen Nation vor Separatismus und Kommunismus« begründet. CIA-Chef Alexander Haig jubelte, »unsere Jungs« hätten die Macht übernommen.

Der neue Staatspräsident Evren setzte die Verfassung außer Kraft und verhängte ein Parteienverbot. Zehntausende von Beamten wurden entlassen, 650 000 Menschen gefangengenommen, mehrere hundert – teilweise nach Folterungen – ermordet. Allein nach

Deutschland flohen in den drei Monaten bis Ende des Jahres 1980
rund 60 000 türkische Staatsbürger.

*

Im Herbst 1981 wird Hayrettin ins nahe gelegene Kulp versetzt, woraufhin die Altuns auch gleich den Wohnort wechseln. Anfang Januar 1982 erfüllt sich endlich ihr langgehegter Wunsch: In aller Stille feiern die Eltern die Geburt ihrer ersten Tochter Gülistan.

11 Jahre der Sterne

TIYAKS IST NIRGENDWO

»Ich kenne das Wort Tîyaks nicht.«

Hayrettin Altun als Häftling

Aufgeregt stürmt Zeki auf Hayrettin zu. Der Fahrer des Minibusses ist im Februar 1982 eigens von Tîyaks nach Kulp gekommen, um seinen Onkel zu warnen.

»Soldaten sind bei dir zu Hause. Sie haben deinen Vater gezwungen, sich auf den Boden zu legen, bis sie dich finden. Aber du bist ja hier. Später ist Cafer mit all den anderen ins Ortszentrum gebracht worden. Auf dem großen Platz vor dem Kaffeehaus habe ich ihn und deine Lehrerkollegen auf der Erde liegen sehen. Sie mussten alle hin und her robben. Mehr weiß ich nicht, wir sind alle auseinandergetrieben worden.«

»Warum suchen mich Soldaten? Ich habe doch nichts verbrochen!« Hayrettins Gedanken überschlagen sich. »Ich habe niemandem etwas angetan ... Was wollen die von mir?« Hayrettin hat Angst. Oft genug erzählen Gefangene, dass sie völlig unschuldig gefoltert worden sind. Andere sind abgeholt worden und bis heute nicht wieder aufgetaucht.

Eine Stunde lang spielt er alle Möglichkeiten durch. »Soll ich nach Tîyaks gehen und mich um meinen Vater kümmern? Soll ich mich irgendwo bei Verwandten oder Freunden in Diyarbakir verstecken? Oder soll ich ins Ausland fliehen? Aber was passiert dann mit Raziye, mit den beiden Buben und der kleinen Gülistan? Werde ich sie jemals wiedersehen?«

Wenn er hierbleibt, da ist sich Hayrettin sicher, werden sie ihn über kurz oder lang finden. Ob zu Hause, in der Schule oder in

einem Versteck – nirgends wird er wirklich sicher sein. Überall gibt es Spitzel. Natürlich ist ihm nicht entgangen, dass die anderen sieben Lehrer aus Tiyaks in den letzten Monaten wiederholt verhört worden sind. So gesehen, ist es kein Wunder, dass sie jetzt nach ihm suchen. Im Gegenteil, eigentlich hätte er längst damit rechnen müssen. In dieser schweren Stunde erinnert sich Hayrettin an seine Flucht aus dem Lehrerseminar, an das verlorene Jahr in Istanbul, an die beschämende Rückkehr und an das Versprechen, das er sich selbst gegeben hat, nie wieder vor einem Problem davonzulaufen.

»Ich führe meinen Kampf gegen dieses ungerechte System. Die Auseinandersetzung können wir nur gewinnen, wenn wir innerlich stark sind«, spricht sich Hayrettin Mut zu. Er weiß nicht, was ihn erwartet. Sie werden ihn holen, soviel ist klar – doch was dann passiert, ist ungewiss. Dennoch entscheidet er sich zu bleiben.

Hayrettin erzählt seiner Frau von der Gefahr und wie er sich entschieden hat. Raziye ist entsetzt, aber Hayrettin beruhigt sie: »Mach dir keine Sorgen, wenn ich weg bin. Sie werden mich bald wieder freilassen. Ganz bestimmt, im März oder im April.« Dass sie ihn länger als einen oder zwei Monate dabehalten, kann er sich nicht vorstellen. Vielleicht will er es sich auch nicht vorstellen.

Als es dunkel wird und Zeit zum Schlafengehen, können sie kein Auge zumachen. Hayrettin verabschiedet sich von seiner Frau, zieht sein Samtjackett an, nimmt auf einem Sitzkissen Platz und wartet. Um Mitternacht sind sie da. Vierzehn Soldaten umstellen das Haus, alle mit G3-Gewehren und MP5-Maschinenpistolen bewaffnet. Drei von ihnen dringen mit vorgehaltener Waffe ein.

»Hayrettin Altun? Mitkommen!« befiehlt einer mit vorgehaltener MP5, während ein anderer das Zimmer auf den Kopf stellt.

»Schau an, Herr Altun ist schon gerichtet«, spottet der mit einer Pistole bewaffnete Befehlshaber. Dass Hayrettin sie offensichtlich erwartet hat, erspart ihnen die Durchsuchung des Hau-

ses. Als er sich widerstandslos in den Militärwagen stoßen lässt, erkennt er weitere Soldaten, die ihre G3-Gewehre in die Luft gereckt halten.

MP5-Lizenzen (1) – Türkei: »Die ultimative Nahkampfwaffe«

Die Maschinenpistole MP5 ist eine H&K-Entwicklung auf der Basis des Schnellfeuergewehrs G3. In der Bundesrepublik wurde die MP5 nach 1966 bei Polizei und Bundesgrenzschutz eingeführt. Mit den MP5-Direktexporten und den Lizenzvergaben entwickelte sich die Maschinenpistole zum Bestseller für Polizeien und Sicherheitskräfte rund um den Globus.

Seit der 1983 erfolgten MP5-Lizenzvergabe von Heckler & Koch an die Türkei werden die MP5A3 und die MP5K bei der türkischen Staatsfirma Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (MKE) nahe Ankara gefertigt. Die MP5A3 mit einschiebbarer Schulterstütze verfügt über einen Handschutz und Magazine mit je 30 Schuss im Kaliber von 9 mm x 19.

Im Bürgerkrieg benutzten türkische Sicherheitskräfte die MP5 als Standardwaffe beim Einsatz in kurdischen Dörfern oder gegen Demonstranten in den Städten.

*

Die Nacht verbringt Hayrettin in einer Militärstation in Kulp, mit eng angezogenen Handschellen an das Rohr eines Heizkörpers gekettet, das an der Oberkante der Wand entlangläuft. Damit ihm das Metall nicht die Adern abdrückt und weiterhin Blut durch seine Hände rinnen kann, muss er stundenlang auf Zehenspitzen stehen.

»Bitte, lockert die Handschellen«, fleht er die türkischen Soldaten an, »meine Finger sind schon völlig taub.« Als sie nicht reagieren, schreit Hayrettin lauthals um Hilfe und tritt verzweifelt mit den Schuhen gegen die Mauer. Endlich bequemt sich einer der Soldaten, ihm die Fesseln zu lockern.

Erst jetzt nimmt Hayrettin wahr, dass jemand von der anderen

Seite der Wand seinen Namen ruft. »Einige meiner Kollegen aus Tîyaks sind auch hier!« Er nimmt es als gutes Zeichen, dass er nicht der einzige eingesperrte Lehrer ist. »Sicher werden wir alle wieder freigelassen. Schließlich hat keiner von uns irgend etwas Schlimmes getan.«

Der Morgen beginnt mit einer weiteren Schikane. Die Lehrer und einige Jugendliche aus Tîyaks werden in einen Raum zusammengelegt, wo sie für mehrere Stunden auf einem Bein stehen und sich dabei mit einem Finger an der Wand abstützen müssen. »Wer müde geworden ist, hat Schläge mit den Kolben der G3-Gewehre erhalten«, erzählt Hayrettin.

*

Bis mittags müssen sie in dieser Stellung verharren. Zwischen halb drei und drei Uhr nachmittags werden sie mit verbundenen Augen in ein Militärfahrzeug verfrachtet und eine längere Wegstrecke gefahren. Sprechen ist verboten. Als ihnen die Augenbinden abgenommen werden, befinden sie sich in einem tristen



In seinem Wohnzimmer demonstriert Hayrettin, in welcher Haltung er stundenlang zu stehen gezwungen wurde.

Raum, in dem sie ein Dokument ausfüllen müssen, das ihre Registrierung bestätigt.

Hayrettin kennt die neun Leidensgenossen, die wie er nach zweistündiger Wartezeit erneut mit verbundenen Augen in einen Militärtransporter gestoßen und an ihr nächstes Ziel gefahren werden. In einem anderen Gebäude werden sie namentlich aufgerufen, ihre Geburtsdaten aufgenommen und der Personalausweis konfisziert. Mit weißer Kreide erhalten sie Nummern auf ihre Kleider.

»Was bedeutet ›Tîyaks‹?« fragt ihn einer der Soldaten.

Mit einem Schlag ist Hayrettin hellwach. Er ist der erste der zehn, der verhört wird. Wenn er jetzt falsch antwortet und den armenisch-kurdischen Namen seines Heimatdorfes bestätigt, wird er mit hundertprozentiger Sicherheit misshandelt werden. Selbst wenn er mit Narlica antwortet, der türkischen Bezeichnung seines Dorfes, verrät er, dass er Tîyaks kennen muss. Für türkische Militärs und Politiker ist das Kurdische die Sprache des Feindes, die verbotene, die nicht existente Sprache.

»Ich kenne das Wort Tîyaks nicht. Vielleicht stammt es aus dem Amerikanischen? Was bedeutet das?«

»Du musst Tîyaks kennen. Jeder von euch kennt das eigene Dorf!«

Hayrettin kommt die Antwort kaum über die Lippen. »Ein Dorf? Wo soll das liegen, dieses Tî-yaks?«

Sein Gegenüber nickt zufrieden angesichts der Selbstverleugnung des Kurden. Doch die Erniedrigung reicht ihm noch nicht.

»Bist du Armenier?« Dahinter verbirgt sich die Frage, ob er womöglich christlichen Glaubens ist. Hayrettin verneint, aber man glaubt ihm nicht. Er muss die Hose herablassen, damit sie sich überzeugen können, ob er beschnitten ist. Zwar beweist die Beschneidung seinen islamischen Glauben, aber trotzdem wird er von den Soldaten mit Fäusten geschlagen und mit Militärstiefeln getreten.

Nach der Vernehmung werden alle zehn in einen Raum beför-

dert, in dem weit mehr Gefangene warten. Wie es weitergeht, weiß keiner von ihnen.

Das Warten in der Militärbaracke mit den Metallwänden zieht sich über Tage hin. Die Gefangenen sind von der Außenwelt völlig isoliert. Nur durch einen Kratzer in der bemalten Toilettenscheibe ist es möglich, einen Blick auf die Umgebung zu erhaschen. Der Blick nach draußen verrät Hayrettin, dass er sich in Seyrantepe im Stadtzentrum von Diyarbakir befindet.

Diyarbakir – »Eine der malerischsten Städte der Türkei«

»Die Provinz Diyarbakir mit ihren zwölf Distrikten liegt in Südostanatolien, im Norden der Mesopotamischen Ebene. Sie erstreckt sich bis zu einer Höhe von 100 m auf einem 60 m dicken Basaltplateau, vom erloschenen Vulkan Karaca dağ bis zum Dicle, dem heiligen Fluss Tigris, der in großen Schleifen und Fruchtbarkeit spendend das Gebiet durchzieht.

Die Provinzhauptstadt Diyarbakir ist mit dem in seinem Kern erhaltenen historischen Stadtbild eine der malerischsten Städte in der Türkei. Als Amida, Kara Amid und seit dem 10.12.1937 Diyarbakir hat die Stadt eine reiche und bewegte Vergangenheit. Im Laufe ihrer 5000jährigen Geschichte war sie Wiege für 26 Zivilisationen.

Da die Stadt stets kultureller und ökonomischer Mittelpunkt war, sind noch heute bedeutende Baudenkmäler aus den verschiedenen Epochen zu sehen. Den obersten Rang unter ihnen nimmt die Stadtmauer ein, die Diyarbakir in der Form eines Steinbuttes einfasst. Sie wird an Länge und Stärke nur noch von der Chinesischen Mauer übertroffen.

Diyarbakir ist mit seinem geschichtlichen, kulturellen und folkloristischen Reichtum und der herzlichen Gastlichkeit seiner Einwohner eine Reise wert!«

Aus dem offiziellen Werbeprospekt »Türkei Diyarbakir«

*

Nach acht Tagen werden Hayrettin erneut die Augen verbunden. Mit gesenktem Kopf soll er durch einen Tunnel gehen. Als er es wagt, durch eine Ritze der Augenbinde zu linsen, erkennt er, dass er sich immer noch in einem langgezogenen Raum befindet. »Psychologische Kriegsführung«, denkt sich Hayrettin und erhält einen Schlag, als ob sie seine Gedanken lesen könnten.

Dann wird er in ein quadratisches Zimmer geführt. Überall warten Gefangene auf langen Holzbänken, fast alle sind Kurden.

»Setz dich aufrecht hin!« brüllt ihm eine Stimme direkt ins Ohr. »Und wehe, du schläfst ein!«

Da sitzt er und hat Zeit, sich Gedanken zu machen. »Warum bin ich nur eingesperrt? Was werfen sie mir vor?« fragt er sich. »Und was ist mit meiner Klasse? Meine Schüler haben bestimmt auf mich gewartet. Oder hat mich die Schulleitung krank gemeldet?« Stunden vergehen. Wie lange Hayrettin mit starrem Rücken dagesessen hat, weiß er nicht. Wenigstens haben sie ihn in Ruhe gelassen.

»Altun!« schreit jemand, und Hayrettin schreckt auf. Während er sich überlegt, was er tun soll, ist sein Cousin längst aufgesprungen.

»Jawohl!« gibt sich Servet Altun zu erkennen.

»Bist du der Lehrer?« wird er gefragt und antwortet wieder mit einem deutlich vernehmbaren »Ja!«, was ihm einen unerwarteten Hieb einbringt.

»Wann wurde der große Atatürk, der Retter des Vaterlandes, geboren?« fragt die Stimme. Für jeden Kurden, dem die türkische Geschichte in der Schule eingetrichtert worden ist, während die eigene totgeschwiegen wurde, ist diese Frage eine Qual.

»Im Jahr 1981«, antwortet Servet aufgeregt, in der Hoffnung von weiteren Gewaltakten verschont zu bleiben. Dabei hat er den nächsten Fehler begangen.

»Hundert Jahre zuvor, 1881!« explodiert die Stimme. Pure Gewalt entlädt sich über Servet, der erst schreit, dann stöhnt, schließlich verstummt. »Haben sie ihn umgebracht?« fragt sich

Hayrettin besorgt. Unter dem Schal hindurch erkennt er, wie sich Servets Schuhe bewegen. Wenigstens hat sein Cousin überlebt.

Kemâl Atatürk – Vater der Türken, nicht der Kurden

Im Jahr 1923 rief General Mustafa Kemâl Paşa die Türkische Republik aus, erklärte Ankara zur Hauptstadt und wurde zum ersten Staatspräsidenten berufen. Nach 1925 verordnete er grundlegende Veränderungen in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft: u.a. führte er den gregorianischen Kalender und die lateinische Schrift, Familiennamen, die Einehe und den Sonntag als Ruhetag ein.

Im Jahr 1934 ließ sich Mustafa Kemâl mit dem Beinamen Atatürk (Vater der Türken) auszeichnen. Mit allen Mitteln setzte er den Grundsatz durch, dass »jeder, der in der Türkei lebt, Türke ist«. Die Kemalisten strebten einen Einheitsstaat mit einer einheitlichen Flagge, Sprache und Religion an. Alle Bürger anderer ethnischer Gruppen hatten sich anzupassen.

Wer sich – wie viele Kurden – weigerte, wurde unterdrückt. Dabei hatten kurdische Soldaten zuvor noch an der Seite der Türken im »Befreiungskrieg« gekämpft, da Mustafa Kemâl ihnen die gleichen Rechte wie den Türken versprochen hatte. Alle späteren Aufstände der Kurden wurden rücksichtslos niedergeschlagen.

1938 starb Mustafa Kemâl Paşa, sein Nachfolger wurde General İsmet İnönü.

*

Als die Stimme am nächsten Tag erneut »Altun!« schreit, springt Hayrettin hoch, um Servet vor weiterer Gewalt zu schützen.

»Was für eine Überraschung«, bemerkt der Soldat sarkastisch, »da haben wir uns gestern ja den falschen Mann vorgeknöpft.«

Ein Grund, ihn zu verschonen, ist das nicht. Hayrettin ergeht es kein bisschen besser als seinem Cousin. Dabei hat er nicht die geringste Idee, warum sie ihn so hemmungslos zusammenschlagen.

»Warum prügelt ihr ihn?« vernimmt er eine andere Stimme. »Seid ihr Tiere?«

Mit einem Mal nehmen die Faustschläge und Fußtritte ein Ende, wortlos verlassen die Soldaten den Raum. Ein Mann in Zivilkleidung nimmt ihm die Augenbinde ab. Hayrettin schenkt ihm ein dankbares Lächeln. »Mein Retter! Ein Licht in der Dunkelheit«, schießt es ihm durch den Kopf. Vor lauter Erleichterung wäre er dem Unbekannten am liebsten um den Hals gefallen.

Wieder wird er nach seinem Verhalten gefragt, diesmal aber in einer angenehmeren Tonlage.

»Am 23. April 1978 hast du in Narlica die türkische Flagge gegen eine kurdische ausgetauscht. Warum hast du das gemacht?«

»Ich war das nicht!« widerspricht Hayrettin wahrheitsgemäß. Alle Glieder schmerzen ihn.

»Aber du hast am 1. Mai 1978 den Gewerkschaftstag mitgefeiert?«

»Selbstverständlich, das ist Tradition bei uns«, antwortet der Lehrer ebenso ehrlich. »Um diese Zeit hat der Frühling begonnen. Wir bereiten mit unseren Schülern Essen und Trinken zu und gehen mit ihnen zum Picknick.«

Da springt der Zivilist auf, verpasst Hayrettin einen Kinnhaken und packt ihn kräftig im Genick. »Hurensohn!« brüllt er. »Ich habe dich nach dem Gewerkschaftstag gefragt und nicht nach dem Frühling!« Dann setzt er sich an den Tisch, hämmert ein Gesprächsprotokoll in die Schreibmaschine und übergibt das Papier den türkischen Sicherheitskräften.

»Macht das Flugzeug mit ihm!« sagt er.

Zwei Soldaten erscheinen. Widerstandslos lässt sich Hayrettin die Arme mit einem Seil auf dem Rücken zusammenbinden. An der Decke aufgehängt, schwebt sein Körper über dem Boden. In den ersten Minuten spürt er, wie sich seine Muskeln zusammenziehen und sich der Körper verhärtet. Mit der Zeit glaubt er, seine Leber werde aus dem Bauch herausgetrieben. Am Ende verspürt Hayrettin nur noch Schmerzen, ehe ihn die Ohnmacht erlöst.

*

Wann er wieder erwacht ist, weiß er nicht. Ein anderer in Zivil gekleideter Mann fragt ihn, ob er krank sei. Hayrettin verneint.

»Haben sie dich geschlagen?« will der Zivilist wissen.

»Nein«, sagt Hayrettin mit schmerzverzerrtem Gesicht. Mitgefangene haben ihn davor gewarnt, die Wahrheit zu sagen, gerade wenn er gefoltert worden ist.

»Dann steh auf!« meint der Unbekannte barsch.

Vergeblich versucht Hayrettin aufzustehen, immerhin kann er sich nach vorne beugen.

»Haben sie das Flugzeug mit dir gemacht?« will der Zivilist wissen.

Schweigen.

»Gut. Dann unterschreib dieses Papier.«

Hayrettin liest den Text. Darin heißt es wahrheitsgemäß, dass er alle Verbrechen ableugnet, die ihm zur Last gelegt werden. Hayrettin unterschreibt, dann wird er in seinen Raum zurückgebracht.

In den nächsten Tagen müssen auch seine Begleiter die Tortur über sich ergehen lassen. Dabei bringen nicht alle Hayrettins Durchhaltevermögen auf, vor allem die Jugendlichen nicht.

Als zwei fünfzehnjährige Jungen aus Tîyaks zusammengeschlagen werden, entleert sich ihr Darm. »Wenn du so brutal geschlagen wirst, kann es sein, dass du deinen Stuhl nicht halten kannst. Du verlierst jede Kontrolle über deinen Körper«, erklärt Hayrettin und ergänzt: »Dann haben sie die beiden Jungen gezwungen, ihre eigenen Fäkalien zu fressen.« Seine Stimme klingt rau.

»Sie wollten uns zeigen, wie stark sie sind. Und dass sie mit uns Kurden alles machen können. Alles.«

DIE SCHÖNSTEN STERNE DER WELT

»Ich sehe die Sterne von Tîyaks.«

Hayrettin Altun in seiner Zelle

In einem langen Bus wird die Gruppe aus Tîyaks ins Gefängnis gebracht. Links und rechts von Hayrettin sitzen zwei Soldaten. Auch wenn er nur geradeaus schauen darf, erkennt er, dass die Soldaten mit G3 ausgerüstet sind, während der leitende Inspektor eine Maschinenpistole vom Typ MP5 in Händen hält.

Wieder muss Hayrettin in einem Warteraum ausharren. Dort sitzt bereits ein Junge mit verbundenen Augen, der einen der Wärter um eine Zigarette anfleht.

Dieser grinst breit. »Gib mir zwei Namen, dann kannst du eine Zigarette haben.«

Der Junge nennt die Namen von zwei Männern. Um den Preis einer Zigarette haben sie zwei neue Opfer genannt bekommen. Hayrettin kann nur rätseln, ob es sich bei den Verratenen um Mitglieder der Kurdischen Arbeiterpartei PKK handelt.

In diesem Augenblick versteht er, wie abhängig ein Süchtiger sein kann und wozu die Abhängigkeit ihn treiben kann. Für vier, fünf Monate kämpft er mit sich und hört erst einmal mit dem Rauchen auf.

Der Kampf der PKK –

unterstützt von weiten Teilen der kurdischen Bevölkerung

Die Partîya Karkerên Kurdistan («Arbeiterpartei Kurdistans» oder »Kurdische Arbeiterpartei«) wurde 1978 gegründet. Im Bewusstsein, dass der türkische Staat alle demokratischen Bemühungen um die Achtung kurdischer Rechte und Kultur zunichte machte, attackierten PKK-Kämpfer am 15. August 1984 zwei Militärlasernen in Şemdinli und Erüh. Damit begann der Guerillakrieg gegen die türkischen Streitkräfte. Die »Brigaden zur Befrei-

ung Kurdistans« und die »Volksbefreiungsarmee Kurdistans«, der militärische Arm der PKK, operierten von Stützpunkten in den von Syrien kontrollierten Regionen und dem Nordirak aus. Die PKK zählte zwischenzeitlich mehr als 10 000 Kämpfer.

Mit zunehmender Kriegsdauer wurden die Straffaktionen der türkischen Armee in Südostanatolien (Türkisch-Kurdistan) und im Norden des Irak immer brutaler und richteten sich zunehmend gegen weite Teile der Zivilbevölkerung. In der Folge sympathisierte ein Großteil der Kurdinnen und Kurden mit den Zielen der PKK.

»Den unterdrückten Kurden erschienen die bewaffneten Aktionen der PKK wie eine willkommene Rettung. Gegen den Staatsterror hat die kurdische Landbevölkerung die PKK mit allen möglichen Mitteln unterstützt und überwiegend als Retter bejubelt«, erklärt der Journalist und Menschenrechtler Mehmet Şahin, Mitglied im Kölner Dialog-Kreis.

*

Hayrettin ist in die Haftanstalt Diyarbakir E Tipi Cezaevi (DETC) eingeliefert worden. Hier fristen etwa dreieinhalbtausend Insassen ihr unglückseliges Dasein, je fünfundsechzig zusammengepfercht in einer Sammelzelle. Die Organisation des Gefängnisses ähnelt der Armee. Die Häftlinge tragen schwarze Kleidung, die Hayrettin an die Uniformen der Sicherheitskräfte erinnert. Wieder ist er mit fast ausschließlich kurdischen Gefangenen zusammengesperrt.

Täglich müssen sie fünf bis sechs Stunden im Hof auf und ab marschieren und lauthals eines der mehr als fünfzig heroischen Lieder über die türkischen Streitkräfte und den Gebrauch eines Gewehrs grölen, die ihnen während ihrer Haft eingetrichtert werden. Einmal wöchentlich muss einer der Häftlinge einen Militärmarsch vorsingen. Zehnmal, fünfzehnmal, dann ist er erlöst – vorausgesetzt, dass alles geklappt hat. Wer den Text vergisst, erhält Stockschläge auf die Innenseite der Hand.

Was in der Armee dazu dient, den Nationalismus eines Soldaten zu verstärken, wirkt auf Hayrettin Altun wie eine psychische

Form der Folter: »In meinen Ohren klingen der Laufschrift und die türkischen Märsche rassistisch.« Und wenn er an den Gefängnisleiter Yildiran denkt, vergleicht er ihn automatisch mit einem Nazi. Will er überleben, muss er solche Gedanken für sich behalten.

DETC – Haftanstalt für politische Gefangene

Nach dem Militärputsch 1980 wurde Esat Oktay Yildiran zum Chef des Diyarbakir E Tipi Cezaevi (E-Typ-Spezialgefängnis von Diyarbakir), der sich bereits auf Zypern einen Namen als grausamer Folterer von Griechen gemacht hatte. Für seine Taten musste sich der Gefängnisleiter einzig gegenüber dem Juntachef und dem Staatspräsidenten Kenan Evren rechtfertigen. Yildiran beeinflusste die Entscheidungen von Staatsanwälten und Richtern der Staatssicherheitsgerichte (DGM). Die Gefangenen ließ er auf sadistische Art und Weise foltern, um ihre Psyche systematisch zu zerstören.



Hier, im DETC-Gefängnis in Diyarbakir, wurde Hayrettin achtzehn Monate lang immer wieder gefoltert. Die Wachmannschaften tragen G3-Gewehre

In den Jahren 1980 bis 1982 gründete sich im Spezialgefängnis die »Einheit junger Kemalisten«, Verräter aus Sicht der Kurden, die als sogenannte Abschwörer Mitgefangene ausspionierten und gezielt Morde begingen, wenn sie Freigang hatten. Die Gefangenen, meist PKK-Anhänger, versuchten mit Hungerstreiks bis zum Tod auf ihre aussichtslose Situation aufmerksam zu machen. Bis 1988 stieg die Zahl toter Gefangener auf über 50 an.

Menschenrechtsorganisationen wie amnesty international berichteten wiederholt über die Vorgänge im Spezialgefängnis Diyarbakir als einem der schlimmsten weltweit. Yildiran wurde am 16. Oktober 1988 in Istanbul von PKK-Kämpfern ermordet.

*

Zum Alltag in der Haftanstalt zählen auch die »besonderen Behandlungsmethoden«, für die das Gefängnis für politische Gefangene berüchtigt ist. So wird Hayrettin im Februar 1982 in eine Art Duschaum gebracht, wo die Wächter einen Druckschlauch nehmen und ihn von oben bis unten mit eiskaltem Wasser abspritzen. Als sie ihn in seiner völlig durchnässten Kleidung in die unbeheizte Massenzelle zurückbringen, zittert er am ganzen Körper. »Anderen ergeht es noch schlimmer. Sie müssen sich nackt ausziehen, ehe sie abgespritzt werden«, berichtet Hayrettin mit einem merkwürdig anmutenden Lachen.

»Cok Konus, Türkce Konus« steht an der Gefängniswand: »Sprich viel, aber sprich Türkisch.« Kurdisch zu sprechen ist verboten.

Schikanen und Verbote prägen das Leben in dem Spezialgefängnis. So ist es untersagt, Papier und Bleistifte in



DECT-Gefängnis in Diyarbakir.

die Gefangenenräume mitzunehmen. Wenn einer der Wachposten glaubt, das Verbot sei missachtet und Schreibzeug mitgenommen worden, geht alles ganz schnell. Ohne Vorwarnung wird die Tür aufgerissen.

»Aufstehen!« brüllt die Stimme eines Wächters. »Stellt euch vor das Bett!« Sechzig Gefangene springen von ihren Matratzen auf.

»Geht auf den Flur!«

Dort erwartet sie die gleiche Anzahl von Soldaten, viele von ihnen mit G3-Gewehren bewaffnet. »Stellt euch an die Wand, und blickt auf den Boden! Ich warne euch, wer hochschaut, wird bestraft!«

Auf Zehenspitzen stehend, die Hände an die Mauer gepresst, warten die Inhaftierten, bis sie erlöst werden. Währenddessen reißen Soldaten die Matratzen in den Gemeinschaftszellen heraus und durchstöbern die wenigen Privatsachen der Häftlinge.

Werden sie fündig, heißt es kurz und knapp: »Mitkommen!« Was das bedeutet, ist allen bewusst. Der Beschuldigte wird in einen anderen Raum geführt und zusammengeschlagen. »Das G3 ist ihre Waffe, um uns zu bestrafen. Sie dreschen so lange damit auf dich ein, bis du dich nicht mehr bewegen kannst.«

*

Nach drei Monaten, im Mai 1982, wagt Hayrettin zum ersten Mal, gesenkten Hauptes die Augen zu verdrehen und auf die Soldaten und ihre Gewehre zu linsen.

Im selben Moment erhält er mit dem Schaft des G3 einen Schlag ins Gesicht. Wie vom Blitz getroffen fällt er auf den Rücken.

»Was ist los?« fragt einer der Offiziere den Soldaten, der Hayrettin malträtiert hat.

»Dieser Kurde hat versucht, mich anzuschauen«, erläutert der Wachsoldat knapp.

»Er hat dich angeschaut? Dann hat er sich schuldig gemacht. Haut drauf!« befiehlt der Offizier. Im nächsten Moment schlagen

mehrere Wächter auf die Oberschenkel des am Boden liegenden Hayrettin ein, die einen mit Holzknüppeln, andere mit der Schulterstütze des G3.

»Mach die Augen zu!« brüllt einer der dunklen Männer über ihm. Ein zweiter packt den Reglosen am Arm, dreht ihn auf den Bauch und hält die Sohlen der Füße nach oben, die wie bei allen Gefangenen ungeschützt sind, da sie keine Schuhe tragen dürfen. Die Schläge treffen ihn auf die Fußsohlen und die Hüfte.

Irgendwann bringen ihn Mitgefangene in die Zelle zurück. Zwar ist nichts gebrochen, aber Hayrettin kann sich nicht mehr bewegen. Einen Monat lang ist sein ganzer Körper fast schwarz vor Blutergüssen.

*

Einmal monatlich darf Raziye zu Besuch kommen, und sie nutzt jede Gelegenheit. In zwei Kabinen des Besucherraums sitzen sie einander gegenüber und unterhalten sich eine Stunde lang, über eine dicke Glasscheibe hinweg. Hinter beiden stehen Militärs mit den üblichen Heckler&Koch-Waffen und verfolgen jedes Wort argwöhnisch.

Die Wahrheit muss er verschweigen. Unter diesen Umständen kann er nichts erzählen von der Folter und ihren psychischen und physischen Folgen. Aber wenn er auch nur über Belangloses reden darf, kann er sie doch immerhin sehen. Sie zu sehen, gibt ihm Kraft, denn Raziye ist das Symbol dafür, dass es die Welt jenseits der Gefängnismauern noch gibt, eine Welt, die seinen Peinigern nicht ausgeliefert ist.

Doch die Wachsoldaten wissen, wie wichtig Raziyes Besuche für Hayrettin sind, und eines Tages nutzen sie dieses Wissen aus. Vor seinen Augen fahren sie sanft durch das Haar seiner Ehefrau, streicheln ihre Wangen und berühren sie an anderen Körperteilen. Hayrettin muss tatenlos zuschauen, wie sie starr vor Schreck alles über sich ergehen lässt. Würde einer der beiden protestieren, hätten sie einen neuerlichen Anlass, ihn fertigzumachen.

Wenn man ihnen keinen Anlass gibt, erfinden sie einen: Als

Hayrettin seine Frau um ein Medikament gegen seine Krankheiten bittet, unterstellen ihm die Sicherheitskräfte, er verwende ein Codewort.

Wieder landet er in einem der düsteren Räume.

»Was hast du gesagt? Was hast du gemeint? Rück mit der Wahrheit raus!« schreit ihn einer der Soldaten an. Doch Hayrettin kann nur immer wieder auf seine Schmerzen und das benötigte Medikament verweisen. Weil er nicht sagt, was sie hören wollen, wird er einen ganzen Tag lang geprügelt.

*

Gedemütigt, gepeinigt, geschlagen und gequält wird er fast täglich, gefoltet in größeren Zeitabständen.

»Du hast das Abiturzeugnis deines Mitgefangenen Ibrahim gefälscht«, lautet der Vorwurf an Hayrettin, der nicht weiß, wie ihm geschieht.

»Ich bin Grundschullehrer, wie soll ich das Diplom eines Gymnasiums fälschen?« fragt er ungläubig. Weil Hayrettin standhaft bleibt, wird er in einen anderen Raum geführt. Plötzlich erhält er mehrere Schläge aufs Schlüsselbein, dann fällt er in Ohnmacht. Als er erwacht, hängt er mit den Beinen an einem Seil. Von einem Balkon aus schwenken ihn zwei kräftige Männer zweieinhalb Meter über dem Boden.

»Gleich lassen wir dich los!« schreit einer.

»Dann knallst du auf die Steine!« ruft der andere und zieht so einseitig, dass Hayrettin der Wand mit jedem Schwung näher kommt. Er versucht sich mit den Händen abzufangen, doch die beiden Soldaten sind Spezialisten. Hayrettin schlägt aufs Mauerwerk auf und blutet am Kinn und aus der Nase.

»Jetzt ist es soweit. Ich lasse jetzt los!« ertönt die Stimme des einen.

»Alles wird wie ein Unfall aussehen«, ruft der andere. »Gestorben bei der Flucht, schreiben wir ins Protokoll!«

Irgendwann, Hayrettin hat jede Vorstellung von Zeit verloren, ziehen sie ihn doch nach oben. Anstatt ihn in die Zelle zurückzu-

bringen, muss er seine Hände ausstrecken. Mit einem Stock schlagen sie unerbittlich zu.

»Zähl bis hundert!« lautet der Befehl.

»Eins« – Schlag – »zwei« – Schlag – »drei« – Schlag – »vier« – Schlag – »fünf« – Schlag – ... – »sechzig« – Schlag – »einundsechzig« – Schlag – ... – Als seine Hände erlahmen, hält einer der Wächter sie in die Höhe – »neunundneunzig« – Schlag – »hundert« – Schlag.

»Endlich vorbei«, denkt Hayrettin. »Ich halte das nicht mehr aus ...«

»Von vorne!« kommandiert die Stimme eines Soldaten, und alles geht von neuem los.

Wann die Prozedur ein Ende gefunden hat, weiß Hayrettin nicht mehr. Aber er kann sich noch daran erinnern, wie irgendeiner »Koğuş« ruft, das Wort für »Krankensaal«. »Ein Arzt ... wenigstens werde ich jetzt medizinisch versorgt«, glaubt Hayrettin, aber er täuscht sich. Denn »Koğuş« bedeutet im Türkischen gleichermaßen »Gefängniszelle« – und genau dorthin wird er mit einem Fußtritt gekickt. Wie der Ball bei einem Fußballspiel kommt er sich vor, dann sinkt er in tiefen Schlaf. Jedoch nicht lange, denn wer sich auf seiner Holzbank umdreht, wird sofort geweckt.

»Umdrehen ist verboten, Altun! Das weißt du doch!« Hayrettin nimmt alles wie durch eine Nebelwand wahr. Sein Körper ist nur noch eine Ansammlung schmerzender Stellen.

*

Eines Tages besucht ihn Raziye und überreicht ihm Geld für Servet. Wer Geld hat, kann sich im Gefängnis Zigaretten und anderes leisten.

»Warum gibt dir deine Frau Geld?« will ein Offizier wissen.

»Das ist für meinen Cousin Servet«, antwortet Hayrettin wahrheitsgemäß, vergisst aber die vorgeschriebene Anrede »Sir« oder »mein Kommandeur«.

Der Offizier ruft daraufhin einen Wachsoldaten. »Der Häftling

Altun verweigert mir seine Ehrerbietung. Macht mit ihm, was notwendig ist.«

Kurz darauf packen zwei Soldaten Hayrettin an den Füßen und stoßen ihn kopfüber in die Kanalisation der Toiletten. Einmal, zweimal, dreimal. Irgend jemand macht sich über ihn lustig. Viermal, fünfmal, sechsmal. Hayrettins Nase blutet längst, auch aus seinem Mund läuft Blut. »Dreckiger Kurde!« sagt eine Stimme. Siebenmal, achtmal, neunmal – erneut wird er ohnmächtig.

Als er in der Gruppenzelle erwacht, tupfen ihm Mithäftlinge vorsichtig das Gesicht und den Körper mit Papiertüchern ab. In den kommenden Wochen plagt ihn Ungeziefer, Läuse und Nissen setzen sich in allen Körperritzen fest. Wasser zum Reinigen gibt es nicht.

Hayrettin hat viel mehr gesehen, als er sagen kann, viel mehr erlebt, als er erzählen will. Über vieles will und kann er nicht sprechen, weil es ihm und anderen Opfern den letzten Rest von Selbstachtung und Menschenwürde nehmen würde.

»Anderen ist es schlimmer ergangen als mir. Allen voran denjenigen, die sie immer wieder vergewaltigt haben.« Nein, mehr möchte er darüber nicht sagen.

*

Unendlich langsam fließen die Stunden, Tage, Wochen, Monate im zeitlosen Strom der Zeit dahin. Nichts passiert, was ihn aus seiner Zelle und dem Gefängnis düsterer Gedanken befreien könnte. Schlaf ist schwer möglich, das Reden mit anderen Häftlingen gefährlich. »Werden sie mir die Knochen brechen, wenn wir uns unterhalten? Mit wem kann ich über meine Gefühle sprechen, ohne dass ich verraten werde? Wer wird mir das Unglaubliche glauben, wenn ich eines Tages das Gefängnis verlassen kann?«

Die letzten Monate hat er sie innerlich bekämpft, hat versucht, sich auf seine Weise zu wehren. Irgendwann aber verspürt Hayrettin eine überraschende Veränderung in sich vorgehen. Genau genommen ist eine neue Einstellung da, als habe sie der Zeitstrom

mitgebracht und bei ihm angeschwemmt. Bisher hat er gegen die Fluten der Gewalt angekämpft, hat mit dem Gedanken an Flucht gespielt und Rachepläne geschmiedet. Von nun an akzeptiert er alles, nimmt alles hin, erträgt alles. Daraus erwächst ihm eine wundersame innere Stärke, eine sanfte Kraft, die ihm so lange abhanden gekommen war.

Plötzlich glaubt er daran, dass er stärker ist als seine Peiniger, dass sie ihn nicht brechen können. »Was ihr mit all euren Methoden bisher nicht geschafft habt, werdet ihr auch in Zukunft nicht fertigbringen. Ihr könnt meinen Körper kaputtmachen, aber meinen Willen werdet ihr nicht brechen!« Hayrettin schöpft neuen Mut. Vor allem aber kehren seine Träume und Erinnerungen zurück.

Wenn es dunkel wird, tauchen die Bilder auf. Längst vergessene Bilder seiner Kindheit, in der er Nacht für Nacht unter freiem Himmel geschlafen, das Weltall beobachtet und die Sterne gezählt hat. Allen anderen Häftlingen ist der Blick zum nächtlichen Himmel verbaut, nicht so für Hayrettin. Der liegt auf seiner harten Holzpritsche in einem dunklen Raum, starrt an die Decke und sieht die Weite des Weltalls.

»Ich sehe die Milchstraße über mir«, auch wenn sie für ihn unsichtbar ist. »Ich sehe Sternschnuppen vorüberziehen«, die kein anderer außer ihm sieht. »Ich sehe die schönsten Sterne der Welt, die Sterne von Tîyaks«, bildet sich Hayrettin ein. Vor seinen Augen entstehen immer neue Bilder glücklicher Tage in seinem Heimatdorf, Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse mit seinen Eltern, seinen Geschwistern, mit Freunden. Im Licht der Sterne von Tîyaks nehmen sie Gestalt an: seine Frau Raziye, seine beiden Buben Rojhat und Jehat und die kleine Gülistan.

Den täglichen Torturen zum Trotz beginnt Hayrettin an eine Rückkehr in die Welt jenseits der Gefängnismauern zu glauben. Sein Körper ist verdreckt, von Wunden übersät und von Parasiten besetzt. Aber das Träumen von den Sternen, die Gedanken an das Glück mit seiner Familie und die Freiheit, die irgendwann wiederkommen wird, geben ihm die innere Stärke zum Überleben

und die Kraft zum Lachen. Ein Lachen, das er noch für sich behalten muss, das aber endlich wieder zurückgekehrt ist nach der langen Zeit der Verzweiflung.

*

Nach und nach werden einige der Inhaftierten aus Tiyaks freigelassen. Nicht so Hayrettin Altun, dem nach türkischem Recht Propaganda für Kommunismus und Separatismus vorgeworfen wird.

An jedem weiteren Verhandlungstag vor dem Staatssicherheitsgericht (DGM) begegnet Hayrettin Soldaten mit den Waffen, die ihn seiner Freiheit beraubt, ins Gefängnis begleitet haben und jeden Gedanken an einen Fluchtversuch hinfällig erscheinen lassen: Das G3 ist die Standardwaffe der türkischen Streitkräfte und damit auch der Wachsoldaten im DETC-Gefängnis, Sinnbild der Gewalt gegen die im Südosten des Landes lebenden Kurden. »Die Soldaten, die auf den Gefängnismauern patrouillieren, tragen G3-Gewehre. Die Soldaten, die mich in die Militärfahrzeuge stoßen, tragen G3-Gewehre. Die Soldaten, die mich in Fuß- und Handfesseln vor Gericht bringen, tragen G3-Gewehre«, erzählt Hayrettin ohne jede Gefühlsregung.

Dass ein Verhandlungstag bevorsteht, erkennt er vor allem daran, dass die Foltermaßnahmen vorübergehend ausgesetzt werden. Gesichter müssen vor Gericht gesund aussehen, Angeklagte mit violett-schwarzen Blutergüssen an Haut und Händen sollen den Verwandten nicht zugemutet werden, die sich als Zuschauer in die hinteren Reihen setzen dürfen. Hayrettins Vater nimmt an vielen, seine Frau an allen Verhandlungen teil. Eingreifen können sie nicht, und er darf sich nicht einmal nach ihnen umdrehen. Aber sie sind bei ihm, und auch das bestärkt ihn.

DGM – Politische Justiz gegen Kurden

Die Staatssicherheitsgerichte Devlet Güvenlik Mahkemesi (DGM) waren ein Jahr nach dem Militärputsch von 1971 als Gerichte für den Ausnahmezustand gegründet worden, Mitte der siebziger

Jahre wurden sie jedoch wieder abgeschafft. Im Jahr 1982, zwei Jahre nach dem neuerlichen Militärputsch, wurden sie im Rahmen der neuen Verfassung wiedereingeführt.

Ihre Kompetenzen wurden ausgeweitet, die Anzahl auf 13 erhöht. Fünf der DGM-Gerichte befanden sich in Istanbul, drei in Diyarbakir, drei weitere in anderen Städten Türkisch-Kurdistans.

Formal gingen die DGM gegen jede Form der widerrechtlichen Opposition vor, de facto aber vornehmlich gegen Kurdinnen und Kurden. So waren die DGM politische Gerichte, die kurdische Angeklagte in der Regel zu hohen Strafen verurteilten.

*

Der Richter ist Zivilist, die anderen Mitglieder des Sondergerichts sind Soldaten. Für Hayrettin sehen die Militärs alle gleich aus. »Human ist keiner von denen.«. Vor allem der Richter verhält sich »extrem aggressiv« ignoriert ihn als Angeklagten, als sei er »kein menschliches Wesen«. Wenn Hayrettin ums Wort bittet, weist ihn der Richter rüde zurecht: »Seien Sie ruhig! Erzählen Sie hier keine Geschichten!« Vergeblich bemüht sich sein Strafverteidiger um Unterstützung.

Die Staatsanwaltschaft benennt Augenzeugen, die Hayrettin beim Hissen der verbotenen kurdischen Fahne beobachtet haben wollen. Zudem wird dem Richter eine Klageschrift vorgelegt, die von führenden Persönlichkeiten des politischen Lebens in der Region unterzeichnet worden ist. Hayrettins vermeintliche Vergehen werden vom Provinzvorsitzenden in Kulp, dem Kommandeur der Jandarmas, dem amtierenden und dem früheren Ortsvorsteher Tîyaks bestätigt – letzterer ist einer seiner Verwandten.

Im Wissen um seine Unschuld bestreitet Hayrettin standhaft die ihm zur Last gelegten Verbrechen, verlangt vom Staatsanwalt Augenzeugen der Tat. Genau diese erscheinen bei der nächsten Verhandlung vor Gericht. Die vier Männer, einfache Leute aus Tîyaks, fürchten sich vor dem Richter und dem Staatsanwalt und bejahen alle ihre Fragen nach Hayrettins Vergehen. Der Angeklagte aber hält dagegen. »Sehr geehrter Herr Staatsanwalt, bitte

befragen Sie die Zeugen, wie die Flagge ausgesehen hat, die ich aufgehängt haben soll.« So einfach seine Frage ist, so verwirrend fallen die Antworten aus. Die vermeintlichen Augenzeugen machen völlig widersprüchliche Aussagen.

Nach vierzehn Verhandlungstagen verkündet das Gericht Ende Juli 1983 endlich den erhofften Freispruch. Achtzehn Monate hat Hayrettin unschuldig im DETC-Gefängnis verbracht, hat geweint, gelitten, gebangt und gehofft. Überglücklich fallen sich Raziye und Hayrettin in die Arme und weinen vor Freude. Hayrettins Lachen hat seinen Weg in die Freiheit zurückgefunden.

*

Später wird Hayrettin erfahren, dass gegen ihn Intrigen gesponnen, dass Blankopapiere unterschrieben und zur Vortäuschung falscher Tatsachen verwendet worden sind, dass er sich mit seinen liberalen Ansichten über Religion und Demokratie viele Feinde in Tîyaks und Kulp gemacht hat.

Und er wird erfahren, dass die Gerüchte wahr gewesen sind, die unter den Häftlingen des DETC die Runde gemacht haben: Während seiner Zeit in Gefangenschaft sind rund zwanzig Insassen ums Leben gekommen. Vier PKK-Mitglieder haben sich aus Protest gegen die Haftbedingungen selbst verbrannt, die anderen sechzehn sind ihren Verletzungen in den Folterkammern erlegen.

ALS KURDE IN KONYA

»Sie haben Informationen über mich eingeholt.«

Hayrettin Altun

Auch wenn Hayrettin Altun nach seiner Freilassung nicht als Krimineller eingestuft wird, sieht die Nationale Nachrichtendienstorganisation Milli İstihbarat Teşkilatı (MIT) in ihm einen poten-



1983 wird Hayrettin nach Hacıpirli, einem winzigen Ort im Zentrum der Türkei, strafversetzt.

tiellen Verbrecher. Deshalb wird der Lehrer nach nur einem Monat, den er in Tiyaks und Kulp verbracht hat, nach Hacıpirli verbannt. Er hat seinen Dienst sofort anzutreten.

Hacıpirli ist ihm unbekannt, Hayrettin muss sich erst einmal erkundigen, wo sich sein neuer Arbeitsplatz überhaupt befindet. Mit Schrecken stellt er fest, dass das Dörflein rund fünfundsechzig Kilometer von Konya und damit mehr als siebenhundert Kilometer westlich von Diyarbakir entfernt liegt.

In Hacıpirli ist Hayrettin der einzige Lehrer an einer winzigen Dorfschule mit einer Klasse von zweiundzwanzig Grundschulern. Raziye, die vor Ort keine Anstellung findet, zieht mit den drei Kindern in die Kleinstadt Saçıkara. Sechzig Kilometer liegen zwischen ihr und ihrem Mann.

Zu allem Übel befindet sich in Hacıpirli eine Jandarma-Station, wohin Hayrettin ein- bis zweimal wöchentlich zur Vernehmung zitiert wird. Es sind immer die gleichen Fragen: Was er in der Schule mache, welche Themen er gerade unterrichte, ob er politische Aktivitäten plane. Hayrettin muss vorsichtig sein.

Frisch aus dem Gefängnis entlassen, steht er auf der Observationsliste ganz oben. Zudem erkundigen sich die Jandarmas fortwährend beim Ortsvorsteher nach seinem Verhalten. Doch das gibt keinerlei Grund zur Beanstandung. Möglicherweise wird seinem Versetzungsantrag sogar wegen guter Führung entsprochen, so dass er 1984 zu seiner Familie nach Saçikara umziehen und dort seine siebte Stelle antreten kann.

Ausgerechnet in Saçikara, Hunderte von Kilometern von Diyarbakir entfernt, trifft Hayrettin einen der Menschen, die ihn im DETC-Gefängnis gefoltert haben. Der frühere Gefängniswächter weiß sofort, wen er vor sich hat, und erschrickt zutiefst, weil er vermutet, der Häftling habe seine Strafe abgeleistet und sei ihm bis hierher gefolgt, um Rache zu nehmen.

»Ich habe dir nicht nachspioniert. Unser Treffen ist reiner Zufall«, beruhigt ihn Hayrettin, der seinen Folterer anlacht, mit ihm ins Gespräch kommt und feststellt, dass der »ein ganz einfacher Mann vom Land« ist. Der Grundschullehrer nimmt sich Zeit, versucht den türkischen Mann zu verstehen und erzählt ihm seinerseits viel von der kurdischen Kultur.

Am Ende werden sie, was Türken und Kurden viel zu selten sind: gute Freunde.

*

Doch solche Erlebnisse bleiben die Ausnahme in einer Region, in der den Kurden das Leben schwergemacht wird. Nicht genug damit, dass Hayrettin sich mit den Polizeibehörden auseinandersetzen muss, auch kirchliche Institutionen sehen in ihm einen »Unruhestifter«, wie er von einem Hodscha an den Kopf geworfen bekommt. Als ihn der Geistliche auch noch als »Kurde« beschimpft, fragt ihn Hayrettin ganz direkt: »Glauben Sie nicht, dass wir Kurden auch Muslime sind?«

»Ja«, antwortet der religiöse Lehrer knapp.

»Und die Türken, sind nicht auch viele von ihnen Christen?« hakt Hayrettin nach.

Wieder bejaht der Hodscha.

»Wenn also ein muslimischer Kurde mit einem christlichen Türken streitet, wen werden Sie dann unterstützen?« lautet seine Frage.

»Mit Sicherheit werde ich den christlichen Türken unterstützen. Denn mein Türkentum steht über allem«, stellt der Hodscha seinen Nationalstolz über seinen Gott. Hayrettin zieht daraus die Lehre, dass »die nationalistischen Ultrarechten der MHP selbst die Religiösen in der Hand haben«.

Kurdische Lehrer (1) – Ein Leben in ständiger Angst

Kurdische Lehrer standen unter Beobachtung und lebten in ständiger Angst. Strafversetzungen waren im Falle gewerkschaftlicher Aktivitäten an der Tagesordnung.

Der erste getötete Lehrer war Siddik Bilgin aus Kalaxi (Doğanlı) im Bezirk Bingöl. Am 31. Juli 1985 überfiel Ali Şahin, Kommandant der nahe Kalaxi gelegenen Jandarmastation, mit seiner Einheit das Dorf. Die Jandarma besetzte die örtliche Volksschule und folterte Siddik Bilgin, der am dritten Tag seinen Verletzungen erlag. In einem Waldstück erteilte Şahin vierzig Soldaten den Befehl, die Leiche des Lehrers bis zur Unkenntlichkeit zu beschießen.

Bei einem zwei Jahre später erfolgenden Gerichtsverfahren gegen Ali Şahin kam der Mord zufällig zur Sprache, als der Soldat Şakip Ay detailliert über den Tathergang berichtete. Dennoch wurde Şahin freigesprochen und später sogar vom Hauptmann zum Bataillonskommandanten befördert.

*

Im September 1985 bringt Raziye ihren dritten Sohn Firat zur Welt. Nur drei Monate später stirbt Hayrettins Vater Cafer.

1986 müssen die Altuns schon wieder umziehen, diesmal nach Hatay. Hayrettin tritt im Dorf Varişli seine achte Stelle an. Mit den Kindern lebt Raziye in Iskenderun, siebzig Kilometer von ihrem Mann entfernt, wo sie als Krankenschwester arbeitet.

Als Grundschullehrer kann Hayrettin in einem Zimmer im Schulgebäude wohnen. Der Raum hat nur sieben Quadratmeter, aber es stehen ein Bett, ein Schrank, ein Gasherd und eine Schülerbank darin. Acht, neun Monate lebt er in diesem Raum, nur unterbrochen durch die Wochenendtouren mit dem Bus, denn manchmal treffen sie sich in einem kleinen Dorf auf halber Strecke.

Die familiäre Situation ändert sich erst, als die ganze Familie nach Hatay zieht. Wie in Dorfschulen üblich, ist Hayrettin die einzige Lehrkraft und unterrichtet logischerweise auch die eigenen Kinder, was mitunter zu nicht unerheblichen Spannungen führt.

»Rojhat, du treibst mich noch in den Wahnsinn! Alles kannst du, und alles weißt du. Du könntest so ein guter Schüler sein. Aber was machst du?« empört sich der Vater über seinen ältesten Sohn.

In dieser Unterrichtsstunde soll es um unterschiedliche Wolkenformationen gehen, doch Rojhat steht der Sinn nach Höherem: »Die Sonne ist über den Wolken. Ich möchte viel lieber über die Sonne sprechen.« Rojhat weiß genau, dass sich sein Vater für heute ein anderes Thema vorgenommen hat. Dass der deshalb wütend werden wird, ist dem Jungen egal.

Solche Szenen zwischen Vater und Sohn sind so häufig wie die Wolken am Himmel. Zweifellos ist kein Lehrer zu beneiden, der seine eigenen Kinder unterrichten muss. Und zweifellos ist kein Sohn zu beneiden, dessen Vater zugleich der eigene Klassenlehrer ist und dessen Anordnungen man nicht nur zu Hause, sondern auch tagtäglich in der Schule Folge leisten muss.

»Thema verfehlt«, stellt Hayrettin erbost fest und fährt mit dem Unterricht über die Wolkenarten fort.

Zu Hause diskutiert er mit seinem Sohn über ihre Differenzen, und Rojhat gelobt Besserung. Am nächsten Morgen aber wiederholt sich das Schauspiel vom »Vater und dem widerspenstigen Sohn«, und zumeist reagiert Hayrettin streng. Zu streng, wie er Jahre später selbstkritisch sagt. Denn eigentlich sollte er, der zeit-

lebens den Konflikt mit den staatlichen Obrigkeiten sucht, mehr Verständnis für seinen aufsässigen Sohn aufbringen.

*

Gülistan besucht nun auch schon die erste Klasse, und auch ihr Klassenlehrer heißt Hayrettin Altun. Mitten im Unterricht streichelt der Vater seiner Tochter sanft durchs Haar. Gülistan freut sich, und ein anderes Mädchen beginnt zu weinen. Zutiefst berührt nimmt Hayrettin die Schülerin in die Arme. »Ich habe euch doch alle gern«, beteuert er verlegen.

»Aber du hast Gülistan gestreichelt und nicht mich«, meint das Mädchen unter Tränen. Fortan achtet Hayrettin darauf, dass er seinen Kindern im Unterricht nicht zu nahe kommt.

Was anderen unbedeutend erscheint, macht ihm zu schaffen. Lehrer der eigenen Kinder zu sein ist für ihn eine der schwierigsten Situationen in seinem Leben. Den eigenen Kindern gegenüber soll er sich verhalten, als seien sie nicht die seinen. So kommt es, dass der Lehrer Altun in der Schule viel strenger zu seinen Kindern ist als der Vater Hayrettin zu Hause.

Genau das macht Gülistan und ihren Brüdern schwer zu schaffen. »Er haut mich fest. Nein, das ist nicht schön«, beschwert sich Hayrettins Tochter.

»Aus meiner Sicht wäre es besser, wenn Papa nicht mehr unser Lehrer ist«, sagt Jehat, ihr zweieinhalb Jahre älterer Bruder. »Wir alle strengen uns an, aber er gibt uns keine guten Noten. Zu uns ist er einfach viel strenger als zu den anderen Schülern.«

Das wird auch Firat zu spüren bekommen. Als der Siebenjährige seinen Vater nicht wie gefordert mit »Mein Lehrer« sondern mit »Mein Vater« anspricht, wird er daheim geschlagen. Und noch eine andere Erfahrung muss Firat machen: »Wenn ich mich bei den Hausaufgaben verrechne, bekomme ich vor der Klasse Schläge mit der flachen Hand«, meint er traurig.

Zu Hause ist Hayrettin nicht allein, hier kann sich Raziye schützend vor ihre Kinder stellen. »Meine Mutter ist sehr aufopfernd«, sagt Firat. Früher hat Saniye sich schützend vor ihren

kleinen Sohn Hayrettin gestellt und Cafers Attacken abgewehrt, heute stellt sich Raziye Hayrettin in den Weg.

Jahre später stimmt Hayrettin seinen Kindern zu. Am liebsten würde er das Rad der Zeit zurückdrehen, würde zwar weiterhin gerecht sein wollen, aber »längst nicht so streng«.

*

Die jahrelangen Repressionen haben ihre Spuren in Hayrettins Verhalten hinterlassen: Manchmal wird er handgreiflich – ausgerechnet er, die Ausgeglichenheit und Freundlichkeit in Person. Dennoch ist es erstaunlich, wieviel Hayrettin in sich hineingefressen und wie wenig Druck er an andere weitergegeben hat.

Auch wenn er sich theoretisch frei bewegen kann, kommt er sich noch immer wie ein Gefangener vor. »Die Jahre im Bezirk Konya sind nicht viel besser gewesen als die im Gefängnis«, resümiert Hayrettin Altun. »Alles hat damit angefangen, dass sie Informationen über mich eingeholt haben. Schon bevor ich dorthin gegangen bin. Und danach haben sie versucht, mich fertigzumachen.«

Das ist ihnen nicht gelungen.

12 Jahre des Feuers

DER KLANG DES G3

»Sie töten jeden, den sie treffen können.«

Fehmi Altun

Sein erster Schultag ist ihm ziemlich genau in Erinnerung geblieben. Abdurrahman Baran hat nicht vergessen, wie er damals mit einem gewissen Stolz den großen Raum der Grundschule betreten hat und wie er sich inmitten der anderen Schulanfänger ziemlich verloren vorgekommen ist. Herr Altun, ein großer, stämmiger Mann mit fast schwarzen Haaren, hat sie freundlich begrüßt, dann aber ziemlich durchgegriffen und einigen der Buben kräftig mit dem Stock auf die Finger geschlagen. »Unser Lehrer ist wütend gewesen«, hat Abdurrahman seinen Eltern zu Hause erzählt.

Hayrettin Altun hat die Grundschule bald danach verlassen, ohne dass ihnen ein Grund dafür mitgeteilt worden wäre. Dass sich sein Klassenlehrer häufig mit anderen, älteren Lehrern gestritten hat und daraufhin ins Gefängnis für politische Gefangene in Diyarbakir eingeliefert worden ist, hat Abdurrahman Baran erst viel später erfahren.

Zehn Jahre danach, im Sommer 1991, ist Tîyaks zu einem Ort mit drei- bis vierhundert Wohnhäusern und zweitausend Einwohnern angewachsen. Vorbei die Zeit, in der sich die Menschen mit großen Gasflaschen aus Diyarbakir oder Kulp behelfen mussten. Inzwischen ist das Dorf durch die Stromleitung mit Kulp verbunden, die Elektrizität bringt Licht und schafft Arbeitsplätze. In dem Teppichhaus fertigen Frauen Wolldecken und handgeknüpfte Teppiche.



Die Schule in Tiyaks.

Im Ortskern stehen die alte und eine neue Moschee, befinden sich ein Krankenhaus und ein Büro für landwirtschaftliche Untersuchungen sowie eine Grund- und eine Sekundarschule. Mit dem Schulbesuch fast aller Bewohner ist der Bildungsstandard gestiegen, die Menschen in Tiyaks sind für ihr Wissen bekannt. Kein Wunder, dass das Dorf drei bekannte Parlamentarier hervorgebracht hat.

Ganz andere Vorteile schätzen die Menschen, die auf der Durchreise nach Islanköy und noch weiter in den Bergen gelegenen Dörfern in einem der beiden Teehäuser einkehren oder den örtlichen Markt besuchen. Auf ihm wird alles angeboten, was das Herz begehrt. In Tiyaks ist der Lebensstandard höher als im Umland. Nicht zuletzt deshalb bietet der Ort ideale Voraussetzungen für ein glückliches Leben in dem wunderschönen Tal am Fuß der südlichen Ausläufer des Taurusgebirges.

Am Sonntag, den 15. September 1991, steht in der Familie Baran ein Großereignis an: Abdurrahmans Bruder Mahmut will heiraten. Am Freitag beginnen die Vorbereitungen, am Samstagabend fahren Freunde nach Diyarbakir, um die Braut zu holen. Mahmut ist einer der Direktoren der Halkin Emek Partisi (HEP),

der Partei der Arbeit des Volkes, so dass viele Gäste von weit her anreisen. Samstagabend wird bereits kräftig gefeiert, gut gelaunt gehen sie alle zu Bett.

Noch vor Sonnenaufgang am nächsten Tag hören sie lautes Gebrüll, Uniformierte pochen gegen die Tür.

»Auch in eurem Haus sind Waffen versteckt!« schreit einer der Soldaten. »Fliehen ist zwecklos!«

Spontan muss Abdurrahman daran denken, wie Soldaten vor drei Jahren mit Waffengewalt in ihr Haus eingedrungen sind und ihre G3-Gewehre gegen sie gerichtet haben. »Alle deine Kinder sind Terroristen!« hat Kommandeur Regep damals gebrüllt, obwohl einer von Abdurrahmans Brüdern gerade bei der türkischen Armee gedient hat.

»Wir suchen nach Waffen!« haben sie auch damals behauptet. Einer der Krieger ist auf das Dach geklettert und hat es mit dem Gewehrkolben seines G3 zertrümmert, jedoch nichts gefunden. In ihrer Wut haben Regeps Männer seine Mutter Sivi mit der Schulterstütze eines G3 geschlagen. Rechtlich hatten sie freie Hand, denn das Gesetz über den Ausnahmezustand OHAL gibt den staatlichen Sicherheitskräften schier unbegrenzte Handlungsmöglichkeiten.

OHAL und Anti-Terror-Gesetz – Die rechtliche Basis zum Kampf gegen Kurden

Das bereits 1987 in Kraft getretene Gesetz über den Ausnahmezustand Olağanüstü Hal (OHAL) verlieh dem jeweiligen OHAL-Gouverneur eines Bezirks nahezu uneingeschränkte Machtbefugnis. Diesen Gouverneuren sind die Gendamerieeinheiten, der gesamte Justizapparat, politische, soziale, kulturelle und andere Institutionen unterstellt. Der OHAL-Gouverneur kann auch Militäreinheiten Befehle erteilen und für das Ausnahmegebiet Sondermilitär- und Geheimdiensteinheiten gründen.

Außerdem kann er »den Zugang und das Verlassen« von Orten beschränken und »bestimmte Ansiedlungen entvölkern oder umsie-

deln«. Für die weit überwiegende Zahl von Kurdinnen und Kurden zog das OHAL-Gesetz massive Repressionen nach sich.

Eine weitere Verschärfung der Lage der kurdischen Bevölkerung trat im April 1991 ein, als das Anti-Terror-Gesetz Nr. 3713 erlassen wurde. Als Terrorist wurde eingestuft, wer »die politische, rechtliche, soziale, laizistische oder wirtschaftliche Grundordnung unter Anwendung von Druck, Nötigung und Gewalt, Verbreitung von Angst und Schrecken, Einschüchterung oder Drohung zu verändern oder die unteilbare Einheit von Gebiet und Nation des türkischen Staates und der Republik zu zerstören« versuchte.

An diesem Sonntagmorgen verrät ein Blick nach draußen, dass die Situation diesmal noch bedrohlicher ist. Wohin man auch schaut, überall sind dunkle Gestalten mit Handfeuerwaffen im Anschlag. In nächster Nähe stehen Soldaten mit G3-Gewehren, deren kurze Schulterstütze sofort auffällt.

»Kommen Sie bloß nicht ins Haus«, ruft Mutter Sivi wageutig, »wir feiern hier Hochzeit! Heute trifft die Braut ein.« Hilflos müssen Abdurrahmans Vater und Brüder zusehen, wie Sivi daraufhin mit dem Schaft des kurzen G3 geschlagen wird. Ihr Eingreifen hätte tödlich enden können. Selbst als die Frau am Boden liegt und sich nicht mehr schützen kann, stoßen die Regierungssoldaten gnadenlos auf sie ein, vor allem auf die linke Schulter und die Brust. Danach stürmen die Uniformierten in den Lagerraum und werfen die Getreidesäcke um, die gegen die Feuchtigkeit in den Regalen gestapelt sind.

»Da ist nur unser Weizen drin«, wimmert Sivi.

»Weiter! Durchsucht jeden Sack!« befiehlt Regep seinen Männern, das G3 im Anschlag. Nach der Aktion sind die Getreidekörner im ganzen Raum verteilt, ohne dass die Soldaten etwas gefunden hätten. Im nächsten Haus setzen sie ihre Suche fort.

Nachdem die Sonne aufgegangen ist, erkennen die Dorfbewohner, dass rund fünfhundert Soldaten Tîyaks umstellt haben. Ihre G3-Gewehre, die russischen und ostdeutschen Kalaschnikows sowie Feuerwerfer verheißen nichts Gutes.

Trotz alledem findet die Hochzeit an diesem Sonntag statt. Die Musiker allerdings werden nach Hause geschickt, von Feiern kann keine Rede sein. Abdurrahmans Mutter Sivi leidet seit diesem Tag an einer Lähmung der linken Hand.

Nach diesem Überfall reicht es den Barans. In ihrer Not verkauft die Familie ihre Kühe, Schafe und Hühner weit unter Preis und verlässt Tîyaks. Nur der Kühlschrank und einige Erinnerungstücke sind ihnen geblieben. Das Geld aus dem Vieh- und Möbelverkauf reicht gerade aus, um in Diyarbakir für einige Wochen eine Wohnung anzumieten, danach fängt ihr Leben in der Bezirkshauptstadt bei Null an. Immerhin haben sie alle überlebt.

Das Schnellfeuergewehr G3 – Perfekt für den Einsatz in Türkisch-Kurdistan

Die G3-Lizenzvergabe an die Türkei war bereits 1967 durch CDU-Regierungspolitiker erfolgt. Mit ihrer Zustimmung ermöglichten der damalige Bundeskanzler Kurt-Georg Kiesinger (1904–1988) und sein Verteidigungsminister Gerhard Schröder (1910–1989) den islamischen Generälen, die Schnellfeuergewehre im eigenen Land zu fertigen, ohne weiterhin auf Waffenimporte aus der Produktion in Oberndorf angewiesen zu sein.

Bei ihren Kampfeinsätzen in Türkisch-Kurdistan wurde das G3 in den Versionen G3 A3 (Standardausführung mit fester Schulterstütze) und G3 A4 (einklappbare Schulterstütze für den Nahkampf) mit dem 20-Schuss-Stahlmagazin zur Standardwaffe der türkischen Sicherheitskräfte. Den Militärs gefiel besonders die hohe Treffgenauigkeit bis 600 Meter Entfernung bei Verwendung eines Zielfernrohrs. Die maximale Reichweite des G3 beträgt 3,7 Kilometer.

*

Im April 1992, ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen, fährt Hayrettins Schwägerin Hulika in die Bezirkshauptstadt, wo sie

ihren Sohn Barış zur Welt bringt. Nach der Entbindung im Krankenhaus von Diyarbakir kehrt sie nach Tîyaks zurück, was sie besser nicht getan hätte. In diesen Tagen fackeln Gruppen von je zehn bis zwanzig Soldaten Haus um Haus ab. Die folgenden Monate zählen zu den schrecklichsten ihres Lebens.

Im Juli 1992 liefern sich Regierungssoldaten und Kämpfer der Partîya Karkerên Kurdistan (PKK) kleinere Scharmützel südöstlich von Tîyaks, dort wo das flache Tal in eine Hügellandschaft übergeht und man bestens zwischen Steinen, großen Felsen und Baumgruppen Schutz suchen kann.

Die Einheimischen beobachten die Ereignisse rund ums Dorf sehr genau, vor allem die Vorgänge auf der Straße. »Von dort kommen die Soldaten. Sobald sie auftauchen, müssen die jungen Männer wegrennen. Aus Erfahrung wissen wir, dass sie auf die Polizeistation geschleppt und gefoltert werden«, erzählt Fehmi Altun.

Eines Tages rollen wieder einige Panzer vorbei. Fehmi sagt »Panzer«, wie im Deutschen. Hayrettins Bruder, der gerade ein Feld außerhalb des Dorfes wässert, sieht zwei Guerillakämpfer zwischen den Büschen umherhuschen. In diesem Augenblick tauchen Helikopter auf, deren Piloten die beiden PKK-Kämpfer entdecken und von der Luft aus beschießen.

»Ihre Waffen kenne ich gut, besonders das G3, denn ich habe meinen Militärdienst in der türkischen Armee abgeleistet. Die Soldaten sind mit G3 und MG3 in unser Dorf gekommen, die Guerilla kämpft im Gebirge mit Kalaschnikows«, sagt Fehmi.

Und er weiß, dass sie jeden töten, den sie treffen können. Hals über Kopf flieht er in Richtung des Dorfes und versteckt sich in einem nahe gelegenen Wäldchen. Als die Gefahr vorüber ist, geht er zum Feld zurück, wo er Munitionshülsen findet, die größer als die des G3 sind. »Vielleicht von einer MG3?« fragt er sich.

Zu Hause erfährt Fehmi, dass die beiden Guerillakämpfer im Kugelhagel umgekommen sind.

*

Anfang Juli sind Hayrettin, Raziye und die vier Kinder Rojhat, Jehat, Gülistan und Firat sowie Mehmet, ein Bekannter aus Hatay, in Tiyaks eingetroffen. Seit Monaten hat sich Saniye auf den Besuch ihrer Kinder und Enkel während der Sommerferien gefreut.

»Auch wenn in den Bergen gekämpft wird, werdet ihr euch hier im Dorf wohl fühlen«, meint Hayrettins Mutter. Saniye erzählt, früher hätten alte Streitigkeiten für Unfrieden gesorgt, doch jetzt herrsche Friede im Dorf.

»Niemand versucht zu provozieren, alle halten sich an die Regeln«, freut sie sich. Seit drei Jahren habe es keine schwerwiegenden Fälle mehr vor Gericht gegeben, sagt Saniye. »Denn neuerdings regelt die Dorfgemeinschaft das Zusammenleben und löst die Probleme.«

An diesem Abend laden die Altuns viele Gäste ein. Die Stimmung ist ausgelassen, alle feiern die Heimkehr Hayrettins, man hat sich viel zu erzählen: von der Schule in Hatay, wo Hayrettin nun schon seit sechs Jahren unterrichtet, und den freundlichen Mitmenschen.

Aber die Ruhe ist trügerisch, denn in der Region tobt der Bürgerkrieg. Zuerst zünden Soldaten Leuchtbomben, um die Szenerie zu erhellen, danach beginnt der Beschuss. Als die ersten Kugeln über das Haus fliegen, löschen sie sämtliche Lichter und legen sich auf den Boden. In Sekundenschnelle ist aus der ausgelassenen Gesellschaft ein Haufen verängstigter Menschen geworden.

»Wer beschießt unser Dorf?« flüstert Hayrettin.

»Du musst auf den Klang hören«, rät ihm der Nachbar, der die typischen Geräusche der Kalaschnikow- und der G3-Salven bestens unterscheiden kann. »Die AK-47 der PKK ist schrill – etwa wie piu-piu, eher noch höher. Das G3 der Regierung klingt wie ein summendes Hhmm-hhmm. Oder wie ein Bass – etwa buw-buw, jedenfalls viel tiefer als eine Kalaschnikow.«

In dieser Nacht lernt Hayrettin den Klang der Gewehre kennen. Und er lernt, dass die Guerilla ihre Munition ökonomisch

verwendet. »Sie müssen sparsam mit den Patronen umgehen. Tak-tak, ein-zwei Schüsse, dann ist Ruhe. Den Regierungssoldaten steht weit mehr Munition zur Verfügung«, sagt sein Nachbar, »das heißt, sie schießen häufiger und mehrfach.« Lange Schusssalven und ein durchdringendes Buw-buw lassen keine Zweifel aufkommen, wer hier am Werk ist und das Dorf beschießt.

Als es endlich wieder ruhig geworden ist, erhebt sich einer nach dem anderen. Die Gäste übernachteten bei den Altuns, im ganzen Dorf traut sich keiner mehr aus dem Haus. Vielleicht gibt es deshalb keine Toten in dieser Nacht.

*

Bis zu diesem Tag glaubte Mehmet an die Notwendigkeit der militärischen Zerschlagung der PKK. Damit war er politisch anderer Auffassung als sein Freund. Denn für Hayrettin, der Gewalt generell in Frage stellt, steht die Situation des kurdischen Volkes im Vordergrund.

»Lass uns nach Hatay zurückgehen«, bittet Mehmet am nächsten Morgen mit bleichem Gesicht.

Hayrettin hält dagegen: »Lass uns bleiben. Ich will, dass du das wahre Gesicht dieses Staates kennenlernst. Und dass du erlebst, wie schön hier alles sein könnte, gäbe es nicht die Angriffe der Regierung.«

Mehmet bleibt – seiner Meinung über das türkische Militär bekommt das nicht. »Nach den Erfahrungen in Tîyaks hat Mehmet seine Ansichten um hundert Prozent geändert«, meint Hayrettin.

*

Im Herbst erhält Fehmi erwarteten, aber unerwünschten Besuch. »Du wirst jetzt Dorfschützer!« fordert ihn »die Regierung« auf: Regierungssoldaten verlangen von ihm, gegen ein geringes Entgelt die Dorfbewohner zu bespitzeln.

»Auf keinen Fall. Ich will kein Dorfschützer werden!« entgegnet Fehmi.

»Wenn du unser Angebot nicht akzeptierst, musst du das Dorf verlassen – oder es passiert etwas!« Die Altuns wissen, dass in den umliegenden Dörfern immer wieder Menschen getötet und ihre Häuser abgebrannt worden sind. Den Klang der G3-Gewehre kennen sie nur allzu gut.

Fehmi und seine Frau Hulika diskutieren bis tief in die Nacht und treffen die einzig richtige Entscheidung. Schweren Herzens verlässt Fehmi Altun sein Heimatdorf und zieht nach Diyarbakir, seine Frau Hulika und die beiden kleinen Kinder Zafer und Bariş lässt er in Tîyaks zurück.

Das System der Dorfschützer – Kurden töten Kurden

Auf der Basis des Dorfschützergesetzes sowie von Zusatzergesetzen baute die türkische Spezialkriegsabwehr Özal Harp Dairesi (ÖHD) in den Jahren nach 1985 das System der Dorfschützer auf. Damit gelang es den türkischen Sicherheitskräften, einen Keil in die kurdische Gesellschaft zu treiben und sie in Anhänger der Regierungsarmee und der PKK zu spalten. Das Ergebnis: Kurden verrieten Kurden und töteten sich sogar gegenseitig.

Bei der Rekrutierung von Dorfschützern griff die ÖHD auf die bestehenden Stammesstrukturen zurück; angeheuert wurde jeder, der mitmachte, gleichgültig ob es sich um Straßenräuber und Schmuggler handelte oder um Bauern. Mit Privilegien und Anreizen (Sold, Versicherungen, Renten) und häufig unter Anwendung von Gewalt wurden Dorfbewohner zu Dorfschützern gemacht.

Auf der Basis staatlicher Gesetze mussten sich die Vorsteher der Dörfer verpflichten, mindestens zehn Bewohner als Dorfschützer auszuweisen. Im Gegenzug erhielten sie Geld für jeden, der zustimmte. Die Chefs der Dorfschützer regierten wie Könige über ihr eng begrenztes Reich, verlangten Wegezölle, überfielen und verbrannten Dörfer, vergewaltigten Frauen und ermordeten missliebige Menschen. Nur in Ausnahmefällen kam es zu gerichtlichen Verurteilungen, häufiger zu Beförderungen.

Die Zahl der Dorfschützer stieg Jahr für Jahr an. 1994 sollen sich

die Ausgaben für Waffen und den Sold der 56 000 Dorfschützer auf 200 Trillionen Lira summiert haben.

1996 waren es schon 65 000 Dorfschützer, laut Aussage von Staatsminister Prof. Dr. Salih Yildirim gab es im April 1998 95 000 Dorfschützer, von denen 62 000 »als solche eingestellt« und 33 000 informell tätig waren.

DEUTSCHES WIEDERSEHEN IN TÜRKISCH-KURDISTAN

»Geliefert haben die Westdeutschen –
gute Zusammenarbeit.«

Vahit Çakar, Guerillakämpfer

Täglich passieren Militärfahrzeuge das Dorf, manchmal rattern Panzer die Straße hinauf. Tîyaks liegt in einem Tal, das nach Islamköy führt. Dort endet die Straße, nur noch schmale Pfade führen von hier aus ins unwegsame Hochgebirge mit den Dreitausendern. Wenn die Soldaten mit ihren Militärlastern zurückkehren, bringen sie die Körper getöteter Kämpfer mit. »In diesen Tagen müssen wir viele Leichen sehen«, sagt Hayrettins Schwester Hayriye.

»Ihr müsst Dorfschützer werden!« brüllt einer der Soldaten, die sich auf dem Dorfplatz eingefunden haben. »Wenn ihr nicht zustimmt, gehört ihr automatisch zur PKK. Werdet Dorfschützer, noch habt ihr die Wahl. Wenn ihr unser Angebot nicht akzeptiert, unterstützt ihr die Terroristen. Dann werden eure Häuser abgebrannt.«

Hayriye ist entsetzt. Sie sieht sich vor die gleiche Frage gestellt wie zuvor viele ihrer Bekannten und Verwandten: Sollen sie in ihrem Heimatdorf bleiben und ihr Leben riskieren oder Tîyaks in Richtung Diyarbakir verlassen? Hayriye und ihr Mann Hikmet

entschließen sich zu bleiben. Warum sollen sie gehen? Sie haben schließlich nichts Böses getan.

*

Am frühen Morgen sind sie da. Rund ums Dorf haben sich so viele Regierungssoldaten versammelt, dass Hayriye sie nicht zählen kann. Zusammen mit Hikmet, ihrem ältesten Sohn Abdi und ihrer ältesten Tochter Gülizer holt sie die acht anderen Kinder aus dem Bett, die gar nicht wissen, wie ihnen geschieht.

Die Tür wird aufgebrochen, Soldaten packen sie an den Armen und stoßen sie mit den Schulterstützen ihrer Gewehre ins Freie. Aus einem Kanister schüttet der Kommandeur reichlich Benzin gegen das Mauerwerk, die Holzbalken sowie in die offenstehende Haustür.

»Warum macht ihr das? Ich möchte meine Wertsachen holen und die Bilder und die Teppiche und unsere Betten! Lasst mich rein!« bittet Hayrettins Schwester. Aber vergeblich. Gewaltsam wird die Familie weggezerrt. Sie sehen noch, wie Soldaten ihr Haus beschießen, das innerhalb von Minuten ein Raub der Flammen wird.

»Warum lasst ihr mich nichts mitnehmen? Warum verbrennt ihr alles?« schreit Hayriye, aber keiner der Sicherheitskräfte kümmert sich um sie oder die zehn weinenden Kinder.

*

Ein- bis zweimal die Woche kommt Haci Turgut aus Özbek ins nahe gelegene Tıyaks, um seine Schafe und Kühe zu verkaufen. Am liebsten würde er Özbek mit seinen rund zweihundert Häusern ganz verlassen. Dort sind mehr als siebzig Dorfschützer aktiv, die ihm und den anderen Familien das Leben schwer machen.

Vor zwei Jahren, im Herbst 1990, hat einer von ihnen seine Schwester Riskiye auf offener Straße erschossen. »Halit Şeker ist unser Nachbar. Nach einem Streit hat der Dorfschützer sein G3-Gewehr genommen und zweimal auf sie geschossen«, erinnert sich Turgut traurig. Seitdem hasst er seinen Nachbarn, aber machen

kann er nichts. Dorfschützer werden nicht belangt, selbst wenn sie ihre Gewehre gegen unschuldige Zivilisten einsetzen.

Als Haci Turgut im Spätsommer 1992 nach Tîyaks kam, war die Welt noch in Ordnung. Auch wenn Panzer an der Straße standen und überall Dorfschützer mit G3 und Kalaschnikows gewacht haben. Vor allem deren Gruppenführer verfügen über G3, weil das Gewehr als treffsichere Waffe gilt. Schon damals aber berichteten Dorfbewohner von den ÖZEL TIM, wegen ihres grausamen Vorgehens gefürchtete türkische Spezialeinheiten.

Jetzt, im Herbst 1992, ist Turgut in Diyarbakir, wo ihn Freunde besuchen und von Tîyaks erzählen. Ein Teil des Dorfes sei über Nacht abgebrannt worden, vier Bewohner seien umgekommen: Ibrahim Kanik, Niyazi Tanrikulu, einer aus der Familie Aziz und ein ihm unbekannter Mann.

Überall seien Soldaten und Jandarmas stationiert, die mit ihren G3-Gewehren und darauf befestigten Bajonetten drohen. Nichts ist geblieben von der zumeist schönen Stimmung des Sommers. Statt dessen überall Menschen, die ihr Hab und Gut auf Karren oder kleine Lastwagen laden und nach Diyarbakir aufbrechen.

Die Nachricht passt zu den Ereignissen der letzten Zeit, die aus der Region nördlich von Kulp berichtet werden. Denn die umliegenden Dörfer von Tîyaks sind längst weitgehend abgefackelt worden.

»Ich weiß, dass das G3 in Deutschland entwickelt worden ist. Nahezu jeder Soldat und viele der Dorfschützer verfügen über G3-Gewehre«, meint der Mann mit dem schmalen Schnauzbart. »Außerdem benutzen die türkischen Soldaten deutsche Militärfahrzeuge und Panzer. Die deutschen Waffen sind sehr kriegstauglich im kurdischen Bergland und leider äußerst erfolgreich im Kampf«, urteilt Haci Turgut. »Seit ihrer Waffenhilfe gibt es keinen Unterschied mehr zwischen der deutschen und der türkischen Regierung. Dabei habe ich gedacht, die Deutschen seien unsere Freunde.«

*

Hayrettin ist ein ruhiger und sanfter Mensch, der gerne lacht und lebt und Gewalt verabscheut. Die zahllosen Repressionen des türkischen Staats, das Morden und die Zerstörungsaktionen in seiner Heimat lassen ihn reagieren. Nicht defensiv, nicht zurückhaltend, nicht verschüchtert, sondern mit dem festen Willen, die Gesellschaft mit friedlichen Mitteln zu verändern. Aus diesem Grund wird er 1992 Mitglied der Lehrgewerkschaft Eğitim-Sen. Ihm ist klar, dass er damit – mehr noch als bisher – das Interesse der türkischen Sicherheitsorgane auf sich ziehen wird.

*

Durch seinen jahrelangen Kriegseinsatz kennt Vahit Çakar die Berge wie seine Westentasche. »Ich kämpfe überall, bis in die Gegend des Van-Sees. Natürlich auch in den Bergen bei Tiyaks. Ich muss meine Heimat gegen die Besatzertruppen verteidigen«, sagt der kleingewachsene, erschreckend hagere PKK-Kämpfer.

Çakar ist der lebende Beweis dafür, wie bleihaltig die Luft im Gebirge nördlich und östlich von Hayrettins Geburtsort ist. »Nur ein Streifschuss«, sagt der Guerillakämpfer und zeigt seine lange Narbe am Oberarm, als seien Kriegsverletzungen und eiternde Wunden das normalste der Welt. Dabei hat er noch Glück gehabt.

»G3 und M16 sind die widerlichsten Waffen. Wenn du getroffen bist, schneiden dir die Ärzte das zerfranste Fleisch heraus. Damit alles gut verheilt.« In all den Jahren ist ihm das Heckler&Koch-Gewehr viel zu oft begegnet – jedesmal, wenn sie auf Streitkräfte der türkischen Armee gestoßen sind. »Reguläre Einheiten der Regierungstruppen haben immer das G3, das ist ihre Standardwaffe. Jeder von uns, der bedroht worden ist, hat in den Lauf eines G3 geschaut. Der Tod ist unser Wegbegleiter. Wer ein Jahr im Krieg erlebt, der altert fünf Jahre.« Sein Gesicht ist vom rauen Klima und den Kämpfen gezeichnet, faltenreich und ausgemergelt, die Haut fleckig. Sein Alter ist schwer zu schätzen, er kann Ende Vierzig oder auch Mitte Fünfzig sein.

»Das G3 der Regierung ist ein äußerst wirkungsvolles Schnellfeuergewehr, das Magazin kannst du mit einem Durchdrücken

leerjagen. Das Gewehr ist wesentlich treffgenauer als unsere Kalaschnikows, und wenn es eine gute Qualität hat, dann ist die Ladehemmung gering.« Trotzdem will Vahit Çakar kein G3 mit sich tragen. »Besser du verkaufst es weiter, für viele Araber ist diese Waffe ein Statussymbol, für dein G3 zahlen sie bis zu fünfhundert Dollar. Das Problem ist das Gewicht, du kannst die Knarre nicht wochenlang mit dir herumschleppen.«

Es gibt noch eine weitere Waffe, der Vahit Çakar nur ungerne gegenübersteht: »An strategischen Punkten setzt die türkische Armee auch Maschinengewehre ein. Das MG3 hörst du schon auf weite Entfernung. Durch die größere Treibladung ist das Geräusch lauter und schriller, wenn sie den ganzen Munitionsgurt durchjagen, die Reichweite ist größer. Aber das MG3 ist irre schwer, ungeeignet für den Kampf in den Bergen, aber tödlich bei festen Stellungen oder auf Militärfahrzeugen.«

Das Maschinengewehr MG3 –

Einsatz an strategisch wichtigen Punkten

Die Vorläufer des heutigen MG3 gehen auf das Standardmaschinengewehr MG34 der deutschen Wehrmacht zurück. Mit dem Nato-Beitritt der Bundesrepublik wurde die Waffe auf das Nato-Kaliber 7.62 mm x 51 modifiziert und 1959 von der Düsseldorfer Rheinmetall produziert. Die Bundeswehr führte das MG3 (1968) in der Truppe ein. Zur Effizienzsteigerung entwickelte Heckler & Koch eine MG3-Gürteltrommel für die Bundeswehr.

MG3-Lizenzen wurden an Griechenland, Iran, Italien, Pakistan, Spanien und 1967 an die Türkei vergeben. Offiziell eingesetzt werden die Maschinengewehre neben der Bundeswehr bei den Streitkräften von Chile, Dänemark, Griechenland, Iran, Italien, Norwegen, Österreich, Pakistan, Portugal, Spanien, Sudan und der Türkei. Der türkische Lizenznehmer MKE produziert die MG3 bis heute, auch für den Export. Über Direktexporte und Lieferungen der Lizenznehmer sind MG3 in die Hände menschenrechtsverletzender und krieg- bzw. bürgerkriegführender Regime gelangt.

Die in der Türkei gefertigten MG3 sind baugleich mit denen der Bundeswehr. Über eine Reichweite von maximal 4000 Metern können rund 1150 Schuss pro Minute abgefeuert werden. Wegen des hohen Gewichts von 11,5 Kilogramm (ohne Munition) montierten die türkischen Streitkräfte die Maschinengewehre auf Militärfahrzeuge oder nutzten die Waffe im Bürgerkrieg, auf Bipods (Zwei Bein) stehend, an strategisch wichtigen Fixpunkten. Wiederholt bezeugten kurdische Dorfbewohner den Einsatz des MG3 bei der Zerstörung ihrer Häuser durch türkische Sicherheitskräfte.

Eine brauchbare Alternative sieht Çakar in einer anderen türkischen Lizenzfertigung einer Heckler&Koch-Waffe. »Vor allem unsere Kommandeure benutzen die MP5. Nicht als Statussymbol wie die wohlhabenden Araber, die sich die Maschinenpistole sogar verzieren lassen«, sagt er verächtlich.

»Die MP5 ist leicht, keine Maschinenpistole für die normalen Kämpfer. Unsere Führer müssen viel laufen, und wer viel läuft, hat das Vorrecht auf eine leichte Waffe. Das ist wie mit den Schuhen. Mit Turnschuhen kannst du dreißig Kilometer besser bewältigen als in Stiefeln, die sich mit Wasser vollsaugen. In den Bergen haben wir zu wenig zu essen, viele von uns leiden an Vitaminmangel, da ist so eine schwere Waffe hinderlich. Wenn wir einen Nachzügler haben, trägt er ein G3. Das G3 ist dann geeignet, wenn du eine Stellung verteidigen musst.«

Ganz oben in Çakars Beliebtheitsskala rangiert ein ganz anderer Waffentyp: die Kalaschnikow aus Russland und der DDR. »Gute Wertarbeit, viel besser als die AK-47 aus anderen Staaten des Warschauer Pakts oder aus Jugoslawien. Diese haben eine deutlich geringere Treffgenauigkeit. Ich kämpfe mit einer Kalaschnikow aus Suhl in der DDR«, erklärt der kurdische Kämpfer.

»Meine AK habe ich einem Dorfschützer abgenommen. Die Dorfschützer besitzen häufig DDR-Kalaschnikows, die sind wahnsinnig beliebt.« Die Legierung seiner Kalaschnikow ist dunkel, der Plastikschaft wegklappbar. »Hochwertiges Material, optimal

geeignet für die widrigsten Verhältnisse«, lobt der Mann mit den eingefallenen Gesichtszügen und lacht zum ersten Mal.

»Diese Kalaschnikow kannst du gegen die Wand schlagen, die schießt immer noch. Wir sagen ›Traktor‹ zu ihr. Die Nummer haben die Türken herausgefeilt, damit man nicht herausfindet, dass sie die ostdeutschen Waffen gegen uns einsetzen. Geliefert haben die Westdeutschen – gute Zusammenarbeit«, spottet er.

NVA-Kalaschnikows für die Militärs des Nato-Partners Türkei

Unter großer Geheimhaltung wurden zu DDR-Zeiten u.a. im thüringischen Suhl Kalaschnikows in Lizenz gefertigt und danach als Standardwaffe bei der Nationalen Volksarmee (NVA) eingeführt. Gegen hohe Lizenzgebühren produzierten die Suhler seit den fünfziger Jahren Einzelteile für rund drei Millionen Kalaschnikows, deren Montage in Wiesa im Erzgebirge erfolgte.

Mit der deutsch-deutschen Vereinigung gingen die AK der NVA in die Bestände von Truppenteilen des Bundeswehrkommandos Ost über. Intensive Schussreihen des Bundesamts für Wehrtechnik und Beschaffung ergaben hervorragende Testergebnisse.

Durch die Auflösung des Warschauer Pakts und die Verringerung der Bundeswehrstärke von 495 000 auf 370 000 Mann wurden die ostdeutschen AK-47 (wie auch die Nachfolgenergeneration AK-74) zu Überschusswaffen. In der Folge verschenkte die christlich-liberale Regierung unter Helmut Kohl 303 934 DDR-Kalaschnikows sowie mehrere Millionen Schuss Munition an den Nato-Partner Türkei. Diese wurden im Bürgerkrieg gegen die Kurden eingesetzt. Hilfsorganisationen berichteten zudem, die an die Türkei verschenkten NVA-Kalaschnikows seien im Irak aufgetaucht.

Erstaunlich freimütig spricht Vahit Çakar über die Herkunft der Waffen der PKK: »Es gibt viele Quellen. Manche Gewehre erbeuten wir bei Kampfhandlungen, außerdem steigen immer wieder Dorfschützer aus und übergeben uns ihre Waffen. Viele

haben wir auch auf dem Schwarzmarkt gekauft. Zweihundertfünfzig Dollar ist der Preis, für einen Stammesangehörigen hundert Dollar. In Hinterzimmern gibt es hier alles. Zehn Handgranaten kosten ein, zwei, drei Dollar – je nach der Menge, die du kaufst. Der Waffenhandel ist für viele unserer Stammesführer ein einträgliches Geschäft.«

Was der heimische Markt nicht hergibt, wird im Libanon gekauft. »Dort bekommst du, was du willst.« Wieder grinst er breit. »Soviel ich weiß, produziert Colt Industries in den USA sogar neue Gewehre extra für den Schwarzmarkt. Auch nagelneue Brownings können von Regimen wie dem im Iran oder im Irak zum halben Preis gekauft werden. Das dient der Destabilisierung und nutzt damit den USA.«

»Außerdem ist der Schwarzmarkt in Hawler«, gemeint ist Arbil im irakischen Teil Kurdistans, »sehr ergiebig. Manchmal verkaufen uns Regierungssoldaten ihre G3-Gewehre. Wenn ein Türke Geld verdienen will, spielen ideologische Grenzen keine Rolle. Hinterher erschießen sie meine Freunde mit einer neuen Waffe.«

Von einer Sekunde zur anderen verfinstert sich Vahit Çakars Miene. »Die Regierung kennt keine Skrupel. Ich habe schon so viele Menschen sterben sehen. Sie sind rücksichtslos. Sie töten nach Belieben, nur um abzuschrecken. Türkische Soldaten sind keine Menschen: Sie foltern, sie morden, sie verstümmeln die Leichen.« Aus Çakar spricht kein Hass, aber eine tiefe Traurigkeit. Seine Augen gleichen dunklen Höhlen, in die man schwer hineinsehen kann.

»Wenn ihnen das nicht reicht, nehmen sie Dumdum-Geschosse. Illegal hergestellt, manchmal direkt vom Werk, manchmal von den Soldaten«, erklärt der PKK-Krieger. »Bei Dumdum-Patronen wird die Spitze mit einem scharfen Messer ausgezackt. Statt dem üblichen kreisrunden Drall erhält das Geschoss gleichzeitig eine Art Gegendrall. Die Kugel dreht sich in Ellipsenform, dadurch kommen schreckliche Austrittsöffnungen zustande. Ich habe Verletzte gesehen, die ich nicht beschreiben möchte. Deine Überlebenschance ist gering.«

Das Kürzel der Herstellerfirma ist normalerweise auf den Geschossen aufgedruckt. »Üblicherweise steht da MKE«, sagt der PKK-Mann. Das Staatsunternehmen Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu ist Lizenznehmer und damit Massenproduzent fast aller türkischen G3-Gewehre.

»Aber nicht bei den Dumdum-Geschossen, da lassen sie den Hinweis weg, weil diese Methode völkerrechtlich geächtet ist«, sagt Çakar. »Aber die Türken denken sich wohl, das ist kein Kampf gegen einen anderen Staat, sondern nur ein Bürgerkrieg gegen uns Kurden.«

MKE –

Deutsche Handfeuerwaffen für türkische Sicherheitskräfte

»Die Spuren der Mechanical and Chemical Industries Corporation reichen ins 15. Jahrhundert zurück«, verkündet der Werbeprospekt. Stolz wird darauf verwiesen, dass das heutige Unternehmen Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (MKE) unter verschiedenen Namen traditionell eng mit den türkischen Streitkräften zusammenarbeitet. Sitz des Unternehmens ist Ankara.

Seit 1950 verstaatlicht, stellt MKE in zwölf modernen Fabriken Produkte »für lokale Bedürfnisse und ausländische Anforderungen« her: Munition, Waffen, Raketensysteme sowie Explosivstoffe und Treibstoffe.

In Lizenz werden bei MKE auch deutsche Handfeuerwaffen wie G3-Schnellfeuergewehre, vornehmlich für die türkische Armee, und MP5-Maschinenpistolen für die türkische Polizei und Sondereinheiten gefertigt. Als Standardausrüstung der staatlichen Sicherheitskräfte wurden und werden diese Waffen in Türkisch-Kurdistan gegen Einheiten der PKK sowie gegen Zivilisten eingesetzt.

Mit dem Ziel der Ausweitung der Waffenexporte wirbt MKE auf Rüstungsmessen in aller Welt für ihre Kriegswaffen.

*

Hayriyes Sohn Ali fasst einen folgenschweren Entschluss und schließt sich der PKK an. Ein Fehler, wie sich schnell zeigt, denn bei einem Militäreinsatz wird er gefasst und in Diyarbakir ins Gefängnis gesperrt. Dort und später in Elaziğ verbüßt er seine vierjährige Haftstrafe.

IN SCHUTT UND ASCHE

»Das ist abgebrannt bis auf die Grundmauern.«

Fehmi Altun

Seit dreizehn Jahren arbeitet Ihsan Ayyildiz als Lastwagenfahrer und bringt Ladungen in den Iran, den Irak oder nach Syrien. Vor einem Jahr, 1991, hatte er endlich so viel Geld beisammen, dass er sich seinen ersten Bus leisten konnte, mit dem er jetzt täglich die Strecke Diyarbakir – Kulp – Tîyaks hin und zurück fährt.

Ihsan Ayyildiz hat nicht oft das Vergnügen, Hayrettin, seinen entfernten Verwandten, durch die Gegend zu kutschieren. »Hayrettin wird häufig schlecht, wenn er mit dem Bus fahren muss. Aber seitdem er bei dem Unfall dabei gewesen ist, macht er einen großen Bogen um mich.«

Mittlerweile kann Ihsan darüber lachen, wie er eines Tages rückwärts von einer Rampe gefahren ist, so dass der Bus umstürzte. Der Fahrer kann dem Unglück inzwischen sogar noch etwas abgewinnen. »Normalerweise hält Hayrettin so hochgestochene Reden, an dem Tag aber ist er kreidebleich und ganz still gewesen«, grinst Ihsan.

Doch der kleine Unfall ist harmlos im Vergleich zu dem, was ihm als Busfahrer alles widerfährt. Weil er immer wieder Lebensmittel, Schuhe, Kleidung oder Batterien nach Tîyaks bringt, ist er hochgradig gefährdet. Im letzten Jahr haben ihn Sicherheitskräfte

erstmals unter dem Vorwurf inhaftiert, dass er die PKK unterstützt habe. Seither steht er auf der Observationsliste der Soldaten ganz oben.

Das G3 hat Ihsan beim Militärdienst vor zwölf Jahren kennengelernt. »In den achtzehn Monaten meines Wehrdienstes wurden die alten G3 gegen neue ausgetauscht. Diese sind leichter handhabbar und vor allem wesentlich treffgenauer als die alten.« Unvergessen sind die Drohungen seiner türkischen Vorgesetzten: »Wenn du dein Gewehr verlierst, bist du verloren!« Zu eineinhalb Jahren Haft sollen diejenigen verurteilt worden sein, denen das Schnellfeuergewehr abhanden gekommen ist.

Im Herbst 1992 lernt er die Waffe von der anderen Seite kennen: Als Hunderte von Soldaten in der morgendlichen Dunkelheit in Tiyaks eindringen, fordern sie seine Familie auf, die beiden Häuser zu verlassen.

»Ihr habt eine Woche Zeit!« teilt ein Offizier seinem Vater mit, den G3-Karabiner im Anschlag. »Dann muss alles leergeräumt sein.« Ihsan verfolgt das Gespräch aus einem Versteck, da er fürchtet, erneut eingesperrt zu werden.

Nach einer langen Diskussion entschließen sich seine Eltern, ein Haus zu räumen und die Möbel in das andere zu bringen. Sie beten zu Allah, dass ihnen nicht alles genommen wird. Wo sollen sie auch hingehen? In Diyarbakir kennen sie niemanden.

In der siebten Nacht flüchtet Ihsan in die nahe gelegenen Berge, von wo aus er das Geschehen in sicherer Entfernung beobachten kann. Am Nachmittag weiß er, dass sie vergebens gehofft haben: Beide Häuser brennen, die Rauchfahnen sind kilometerweit sichtbar. Vergeblich haben seine Eltern die Soldaten angefleht, wenigstens das zweite Haus zu verschonen.

Das Schicksal der Familie Ayyildiz ist eines von vielen. Haus für Haus wird in diesem Herbst ein Raub der Flammen.

Ihsan gibt nicht auf. Er zählt zu den Vermögenden im Dorf, investiert sein Geld aber nicht in Häuser, sondern kauft sich in Istanbul einen neuen Mercedes-Bus. Doch im Frühjahr 1993 zerplatzt auch diese Hoffnung wie eine Seifenblase: »Mit einem

deutschen Radpanzer haben sie meinen Bus zusammengefahren. Sie machen alles kaputt, was wir Kurden besitzen«, resigniert der Dreiunddreißigjährige.

Deutsche Waffenhilfe für den Völkermord

Am 6. September 1992 wurde der Kurde Mesat Düandar nahe der Stadt Şirnak von einem ostdeutschen Radpanzer vom Typ BTR-60 zu Tode geschleift. Der Fall wurde nur deshalb international bekannt, weil den Medien eine Fotoserie des Vorfalls zugespielt wurde. Die BTR-60 aus den Beständen der DDR waren von Deutschland im Rahmen der Nato-Ausrüstungshilfe an die Türkei geliefert worden. Gemäß Artikel 6 des Nato-Vertrags hätten diese Waffen nur zu Nato-Zwecken verwendet werden dürfen, der Fall Mesat Düandar bewies das Gegenteil.

Dennoch hob der Verteidigungsausschuss des Deutschen Bundestags das Rüstungsexportverbot gegen die Türkei am 23. September 1992 wieder auf, das nach dem Beschuss von fünf kurdischen Städten im Frühjahr 1992 verhängt worden war. Nunmehr durften 46 RF-4E-Phantom-Flugzeuge aus Bundeswehrbeständen an die Türkei geliefert werden, nachdem diese vor dem Export für 50,4 Millionen DM bei dem Daimler-Benz-Tochterunternehmen Dasa in Manching instandgesetzt worden waren.

Der Jurist Holger Rothbauer kritisierte im Namen des Dachverbands der Kritischen Aktionäre Daimler-Benz, des RüstungsInformationsBüros RIB und der Kampagne »Produzieren für das Leben – Rüstungsexporte stoppen« die Waffenlieferungen an die Türkei. Rothbauer warf den verantwortlichen Politikern und Rüstungsmanagern vor, sie würden »Waffen exportieren – Profite maximieren – Menschenrechte demontieren – Flüchtlinge kreieren – Grenzen zementieren«.

*

Durch seine berufliche Tätigkeit ist Ihsan weit herumgekommen. Das G3 hat er täglich an Kontrollstationen der Jandarmas getrof-

fen, die seinen Bus durchsuchten und das Gewehr dabei schussbereit in der Hand gehalten haben. Doch solche Schikanen sind nichts im Vergleich zu dem, was er bei der Zerstörung von Kulp erlebt hat, als Regierungssoldaten fliehende Zivilisten erschossen. Oder die Fahrt nach Diyarbakir, als türkische Militärs einen Autofahrer »zum Spaß« abgeknallt haben. Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. »Ich habe mehr als zweihundert Erschießungen gesehen«, sagt Ihsan. »Immer haben sie G3 eingesetzt.«

Nachdem er zum vierten Mal inhaftiert worden ist, wiederum wegen des Vorwurfs, die politischen Ziele der PKK unterstützt zu haben, drohen die Soldaten mit seiner Ermordung. Ihsan Ayyildiz flieht daraufhin 1994 mit seiner Familie nach Deutschland – in das Land, aus dem das Know-how für die Waffen kommt, die seine Heimat zerstört haben.

»Warum nur haben sich die Deutschen in den Bürgerkrieg eingemischt und Waffen geschickt? Hier in Deutschland sind sie alle so demokratisch, aber im Ausland machen deutsche Politiker alles für Geld«, wirft er den Verantwortlichen vor. »Ich glaube, die deutsche Bevölkerung hat keine Ahnung von der Außenpolitik ihrer eigenen Regierung.«

*

Im August 1992 wird Hayrettin wieder einmal versetzt, diesmal nach Dikilitaş, einem Dörfchen in der Region Mersin westlich der Mittelmeerstadt Adana. Hayrettin und Raziye müssen mit ihren vier Kindern im Alter von sechs bis vierzehn Jahren erneut umziehen, die Abordnung ist reine Schikane.

In der Dorfschule betreut er zweiunddreißig Schüler. Mit den meisten Menschen in Dikilitaş kommt Hayrettin bestens aus, der Bürgermeister allerdings verbreitet seiner Ansicht nach »nationalistisches und faschistisches Gedankentum«.

In Dikilitaş erfährt Hayrettin Nachrichten aus der Heimat, die so schrecklich sind, dass er erst nicht glauben will, was ihm sein Bruder Fehmi telefonisch mitteilt: »Soldaten haben ganz viele



*Hayrettin als
Lehrer in Dikilitaş.
(April 1993)*

der Häuser in Tîyaks Schutt und Asche gelegt, Hunderte von Menschen sind geflüchtet.«

»Was ist mit unserem Elternhaus?« fragt Hayrettin.

»Das ist abgebrannt, bis auf die Grundmauern«, bestätigt Fehmi die schlimmsten Befürchtungen. Die türkischen Sicherheitskräfte haben ganze Arbeit geleistet. »Das Dach ist eingestürzt. Alles haben sie zusammengeschossen.«

»Und was macht ihr? Wollt ihr zu mir nach Mersin kommen?« bietet Hayrettin seinem Bruder an. »Mersin? Was sollen wir in Mersin, mehr als fünfhundert Kilometer weg von Tîyaks?« fragt Fehmi verbittert.

»Hier wirst du immerhin nicht umgebracht«, antwortet Hayrettin.

Völkermordanzeige gegen deutsche staatliche Stellen

Am 14. Januar 1993 stellten Rainer Ahues (Republikanischer AnwaltInnen-Verein), Angelika Beer (Bundesvorstand Die Grünen), Hans Branscheidt (medico international), Jürgen Grässlin (RüstungsInformationsBüro RIB), Ulla Jelpke (PDS), Holger Rothbauer (Dachverband Kritischer Aktionäre Daimler-Benz), Christine Urban (BUKO), mehrere kritische Rechtsanwaltsvereinigungen (Vereinigung Hessischer Strafverteidiger e.V., Initiative Bremer StrafverteidigerInnen, Strafverteidigervereinigungen-Organisationsbüro) sowie das Kurdistan-Komitee in der BRD e.V. u.a. Strafanzeige.

Für medico international wies Hans Branscheidt darauf hin, dass es einen »ungewöhnlichen Grund« geben müsse, »wenn eine den Menschenrechten verpflichtete medizinische Hilfsorganisation Strafanzeige wegen Beihilfe zum Völkermord gegen die Regierung des eigenen Landes« stelle. Als einen der Gründe führte Branscheidt an, dass »medizinische Hilfe immer schwieriger und tendenziell sinnloser werde, wenn immer neue Opfer, Verwundete und Verletzte in staatlicher Systematik stets aufs neue produziert« werden.

Ziel der Strafanzeige war die »Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gegen bundesdeutsche staatliche Stellen und Verantwortliche, insbesondere im Wirtschafts-, Außen- und Verteidigungsministerium, Rüstungsbetriebe und Einzelpersonen wegen der Unterstützung des Völkermordes und Aggressionskrieges der türkischen Regierung an dem kurdischen Volk«.

Die Anzeige basierte auf der 1948 verabschiedeten »Konvention zur Verhütung und Bestrafung des Völkermords«. Demnach »bedeutet Völkermord eine der folgenden Handlungen, die in der Absicht begangen sind, eine nationale, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören:

- a) Tötung von Mitgliedern der Gruppe;
- b) Verursachung von schwerem körperlichem oder seelischem Schaden an Mitgliedern der Gruppe;
- c) vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen für die

Gruppe, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen; ...«

Die Generalbundesanwaltschaft lehnte die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens allerdings ab, da es aus ihrer Sicht keinerlei Anzeichen dafür gab, dass die Angezeigten vorsätzlich und rechtswidrig gehandelt hätten. Der für die Aufnahme eines Ermittlungsverfahrens notwendige Anfangsverdacht war aus Sicht des Generalbundesanwalts nicht gegeben.

Trotzdem war aus Sicht der Antragsteller zweierlei positiv: Zum einen war es gelungen, in der Anti-Rüstungsexport- und in der Menschenrechtsarbeit eine ansehnliche Zahl von Nichtregierungsorganisationen zusammenzubringen, zum anderen hat die Berichterstattung über die Strafanzeige eine beachtliche Öffentlichkeit für das Thema hergestellt.

13 Jahre der Jagd

HELFER DER GUERILLA

»Die Periode von 1992 bis 1994 ist die dunkelste Zeit gewesen.«

Hayrettin Altun

Militärfahrzeuge der Regierungsarmee erreichen Tîyaks, sie bringen die Leichen zweier PKK-Kämpfer mit.

»Sind das eure Söhne?« ruft einer der Soldaten den Dorfbewohnern zu. »Wir sind den beiden im Gebirge begegnet.«

Auch die Altuns schauen sich die Toten an. Voller Grauen wendet sich Hayrettins Schwägerin Hulika ab. In zwei Familien macht sich helles Entsetzen breit. Einige der Angehörigen brechen in lautes Geschrei aus, andere schluchzen leise. Die Körper ihrer Söhne Servet Çakir und Sabri Ayyildiz gleichen einem Sieb. Die Köpfe sind verstümmelt, die Ohren abgeschnitten, die Augen herausgebohrt. Eine Maßnahme, die die Regierungsarmee in diesen Jahren noch häufiger zur Demoralisierung der Bevölkerung einsetzen wird.

*

Was für die meisten Zivilisten in den Dörfern neu ist, kennt Behzat Kadir Koyun nur zu gut.

»Am späten Nachmittag sind sie gekommen«, berichtet der PKK-Kämpfer. Koyun trägt ein grauschwarzes, unauffälliges Jackett. Er ist unruhig. »Der Angriff ist zugleich von regulären Truppen, Dorfschützern und den Spezialeinheiten durchgeführt worden. Die haben alles – MP5-Maschinenpistolen, Kalaschnikows, G3.«



Zu Tode Gefolterte am Straßenrand, bewacht von einem Soldaten mit G3.

Gleich bei der ersten Angriffswelle explodierte die Rakete eines Kampfhubschraubers in nächster Nähe. Wenn der PKK-Kämpfer nicht reaktionsschnell hinter einem Stein in Deckung gegangen wäre, hätte er den Einsatz mit seinem Leben bezahlt. Im gleichen Moment verspürte Koyun »einen furchtbaren Schmerz«. Beinahe stolz zeigt er die Prothese am rechten Bein. »Mein Bein haben sie nicht mehr retten können.« Beim Laufen kaschiert er sein Humpeln recht geschickt, Hose und Schuhe verdecken die Gehhilfe.

»Je länger sich ein Krieg hinzieht, desto brutaler werden die Kämpfe. In den neunziger Jahren hat die Regierung die Gewalt eskalieren lassen: Unsere weiblichen Kombattanten sind systematisch vergewaltigt, den Leichen sind die Brüste abgeschnitten worden. Außerdem kennt doch fast jeder die Fotos, wie Soldaten triumphierend die Köpfe kurdischer Kämpfer in die Höhe halten.« Es fällt ihm nicht leicht, über das Kriegsgeschehen zu berichten.

»Das Ziel der türkischen Armee ist eindeutig die Entwürdi-

gung. Dadurch sollen unüberlegte Handlungen beim Gegner provoziert werden. Wer emotional handelt, hat im Krieg verloren, das sagt die Wissenschaft des Todes.« Aus seiner Sicht hat die PKK längst nicht so brutal agiert wie die türkische Armee. »Auf unserer Seite hat es nur in absoluten Ausnahmefällen Verstümmelungen von Leichen gegeben.«

Hayrettin bestätigt, dass es solche Grausamkeiten gegeben hat. »Soldaten haben den Menschen in meiner Heimat die Kleider kurdischer Guerillakämpferinnen gezeigt, die von ihnen vergewaltigt worden sind. Mir sind Fälle bekannt, wo sie Frauen Gewehrläufe in die Vagina gestoßen haben. Viele der Frauen sind anschließend getötet worden. Manchmal haben sie den weiblichen Leichen tatsächlich die Brüste abgeschnitten«, sagt er mit rauher Stimme.

Menschenrechtsverstöße – auch durch die PKK

Mit Angriffen auf türkische Militärcasernen im August 1984 hatte der militärische Arm der PKK den Bürgerkrieg begonnen. PKK-Kämpfer und -Sympathisanten haben wiederholt behauptet, die Partîya Karkerên Kurdîstan habe – im Gegensatz zu den türkischen Sicherheitskräften – kaum Menschenrechtsverletzungen begangen, sondern einen Krieg für die eigene Freiheit geführt.

Amnesty international stellte rückblickend fest, dass sich im Bürgerkrieg »beide Seiten Menschenrechtsverstöße schuldig gemacht haben«. In Einzelfällen gab es auch Verstümmelungen von Leichen durch die PKK. Die PKK hat durchaus auch Folterungen verübt und Abtrünnige hingerichtet. Türkische Soldaten berichteten von Exzessen, bei denen PKK-Kämpfer martialische Methoden anwandten.

Wahr ist jedoch, dass die überwiegende Zahl schwerer Menschenrechtsverletzungen von türkischen Sicherheitskräften begangen worden ist.

*

Früh am Morgen, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, wird Hulikas Haus zum Ziel der Regierungssoldaten. Zwischen fünf und sechs Uhr zertrümmern sie die Haustür mit ihren Gewehrkolben. Während die Soldaten jedes einzelne Zimmer durchsuchen, bringt Hulika die Kinder zur Großmutter. Ihr Mann Fehmi trägt einige Matratzen, Kleider und Nahrungsmittel nach draußen.

Immerhin darf Fehmi jetzt ein letztes Mal in die Wohnung stürmen und zumindest den Kühlschrank heraustragen. Danach werden alle ihre Bemühungen abgeblockt, weitere Gegenstände aus dem Haus zu retten.

»Ich will noch mehr Sachen mitnehmen!« schreit Hulika. Aber die Soldaten bedrohen sie mit ihren Gewehren, auf die Bajonette aufgefplant sind. Mit den Kolben der Gewehre werden sie auf den Hof gestoßen. Im gleichen Augenblick schießen andere Soldaten mit dem »Lava-Gewehr«, wie Hulika es nennt, und setzen das Haus aus ungebrannten Ziegeln und Holz in Brand. Das Gebäude flammt lichterloh auf – ein Anblick, den Hulika niemals vergessen wird. »So etwas möchte ich nie wieder sehen!«

Fehmi leiht sich einen Transporter im Dorf und belädt ihn mit dem wenigen Hab und Gut, das sie retten konnten. Anschließend fährt er Hulika und seine beiden Kindern erst nach Diyarbakir und dann Hunderte von Kilometern zu seinem Bruder Hayrettin nach Mersin.

»Wir haben eine Regierung des Terrors«, sagt Fehmi wütend. »Die Regierung hat viele Menschen getötet und schiebt die Morde der PKK unter. Erst haben sie unsere Häuser zerstört, danach haben sie versprochen: Wenn ihr behauptet, die PKK habe die Zerstörungen durchgeführt, dann helfen wir euch.«

Ein Angebot, auf das keiner von ihnen eingegangen ist.

*

Hayriye und Hikmet bleiben mit ihren Kindern in Tîyaks. Doch ihnen ist kein Glück beschieden: Am 23. April 1993 stirbt Hikmet

überraschend an Herzversagen. Erst jetzt entschließt sich Hayriye, mit den jüngeren Kindern nach Diyarbakir umzuziehen.

Zu allem Unglück steht Hayriyes Sohn Nurettin auf der Liste der türkischen Armee. Im September erhält er die unmissverständliche Botschaft: »Du fehlst uns als Dorfschützer.« Nurettin lässt keinen Zweifel an seiner Einstellung. Nein, Kurdenkontrolleur will er nicht werden. Das war die falsche Antwort. Kurzerhand wird er brutal zusammengeschlagen.

»Falls du überleben willst, überleg dir gut, was du uns das nächste Mal antwortest. Wenn du dich wieder für den falschen Weg entscheidest, werden wir dich beseitigen«, drohen ihm die Regierungssoldaten. Nurettin weiß, dass die Drohung ernst gemeint ist. Er wäre nicht der erste, der seine Weigerung zur Zusammenarbeit mit dem Leben bezahlt.

Von Selbstzweifeln geplagt, fragt sich Nurettin, ob die Tätigkeit als Dorfschützer nicht vielleicht das kleinere Übel ist. Als Hayriye in Diyarbakir von den Drohungen der Soldaten und dem Schwanken ihres Sohnes hört, macht sie sich auf den Weg nach Tîyaks.

»Nein! Nein! Sag nein! Du darfst keiner von ihnen werden!« Eindringlich redet sie auf ihn ein und versucht zugleich, ihm in dieser schweren Stunde beizustehen.

Am Ende aber ist selbst seine Mutter machtlos. Als die Soldaten erneut bei Nurettin auftauchen, hält er ihrem Druck nicht stand und willigt aus Furcht ein. Für Hayriye bricht eine Welt zusammen.

*

Das Jahr 1994 beginnt mit einer weiteren Tragödie. Am 28. Februar wird Hayriyes Sohn Abdi in Diyarbakir mit einem gezielten Kopfschuss getötet. Die Familie findet den Körper des Vierunddreißigjährigen mit einem Loch in der Schläfe in einer Blutlache liegend.

»Abdis Tod hat mich viel zu sehr berührt. Ich bin nicht in der Lage, frei über all die Geschehnisse zu sprechen«, sagt Hayrettin.

Um überhaupt schlafen zu können, greift er in diesen Tagen zum ersten Mal zum Alkohol. Hayriye kann den Tod ihres ältesten Sohnes nie überwinden. Seit damals bricht sie jedesmal in Tränen aus, wenn sie im Fernsehen eine Frau weinen sieht, und Hayrettin weint mit ihr.

Im September muss Hayriye erneut nach Tîyaks reisen, denn sie hat erfahren, dass Nurettin auf der Fahrt von Tîyaks nach Islamköy erschossen worden ist. Er saß mit anderen Dorfschützern auf einem Lastwagen, als ihn die Kugel eines Scharfschützen aus großer Entfernung traf.

Die Umstände seines Todes sind bis heute nicht aufgeklärt. Viele im Dorf schenken der offiziellen Version der Sicherheitskräfte keinen Glauben, wonach der Mord auf das Konto der PKK gehen soll. Kurz bevor Nurettin erschossen wurde, hatten sich Dorfschützer und Soldaten über ihn unterhalten. »Er arbeitet nicht voll für uns. Ich glaube, er sympathisiert mehr mit der PKK als mit der Regierung«, bezeugt einer der Dorfbewohner ein Gespräch, das er mit angehört hat.

Auch Hayrettin hat Zweifel: »In der Nähe befindet sich ein Helikopterlandeplatz. Wären die Mörder wirklich Guerillakämpfer gewesen, hätten sie auf keinen Fall entkommen können.« Hayriye ist sich sicher, wer für Nurettins Tod verantwortlich ist: »Die Regierung hat ihn erschossen. Erst haben Soldaten das Dorf abgebrannt, dann ist mein Mann an der Aufregung gestorben, danach haben sie meinen Sohn Abdi erschossen, und jetzt ist Nurettin von Dorfschützern ermordet worden«, klagt die am Boden zerstörte Hayriye. »Ich hasse die Soldaten.«

Dass sie Nurettin im Familiengrab in Tîyaks beerdigen, ist eher ungewöhnlich. Denn obwohl in diesen Tagen viel gestorben wird, wächst der Friedhof in Tîyaks kaum, die meisten Toten werden in der Bezirkshauptstadt begraben.

»Die jungen Leute im arbeitsfähigen Alter sind längst nach Diyarbakir abgewandert. Wenn sie hierbleiben, müssen sie als Dorfschützer arbeiten – oder sie werden zu Helfern der Guerilla abgestempelt«, sagt Hayriye. »Dabei spielt es keine Rolle, ob sie

der PKK geholfen haben oder nicht. Keiner bleibt verschont. Keiner ist sich seines Lebens sicher.«

So leben fast nur noch ältere Menschen und Kinder im Dorf. »Wer wird jemals hierher zurückkehren?« fragt sich Hayriye verzweifelt.

*

Als der alte Mann von Dorfschützern mit einem Gewehr erschlagen wird, ist Tiyaks nur noch eine Ansammlung abgebrannter Häuser, Ställe und Felder. Der Mord an Halil Çan spricht sich dennoch herum in den Flüchtlingsfamilien, die zu Hunderten in Diyarbakir und anderen Städten auf bessere Zeiten warten und begierig sind auf jede Nachricht aus der Heimat.

Wo einst zweitausend Dorfbewohner in Frieden gelebt, ihre Felder bearbeitet und ihre Früchte auf dem Markt verkauft haben, hausen heute noch fünfundsiebzig Frauen und Männer, fast alle im Greisenalter. Auch die warnenden Worte ihrer Angehörigen haben sie nicht davon abbringen können, die Heimat zu verlassen. Viele von ihnen werden in den kommenden Jahren sterben, ohne dass irgend jemand bei ihnen ist. Für die türkische Armee stellen sie keine Gefahr dar, und so werden sie in den Ruinen ihres Geisterdorfs weitgehend in Ruhe gelassen.

JAGDSZENEN AM MITTELMEER

»Raziye ist ein herzensguter Mensch gewesen, eine wunderbare Frau.«

Hayrettin Altun

Hayrettins Kinder Rojhat, Jehat, Gülistan und Firat wachsen in Mersin auf. Vier Kinder, deren Namen ihre Herkunft verraten.

An der sonnigen Mittelmeerküste der Türkei werden sie wie

Parias behandelt. Obwohl hier eine Menge kurdischer Studenten von kurdischen Lehrkräften unterrichtet werden, fühlen sich die Altuns von den Einheimischen geächtet – »vor allem wegen der kurdischen Sprache und der Namen meiner Kinder«, erklärt Hayrettin.

Das Kurdische (2) – Eine unterdrückte Sprache und Kultur

Im Gesetz Nr. 2932 war 1982 das Verbot der kurdischen Sprache im Mündlichen und Schriftlichen festgelegt worden. Damit untersagte die Türkei als einziger Staat der Welt die Sprache eines anderen Volkes. Formal wurde dieses Verbot 1991 aufgehoben, in der Praxis jedoch weiterhin aufrechterhalten. Kurden wurden inhaftiert, wenn sie als Busfahrer oder Teehausbesitzer kurdische Musikkassetten spielten oder bei Festen kurdische Musik hörten.

Mit ihrem Geheimdekret vom 18. Juni 1993 untersagte die Abteilung »Beziehungen zur Gesellschaft« des Nationalen Sicherheitsrats das Zeigen der Farbenkombination Rot-Gelb-Grün, die an die kurdische Flagge erinnert. Im Parlament wurde sogar über den Antrag eines Abgeordneten debattiert, die in »kurdischen Farben« gehaltene Bepflanzung im Parlamentsgarten zu entfernen. In verschiedenen Städten mit überwiegend kurdischer Bevölkerung, z.B. in Batman, wurden die grünen Leuchtsignale der Verkehrsampeln durch blaue ersetzt. *Welat* (»Heimatland«), die letzte kulturelle Wochenzeitung in kurdischer Sprache, wurde nach einer Prozesslawine 1993 verboten.

Als Folge dieser jahrzehntelangen Sprachunterdrückung können heute nicht mehr alle kurdischen Kinder ihre Muttersprache sprechen und unterhalten sich häufig in Türkisch.

Auch Fehmi und Hulika, die mit ihren beiden Kindern aus Tîyaks geflohen und zu Hayrettins Familie gezogen sind, leiden unter der angespannten Lage. Nicht nur, weil die gemeinsame Wohnung viel zu klein und wenig ansprechend ist. Wie viele andere emi-

grierte Kurden spüren sie die Repressionsmaßnahmen der Polizei, fühlt sich Fehmi verfolgt. Hayrettins Bruder empfindet den Druck in der Diaspora in Mersin sogar noch höher als in Diyarbakir. Viele Nächte liegen sie deshalb wach und finden keinen Schlaf, viele Tage verbringen sie voller Unruhe.

Mitte Juli 1994 wird die örtliche Polizei von Soldaten über den Verdacht unterrichtet, Hayrettin unterstütze den Kampf der PKK, zumindest indirekt. Beweise sollen beschafft werden.

Gegen zwei Uhr nachts reißt ein lauter Knall die Familien aus dem Schlaf. Raziye und Hayrettin benötigen einige Zeit, bis sie erfassen, dass Sicherheitskräfte die Wohnungstür eingeschlagen und direkt auf ihr Bett gekippt haben. Rund zwanzig, zum Teil maskierte Polizisten mit Kalaschnikows und M16-Gewehren dringen in das Zimmer ein. Einer der Polizisten stürzt sich auf den völlig verstörten Fehmi und verpasst ihm mehrere Faustschläge.

»Du betreibst Propaganda für die Kurden!« wird Hayrettin beschuldigt. »Außerdem hast du PKK-Mitglieder in deiner Wohnung empfangen.«

»Aber ich bin Kurde!« hält Hayrettin dagegen, »das ist doch keine Propaganda. Und wenn wirklich PKK-Mitglieder zu mir gekommen sein sollten, warum haben Sie sie dann nicht gleich festgenommen?«

Die Polizisten fühlen sich provoziert.

»Auf den Boden, die Hände auf den Rücken!« befiehlt einer von ihnen.

»Hurensohn, hast du nicht gehört?« schreit ein anderer, als Hayrettin nicht schnell genug reagiert.

Ihnen bleibt keine Wahl. Widerstandslos legen sie sich hin. Einer der Polizisten macht sich einen Spaß daraus, mit seinen Stiefeln auf Hayrettins Rücken herumzutampeln. Mehrere Maskierte durchsuchen derweil den Wohnraum, reißen Schubladen heraus, werfen Kleidungsstücke in die Luft und schleudern Hayrettins Schulunterlagen wahllos in der Gegend herum. Als sie nichts finden, was ihren Verdacht untermauern könnte, treten sie

mit ihren Absätzen wütend gegen die Tür und eines der Betten. Das Holz zersplittert. Dann verbinden sie Hayrettin und Fehmi die Augen, stoßen Raziye und Hulika zur Seite und nehmen die beiden Männer mit.

»Wer ist der da?« will ein Polizist auf der Wache wissen.

»Das ist mein Bruder«, erklärt Hayrettin wahrheitsgemäß, wofür er sich mehrere Schläge einhandelt. Die Beamten glauben ihm nicht und vermuten in Fehmi einen untergetauchten PKK-Kämpfer.

»Wir sollten ihn besser säubern!« meint einer der Polizisten, der eine Heckler-&-Koch-Maschinenpistole vom Typ MP5 trägt. Hayrettin erschrickt zutiefst, zumal sich die Sicherheitskräfte lautstark über verschiedene Foltermethoden und die Ermordung der beiden unterhalten.

»Nimm sie mit und leg die zwei um«, sagt der diensthöchste Polizist abfällig zu einem Untergebenen. Der bringt die Brüder dann aber doch in eine Zelle, wo sie den Rest der Nacht verbringen.

Am nächsten Morgen werden sie freigelassen. Allerdings sollte dieser Vorfall nicht der einzige bleiben, nächtliche Hausstürmungen werden die Altuns noch häufiger ertragen müssen.

Die Polizeiaktion spricht sich herum, mit der Folge, dass sie die Wohnung schnellstmöglich verlassen müssen. Unter diesen Umständen ist niemand bereit, an die Altuns zu vermieten. Erst zweieinhalb Monate später finden sie ein anderes Haus, allerdings nur deshalb, weil der neue Vermieter sie nicht kennt.

*

Knapp zwei Wochen nach der Polizeirazzia und der nächtlichen Verhaftung von Hayrettin und Fehmi ist Raziye noch immer äußerst verstört.

»Sie fürchtet sich, hat Angst. Seit Tagen ist sie völlig zerstreut und manchmal sogar apathisch«, sorgt sich Hayrettin um den Gesundheitszustand seiner Frau.



*Hayrettin und
Raziye, seine Frau
(1986).*

Am 27. Juli 1994, einem Mittwoch, wird Raziye von einem Auto überfahren und stirbt an den Folgen des Unfalls. Ihr Mann und die vier Kinder wollen nicht glauben, was passiert ist. Für die Familie bricht eine Welt zusammen, alle weinen, kreischen, brüllen. Es gibt keine Worte, um zu beschreiben, wie tief ihr Schmerz über den Verlust ist.

In den kommenden Wochen ist Hayrettin kaum bei Verstand.

»Raziye, wo bist du? Raziye, ich warte auf dich! Raziye, komm zu mir zurück!« Er will seine Frau herbeischreien und weiß doch ganz genau, dass nichts und niemand sie je wieder zum Leben erwecken wird. »Meine Frau hat in diesen Tagen nur an mich gedacht und an die Polizei und an meine Verhaftung. Wäre ich nicht gewesen, würde sie noch leben.« Verzweifelt macht sich Hayrettin Vorwürfe.

Die Schulbehörde akzeptiert, dass Hayrettin nicht unterrichten kann, und schreibt ihn fürs erste dienstuntauglich. Zu Hause schottet er sich völlig ab und greift zum Alkohol. In der Dunkelheit kann er kein Auge zumachen, hängt der Vergangenheit nach,

ruft nach Raziye, trinkt Nacht für Nacht fünfzehn bis zwanzig Flaschen Bier.

Irgendwann kann Gülistan das Elend nicht länger ertragen. »Wenn deine Sauferei Raziye zurückbringt, dann bring mir Bier, und wir trinken zusammen«, sagt sie. Die beiden diskutieren bis in den Morgen hinein, umarmen sich, weinen miteinander. Dank seiner Tochter besinnt sich Hayrettin, reißt sich zusammen und hört mit dem Trinken auf. Zwei lange Monate hat er seine Trauer in Alkohol ertränkt, jetzt versucht er wieder Fuß zu fassen und kümmert sich endlich um die Kinder, die seinen Zuspruch so sehr brauchen.

Mag sein, dass Raziye Opfer eines Unfalls geworden ist. Mag aber auch sein, dass sie gezielt angefahren wurde, um die Altuns psychisch zu zerstören – die Hintergründe werden sie nie erfahren. Was bleibt, sind eine ungeheure innere Leere und die Zweifel an der offiziellen Darstellung von Raziyes Tod. Hayrettin kommt es sehr verdächtig vor, dass die näheren Umstände des Unfallhergangs nie genauer untersucht worden sind.

Von der DEP zur HADEP – Parteienverbote statt Demokratie

Im Sommer 1993 hatte die türkische Regierung die kurdische Partei Halkin Emek Partisi (HEP, Partei der Arbeit des Volkes) aufgelöst. Auch die Nachfolgepartei Demokrasi Partisi (DEP, Demokratiepartei) wurde verfolgt und letztlich verboten. Sowohl die Zentrale als auch Regionalbüros wurden zerstört, führende Parteimitglieder von Todesschwadronen hingerichtet oder verhaftet. Seit März 1994 befinden sich Leyla Zana, ausgezeichnet mit dem Sacharow-Preis des Europäischen Parlaments, und weitere Parlamentsabgeordnete in Ankara in Haft.

Im Mai 1994 gründeten kurdische Oppositionelle Halkin Demokrasi Partisi (HADEP, die Demokratiepartei des Volkes), die DEP wurde danach verboten.

Obgleich sich HADEP in den kommenden Jahren massiven Repressionen und Wahlbehinderungen ausgesetzt sah und permanent

mit Parteiverbot bedroht wurde, wurde sie bei den Parlamentswahlen am 18. April 1999 von 1,5 Millionen Menschen gewählt und erreichte in den Kommunen und in Diyarbakir häufig 60 bis 65 Prozent der Stimmen.

*

In den Sommerferien meidet Hayrettin bewusst den Weg nach Tiyaks. Als Mitglied der Lehrgewerkschaft und der neugegründeten Partei HADEP muss er vorsichtig sein. Statt dessen trifft er sich in Diyarbakir mit seinen Verwandten und Bekannten. Hier sucht ihn Tante Melek aus seinem Heimatdorf auf. Sie ist die Frau seines Onkels Heybet Azer, ein Bruder seiner Mutter.

»Hayrettin, bitte hilf mir. Sie haben Heybet gezwungen, Dorfschützer zu werden. Jetzt soll er herausfinden, wer die PKK unterstützt. Aber ich will das nicht, und er will das auch nicht«, sagt sie unter Tränen. »Die Regierung benutzt die Dorfschützer doch nur, um uns gegeneinander auszuspielen.«

Hayrettin gibt ihr recht. »Das System der Dorfschützer ist perfide. Kurden spionieren Kurden aus, wir töten uns gegenseitig. Die Regierung setzt unsere Leute so unter Druck, dass sie gar nicht anders können.«

Melek ist froh, dass Hayrettin sie unterstützt.

»Sprich mit meinem Mann. Heybet hat soviel Angst, dass er auf mich nicht hört. Er soll seine Waffen zurückgeben und mit mir und unseren Kindern nach Diyarbakir ziehen«, bittet sie ihren Neffen.

Hayrettin verspricht, sein Bestes zu geben, und ruft seinen Onkel an. »Heybet, komm nach Diyarbakir, ich will mich mit dir treffen.«

Aber nur wegen eines Gesprächs mag Heybet nicht in die Stadt kommen. Er ist auf dem Land aufgewachsen und kann dem Stadtleben nichts abgewinnen. Um so überraschter ist Hayrettin, als Heybet sagt: »Ich brauche mich nicht mit dir zu treffen, Hayrettin. Natürlich gebe ich meine Waffe ab, du musst mir nur Arbeit besorgen. Dann ziehen wir sofort um.« Er ist sowieso einer der

letzten Bewohner von Tîyaks und kann als Bauer dort nicht mehr bleiben.

Zufrieden beendet Hayrettin das Telefonat. Doch was so einfach geklungen hat, entpuppt sich als unmögliches Unterfangen. Trotz tagelanger Bemühungen kann er für Heybet keine Arbeit finden. Die Stadt ist voller Menschen aus Türkisch-Kurdistan, die wegen des Kriegs aus den Dörfern geflohen sind. In Diyarbakir würden Hunderttausende jede Arbeit annehmen, wenn es bloß Arbeit gäbe.

Ein zweites Mal setzt sich Hayrettin mit Heybet in Verbindung. »Ich teile meinen Lohn mit dir, Onkel. Du kannst die Hälfte meines Einkommens haben, das ist deutlich mehr als du jetzt verdienst. Du musst nur hierher kommen«, bietet Hayrettin ihm an.

»Überleg dir, was du sagst, Hayrettin. Ich bin verheiratet, wir haben drei Söhne und fünf Töchter. Wie lange soll dein Angebot gelten? Du hast eine eigene Familie, die du ernähren musst. Das Versprechen ist gut gemeint, aber du wirst das nicht lange durchstehen«, entgegnet Heybet. Er bleibt in Tîyaks.

Hayrettin sieht seinen Onkel nie wieder. Im Winter 1994 werden Heybet, Melek und eines ihrer acht Kinder von Unbekannten in ihrem Haus umgebracht. Niemand weiß, ob die Mörder aus den Reihen türkischer Sicherheitskräfte gekommen sind, die Heybet Kontakte zur PKK unterstellt haben, oder ob es PKK-Kämpfer gewesen sind, die ihn des Verrats verdächtigt haben.

*

Fehmi und seine Familie werden mit der Situation nicht fertig. Unter der doppelten Belastung von Hayrettins Depressionen und dem permanenten Druck, dem sie sich ausgesetzt sehen, ist ein Zusammenleben unmöglich.

»Die jagen uns. In Mersin macht die Polizei Jagd auf Kurden.« Fehmi will weg, auch wenn ihn die Entscheidung große Überwindung kostet. Schließlich lässt er nicht nur seinen Bruder, sondern auch dessen vier Kinder allein in einer feindlich gesinnten Umgebung zurück. Trotzdem flieht Fehmi im September 1994, einein-



*Hayrettin (r.) und
sein Bruder Fehmi.*

halb Jahre nach der Flucht, nach Türkisch-Kurdistan zurück und sucht sich eine Wohnung in Diyarbakir.

Am 17. September wird Hayrettin vierzig Jahre alt. Einen Grund zum Feiern hat er nicht.

Made in Germany –

Milliardenschwere Unterstützung für türkische Militärs

Bis Januar 1995 erhielt die Türkei 30 F4E-Phantomflugzeuge, 131 gepanzerte Haubitzen, 100 Leopard-1-Panzer, 187 M113- und 300 BTR-60-Schützenpanzer. Neben diesen Großwaffensystemen wurden Kleinwaffen an die türkische Armee geliefert: 5000 Maschinengewehre, 100 000 Panzerfäuste, über 300 000 Kalaschnikows, 440 Millionen Stück Munition sowie eine halbe Million NVA-Helme. Von 1964 bis 1995 lieferte die Bundesrepublik Waffen im Wert von mehr als 6 Milliarden DM. Zugleich kauften die türkischen Militärs bei ihren deutschen Geschäftspartnern für weitere 10 Milliarden DM Waffen ein.

1995 beendete Deutschland die Nato- und die Rüstungssonderhilfe, weil die Türkei inzwischen zur kommerziellen Kooperation bei der Rüstungsproduktion in der Lage sei. Mit anderen Worten: Was bislang importiert wurde, konnte von nun an weitgehend mit deutschem Know-how vor Ort hergestellt werden: Made in Turkey.

DURCHWACHTE NÄCHTE

»Vielleicht bringen sie mich das nächste Mal um?«

Hayrettin Altun

Die nächsten beiden Jahre im Exil in Dikilitaş vergehen, ohne dass sich die Situation auch nur ansatzweise verbessert. Im Januar 1997 wird Hayrettin dann in die Nähe der syrischen Grenze versetzt, bleibt aber im Bezirk Mersin. An der Grundschule in Ayinser tritt er seine mittlerweile zehnte Lehrerstelle an. Immer wieder gerät er ins Blickfeld der Polizei, die ihn in bekannter Manier schikanieren und erniedrigen.

Eines Nachts poltert es wieder heftig an der Tür. Verängstigt fragt Gülistan: »Wer sind Sie?«

»Polizei! Aufmachen!«

»Einen Augenblick, bitte, ich hole meinen Vater«, entgegnet Gülistan verschüchtert. Aber sie hat keine Chance. Mit einem Schlag drücken die Sicherheitskräfte die Haustür nach innen und stürmen herein.

»Was ist denn hier los?« ruft Hayrettin entsetzt und springt aus dem Bett auf.

»Wir holen deinen Sohn Rojhat. Er arbeitet für die PKK. Wo ist er?« wollen die Polizisten wissen.

Zum Glück schläft Rojhat in dieser Nacht außer Haus, und so können sie ihn nicht mitnehmen. Erregt reißen die Eindringlinge Postkarten von der Wand, auf denen sozialistische Gedichte stehen. Gülistan muss ihren Schulranzen ausräumen. »Warum schreibst du Arbeiten über den Kommunismus?« blafft ein Uniformierter, der ihre Schulhefte durchschaut, die Fünfzehnjährige an.

»Das wird euch teuer zu stehen kommen!« schreit ein anderer, während seine Kollegen die Wohnung auf den Kopf stellen und schließlich ein Buch und mehrere Musikkassetten konfiszieren.

Gülistan hat furchtbare Angst, dass sie ihren Vater mitnehmen. Da Raziye tot ist, wären dann nur noch ihre Brüder für sie da.

Die Wohnung ist völlig verwüstet, als die Polizisten gegen halb drei Uhr nachts wieder abziehen. Schlaf findet jetzt keiner mehr von ihnen.

*

Am 21. März feiern die kurdischen Exilanten in Mersin mit dem Newroz-Fest den Frühlingsanfang und den Beginn des kurdischen Jahres. Die Frauen tragen bunte Kleider in den Nationalfarben Grün, Gelb und Rot. Ausgelassen tanzt Gülistan mit Hayrettin inmitten vieler gut gelaunter Menschen. Plötzlich sind sie von Polizisten umzingelt, die wie wild an den Kleidern der Frauen zerren und ihnen die Tücher wegreißen. Geistesgegenwärtig wird Gülistan von ihrem Vater an der Hand gepackt und in Richtung des Büros der Lehrgewerkschaft Eğitim-Sen gezogen, das allerdings weit weg ist.

Polizisten rennen ihnen hinterher und dreschen brutal auf jeden ein, den sie erwischen können. Einige Straßenzüge weiter ist Hayrettin plötzlich verschwunden, und Gülistan bricht in Tränen aus. Glücklicherweise entdeckt ein befreundeter Gewerkschaftskollege das verängstigte Mädchen und nimmt sie mit sich. Im Vorbeihetzen kann sie erkennen, wie Polizisten aus ihren Verstecken stürmen, alle Frauen ergreifen, die Kleidungsstücke in kurdischen Farben tragen, und sie in den nächstgelegenen Hauseingang hineinzerren. Gnadenlos schlagen die Uniformierten mit ihren Schlagstöcken auf die wehrlosen Kurdinnen ein.

Im Gewerkschaftshaus trifft Gülistan ihren Vater wieder, erleichtert fallen sich die beiden in die Arme. Hayrettin will sich lieber nicht ausmalen, was seiner Tochter hätte passieren können. Und welche Grausamkeiten sie Hayrettin antun können, das hat Gülistan oft genug von ihm gehört.

Hier im Eğitim-Sen-Büro begehen sie den zweiten Teil der Newroz-Zeremonie, aber zum Feiern aufgelegt ist keiner mehr. »Wir verspüren alle nur noch Hass«, sagt Gülistan verbittert.

*

Die kommenden Monate verlaufen nicht besser. Wiederholt wird Hayrettin auf die Polizeiwache gebracht, wo er manchmal einen, manchmal mehrere Tage ausharren muss.

Die Nächte fürchten sie am meisten. Als er eines Nachts hört, wie heftige Fußtritte gegen die Haustür donnern, steht Hayrettin Todesängste aus. Nur einen kleinen Spaltweit öffnet er und zuckt zusammen, als direkt vor ihm ein Schuss knallt. Reflexartig schlägt er die Tür zu. Ein zweiter Schuss fällt, ein dritter, dann ist der Spuk so schnell vorbei, wie er gekommen ist.

Ihre Wirkung hat die Einschüchterungsaktion nicht verfehlt.

»Hast du einen von ihnen erkannt?« wollen die Kinder wissen.

»Wie sollte ich? Draußen ist alles rabenschwarz.« Hayrettin ist verstört, weil ihm der Grund für diese massive Bedrohung nicht klar ist. Zur Zeit befindet er sich im Exil, ist zwar Mitglied der Lehrgewerkschaft Eđitim-Sen und dennoch fernab jeglicher Einflussmöglichkeit auf das politische Geschehen.

»Ich glaube nicht, dass sie dich töten wollten«, versuchen sie ihn zu beruhigen.

»Aber ich habe Angst«, gesteht Hayrettin. »Wer weiß, vielleicht bringen sie mich das nächste Mal um?«

*

Fünfeinhalb lange Jahre verbringen Hayrettin und seine Kinder im Exil in Mersin, erst in Dikilitaş, dann in Ayinser.

1996 erschießen anonyme Täter einen seiner Cousins in Diyarbakir, die Schuldigen werden nie ermittelt. Hayrettin überlebt, vielleicht gerade deshalb, weil er im Exil und nicht in Türkisch-Kurdistan unterrichtet; das ist das einzig Gute, das er den permanenten Strafversetzungen abringen kann. In den Kurdengebieten im Südosten der Türkei ist das Lehrerdasein in den Bürgerkriegsjahren lebensgefährlich. In diesen Jahren erreicht Hayrettin ein ums andere Mal die Nachricht, dass ein Pädagoge erschossen worden ist, häufig auf dem Weg zur Schule oder auf dem Nachhauseweg. Ihr Verbrechen: Die Lehrer haben es gewagt, über die

Probleme der Kurden zu sprechen oder über die Frage der Demokratisierung – wie Hayrettin auch.

Erst mit dem offiziellen Ende der Kampfhandlungen 1997 ändert sich die Situation. »Jetzt werden regierungskritische Lehrer strafversetzt und damit oftmals von ihren Familien getrennt«, erklärt Hayrettin – aber eben nicht mehr per Kopfschuss beseitigt.

Kurdische Lehrer (2) – Särge mit Mengenrabatt

Mit Siddik Bilgin wurden in den Jahren von 1990 bis 1995 mehr als dreißig Lehrerinnen und Lehrer in Batman, Bingöl, Çinar, Diyarbakir, Kiziltepe, Kurtalan, Mersin-Tarsus, Midyat, Muş und Silvan von Sicherheitskräften oder »Unbekannten« ermordet. Anderen wurden z.T. schwerste Verletzungen zugefügt, die sie lebenslang zu Behinderten werden ließen. Nahezu alle Betroffenen waren Kurden.

Eine Vielzahl von Stellen blieb unbesetzt, weil die Lehrer Angst hatten, viele Familien ließen ihre Kinder lieber zu Hause. Gemäß offiziellen Angaben des Erziehungsministeriums der Türkei wurden 2202 Schulen wegen fehlender Lehrkräfte und 1839 Schulen aus Sicherheitsgründen geschlossen, 92 Schulen auf Grund von Dorfräumungen, 89 wegen Schülermangels und 71 sollen von der PKK in Brand gesetzt worden sein. Im Jahr 1994 blieben insgesamt 4293 Dorfschulen geschlossen, rund 60 Prozent aller Volksschulen. Häufig quartierten sich Einheiten des türkischen Militärs in den Gebäuden ein.

Angesichts der hohen Quote getöteter Lehrer soll Hasan Bozoğlu, Direktor des Erziehungsministeriums in Diyarbakir, vorsorglich zwanzig Särge angefordert haben. »Als Lehrer sind wir hier in Lebensgefahr«, begründete Bozoğlu seine Order; es käme »billiger, wenn wir die Särge in großen Mengen bestellen«.

*

Im August 1998 erreicht Hayrettin endlich die lang ersehnte Nachricht aus dem Bildungsministerium. Drei Monate muss er noch in Mersin unterrichten, dann darf er nach Diyarbakir zurückkehren. Dort allerdings herrschen weiterhin die OHAL-Ausnahmegesetze, was bedeutet, dass der Provinzgouverneur sein Einverständnis zu dem Schulwechsel geben muss.

Drei Monate lang wird Hayrettins Verhalten begutachtet, erst dann erhält er die gewünschte Genehmigung. Gerade mal zwei Wochen bleiben ihm für den Umzug, ehe er im Dezember seine Stelle in der Bezirkshauptstadt antreten kann.

Die Zeit in Mersin ist »extrem hart gewesen. Ich möchte mich nie wieder an diese Tage erinnern müssen.« Tiefe Trauer spricht aus ihm, wenn er sich an die Zerstörung seines Heimatdorfs, die Ermordung ihm nahestehender Menschen, den Tod seiner Frau Raziye, den Wegzug seines Bruders Fehmi und die Jagd auf ihn und andere Kurden erinnert. Hayrettins Lachen, der Folterkammer des DETC-Gefängnisses entflohen, ist in Mersin nie angekommen. Dafür wartet es in Diyarbakir auf ihn.

14 Jahre der Schmetterlinge

DAS ENDE SEINER ODYSSEE

»Entschuldige, ich kann nichts für dich tun.«

Mustafa Başol, Schulleiter

Nicht ohne Hintergedanken hat Tahsin seinen Freund auf die siebenundzwanzigjährige Leyla aufmerksam gemacht. Kurz darauf treffen sich Leyla und Hayrettin in einer Patisserie. Viele Stunden diskutieren sie miteinander, und es entsteht eine tiefe Zuneigung zwischen ihnen. Vielleicht geht alles deshalb so schnell, weil beide in ihrem Leben viele Rückschläge erlitten haben und den Schritt in eine neue Zukunft wagen wollen.

*

Im Dezember 1998 führt Hayrettins Odyssee durch die Türkei endlich zurück nach Diyarbakir, der Hauptstadt seiner Heimat Türkisch-Kurdistan. Auf der Suche nach dem Rektor der Hürriyet-Schule kommt er ins Lehrerzimmer, wo er glattweg ignoriert wird. Keiner im Kollegium will ihn wahrnehmen. Keiner geht auf ihn zu, keiner schüttelt ihm die Hand, keiner grüßt ihn.

»Herzlich willkommen, Hayrettin Altun!« ruft er ironisch in die Runde. Erst jetzt schenken ihm seine Kollegen die gewünschte Aufmerksamkeit.

»Wir haben gedacht, du seist der Vater eines Schülers und im falschen Raum gelandet. Deshalb haben wir nicht reagiert«, rechtfertigt sich einer der Lehrer.

»Wenn ich wirklich der Vater eines Schülers wäre, dann hätte ich an eurer Stelle auch diesen Besucher begrüßt und ihm weitergeholfen«, entgegnet Hayrettin.

Glücklicherweise sollte diese erste Begegnung nicht symptomatisch sein. Zwar bekommt Hayrettin in den ersten drei Monaten keine Klasse zugewiesen, aber er fühlt sich halbwegs wohl in der Hürriyet-Schule, der Schule der »Freiheit«.

Als Schwangerschaftsvertretung übernimmt Hayrettin im März 1999 eine zweite Klasse. Unter den sechsundsiebzig Schülern sind lediglich zweiundzwanzig Mädchen, obwohl es eigentlich viel mehr sein müssten.

»Auch wenn wir Schulpflicht haben, überprüft niemand, ob alle Kinder kommen. Wenn die Polizei kontrollieren und die Kinder in die Schule schicken würde, müssten neue Gebäude gebaut werden – und das kostet Geld«, sagt Hayrettin. »Bei uns setzt sich die Polizei eben nicht für das Wohlergehen der Menschen ein. Wie das Militär dient auch die Polizei zur Unterdrückung der Menschen. Meiner Meinung nach will die Regierung nicht, dass Kurden gut gebildet sind und wir die Folgen des Bürgerkriegs überwinden.«

Gerade in den Köpfen der Kinder hat der Krieg seine Spuren hinterlassen. Als Hayrettin die achtjährigen Schüler Bilder malen lässt, sind auf dreiundzwanzig der sechsundsiebzig Zeichnungen Tiere mit roten Augen zu sehen.

»Aber die sehen ja alle gleich aus!« wundert er sich.

Eines der Mädchen erklärt es ihm: »Das ist unser Haus in der Nacht. Als mein Haus abgebrannt ist, haben die Augen der Tiere rot geleuchtet. Das kommt von den Flammen.«

Bis heute leiden Hunderttausende von Flüchtlingskindern unter Traumata aus der Zeit des Bürgerkriegs. »Sie haben miterlebt, wie sich Vater und Mutter gegen die Soldaten gewehrt haben. Wie ihre Eltern denken sie fortwährend an die Vertreibung. In ihren Angstträumen tauchen die Soldaten wieder auf«, erklärt Hayrettin Altun.

»Den meisten Erwachsenen geht es genauso schlecht wie ihren Kindern, auch wenn der Krieg endlich beendet ist.«

Die »Siegesbilanz« des Bürgerkriegs in der Türkei (1984–1999)

Am 1. Dezember 1998 verkündete PKK-Führer Abdullah Öcalan einen einseitigen Waffenstillstand und beendete damit die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Sicherheitskräften.

Auf einer Pressekonferenz zog Staatspräsident Süleyman Demirel im Dezember 1998 eine Bilanz des seit August 1984 tobenden Bürgerkriegs. Demnach waren zu diesem Zeitpunkt »bei 32 853 Vorkommnissen 5555 Angehörige der Sicherheitskräfte gefallen, und 11 168 wurden verwundet. Bei Angriffen gegen die Zivilbevölkerung wurden 5302 Zivilisten getötet und 5877 verletzt. Insgesamt betragen die Verluste bei den Terroristen 35 384«, gemeint waren PKK-Kämpfer oder deren Sympathisanten. »Von ihnen sind 23 938 tot, 749 verwundet, 8693 wurden lebend gefasst, und 2304 haben sich ergeben.«

Das sind präzise Zahlen, doch sie sind mit Vorsicht zu genießen. Oberst Bülent Dağsali erklärte bereits im Mai 1998, beim Kampf, »den die Türkischen Streitkräfte im Namen des Großen Generalstabs« führten, seien mehr als 40 107 »Terroristen unschädlich gemacht« worden. Gemäß seiner »Siegesbilanz« seien dagegen lediglich 5172 Soldaten, Polizisten und Dorfschützer als »Märtyrer« gefallen. Außerdem seien 5238 Zivilisten umgekommen. Schenkt man diesen Zahlen Glauben, dann sind mehr als 50 000 Menschen im türkisch-kurdischen Bürgerkrieg umgekommen. Von rund 9000 Dörfern wurden 3500 zerstört.

Im Februar 1999 wurde Öcalan in Kenia festgenommen und wegen Hochverrats in der Türkei angeklagt. Ende des Jahres erklärte die PKK einseitig den Verzicht auf Gewalt. Trotz des Waffenstillstands seitens der PKK setzte der türkische Staat seine Repressionen gegen die Zivilbevölkerung im Südosten fort.

*

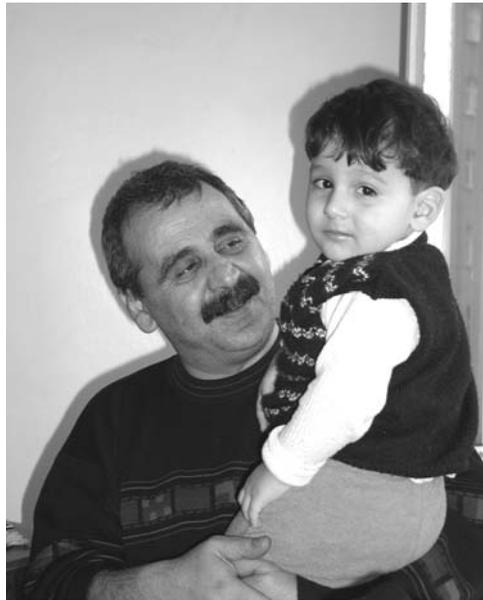
Die Probleme in seiner neuen Klasse sind keineswegs ungewöhnlich. Seine Vorgängerin hatte es noch mit hundertzehn Schulfängern zu tun und sich verständlicherweise schwer damit getan, so vielen Kindern auch nur die einfachsten Lerninhalte zu ver-

mitteln. Ständig war sie mit Ordnungsmaßnahmen beschäftigt gewesen. Am Ende des ersten Schuljahrs konnten vierunddreißig Schüler auf Grund ihrer Defizite nicht in die zweite Klasse versetzt werden. Aber selbst von den verbliebenen sechundsiebzig Schülern kann nur ein Drittel zufriedenstellend lesen und schreiben.

»Ich werde mich bemühen, sie wenigstens auf das gleiche Niveau anzuheben«, nimmt sich Hayrettin vor. »Zum Ende des Jahres sollen möglichst alle das Lesen und Schreiben beherrschen. Und ich werde versuchen, ihnen Mut zu machen und ihnen die Freude am Leben wiederzugeben.«

*

Mit dem Ende des Bürgerkriegs geht es auch bei den Altuns aufwärts. Zur Freude aller bringt Leyla im Februar 1999 Darjin zur Welt, ihr erstes Kind, Hayrettins vierter Sohn. Am 13. Mai heirateten sie – eher zufällig am Muttertag.



Der stolze Vater mit seinem dreijährigen Sohn Darjin.

»Ich mag keine großen Familientreffen«, erklärt Leyla mit sanfter Stimme, weshalb die beiden im kleinsten Familienkreis feiern und alles ganz schnell über die Bühne bringen: Der Hod-scha kommt ins Haus, vollzieht die religiöse Zeremonie und schon sind sie Mann und Frau, ohne dass irgendein Papier unterzeichnet worden wäre. Hayrettin staunt über sich selbst. »Ich hätte nie gedacht, dass ich nach dem Unfalltod meiner geliebten Raziye jemals wieder heiraten würde.«

Im Sommer des Jahres berät er mit Leyla über eine wichtige Entscheidung. Seine Gewerkschaftskollegen haben ihm die Kandidatur zum Başkani, dem Vorsitzenden der örtlichen Lehrergewerkschaft Eğitim-Sen in der şube, der Ortsgruppe Diyarbakir nahegelegt. Auch wenn ihn die Aufgabe reizt, spricht vieles dagegen.

Seitdem dreihundert Lehrer vor acht Jahren die Eğitim-Sen Ortsgruppe gegründet haben, ist von türkischen Sicherheitskräften wiederholt, jedoch ohne Erfolg versucht worden, das Büro in der kurdischen Bezirkshauptstadt zu schließen. Der Grund des aggressiven Einschreitens der Polizei liegt nicht zuletzt in dem erklärten Ziel der Gewerkschaft, den Unterricht in der eigenen Muttersprache führen zu dürfen – Repressionsmaßnahmen gegen Eğitim-Sen-Mitglieder und die Gewerkschaftsführung sind die Folge.

In ihrem Programm fordert die Gewerkschaft nicht nur Fortbildungsmaßnahmen für Pädagogen, sondern auch das Streikrecht, Reformen im Bildungsbereich, Verbesserungen der Lebensbedingungen für Lehrer sowie kostenlose Erziehung für alle Kinder. Eine Maßnahme, die viel Geld kosten würde – Geld, das bislang in den Krieg um Kurdistan geflossen ist und unter anderem im Bildungsbereich gefehlt hat.

Der Krieg um Kurdistan – Eine Kosten-Nutzen-Abwägung

Die Kosten des fünfzehnjährigen Bürgerkriegs gegen die PKK beliefen sich auf rund 100 Milliarden Dollar. Jeder Tag kostete

etwa 1,25 Millionen Dollar, die im Sozial-, Bildungs- und Gesundheitsbereich fehlten.

Im November 1998 waren laut *Hürriyet* 6153 Dörfer und Weiler unbewohnt und 2322 Schulen geschlossen. »Viehzucht und Landwirtschaft sind fast nicht mehr möglich«, schrieb die türkische Tageszeitung.

Angesichts so horrender Kosten stellt sich die Frage, warum die türkischen Regierungen in den achtziger und neunziger Jahren derart brutal jede Form separatistischer Bestrebungen seitens der Kurden niedergeschlagen und jeden Wunsch nach Eigenverantwortung unterdrückt haben. Das hat nicht nur historische und machtpolitische Gründe. Ein mitentscheidender, wenn auch gern verschwiegener Grund liegt in den immensen Rohstoffvorkommen Kurdistans.

Neben den reichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen (75 Prozent der Linsen, 95 Prozent der Pistazien u.v.a.m.) aus dem kurdischen Südosten wurde dort vor allem 100 Prozent des türkischen Erdöls gefördert. 1997 konnten damit 200 Trillionen Türkische Lira erwirtschaftet werden. Zudem floss in Euphrat und Tigris ein Drittel des türkischen Wassers.

Durch zwanzig Staudammprojekte des Südostanatolien-Projekts (GAP) soll in Zukunft eine Fläche von 1,7 Millionen Hektar bewässert werden. Türkisch-Kurdistan ist ein reiches Land und damit attraktiv für diejenigen, die seine Rohstoffe nutzen können.

Hayrettin ist sich der Gefahr bewusst, in die er sich mit seinem Amt begeben würde. »Zübeyir Akkoç, der Vorsitzende meiner Lehrgewerkschaft, ist Lehrer an der Hürriyet-Schule gewesen, so wie ich. Wie viele unserer Kollegen hat er auf den Listen der Todeskommandos gestanden.« Dann haben Unbekannte Akkoç in der Nähe des Schulgeländes aufgelauret, ihm in den Rücken geschossen und ihn mit gezielten Kopfschüssen umgebracht. Das alles ist gerade mal sechs Jahre her. »Soll ich das Angebot dennoch annehmen?« fragt Hayrettin seine Frau. »Du weißt, was das

für uns bedeutet: permanente Gefahr, vielleicht Verhaftungen, vielleicht eben noch Schlimmeres.«

Leyla lässt sich Zeit, überlegt und trifft einen mutigen Entschluss. »Ich trage deine Entscheidung mit, was immer auch kommen mag.«

Am 26. September, wenige Tage nach seinem fünfundvierzigsten Geburtstag, wird Hayrettin zum Vorsitzenden der örtlichen Lehrgewerkschaft Eğitim-Sen gewählt.

*

Im Mai 2000 erhält Hayrettin einen Anruf seines Chefs Mustafa Başol, er möge sofort in die Hürriyet-Schule kommen. Als er im Rektorat eintrifft, betreten zugleich zwei zivil gekleidete Sicherheitsbeamte den Raum.

»Wer sind die beiden?« erkundigt sich Hayrettin leise beim Schulleiter, wie er Vorstandsmitglied von Eğitim-Sen. Auf politischer Ebene arbeiten die beiden Gewerkschafter eng zusammen. Başol muss vorsichtig sein, sein Gesicht ist vor Nervosität gerötet. Offensichtlich fürchtet er die beiden Unbekannten.

»Entschuldige, ich kann nichts für dich tun«, flüstert der Rektor und verkündet mit lauter Stimme: »Herr Altun, Sie müssen Ihren Dienst in einer anderen Dorfschule antreten, sechzig Kilometer von Karaman entfernt.«

Hayrettin fällt aus allen Wolken. Ihm ist klar, dass die Anordnung auf der Grundlage der Artikel 285 und 430 des OHAL-Gesetzes erfolgt. Und er weiß, dass er sich im Moment besser auf keinerlei Diskussion einlässt. Schweigend nimmt er das Versetzungsdokument entgegen.

»Dürfte ich Sie bitten, mir noch zwei Tage in Diyarbakir einzuräumen?« fragt er. Başol bemüht sich um Unterstützung und telefoniert sofort. Die Antwort fällt jedoch ernüchternd aus.

»Morgen müssen Sie gehen!« sagt der Schulleiter steif.

Frustriert fährt Hayrettin nach Hause. Natürlich hat er als Vorsitzender von Eğitim-Sen damit rechnen müssen, verbannt zu werden. Zwangsversetzungen sind in den vergangenen Jahren

gezielt zur Schwächung der Lehrgewerkschaft eingesetzt worden. Dennoch trifft ihn die Strafaktion wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Von einem Tag zum anderen soll er die Koffer packen und seine zwölfte Stelle antreten, sechshundertsiebzig Kilometer westlich von Diyarbakir.

Zu Hause lässt er seiner Wut freien Lauf. »Dieser ewige Druck, der auf uns lastet! Wenn wir die Wahrheit über unser Schulsystem sagen, werden wir ins Exil verbannt!« wettet Hayrettin. »Unser Schulsystem ist auf der Basis des türkischen Rassismus und Nationalismus gegründet!« Schweigend hört ihm Leyla zu. Er weiß, dass sie seine Meinung teilt.

»Nichts steht über uns in den türkischen Schulbüchern, nichts über die kurdische Minderheit. Nichts von Kurdistan. Kurdische Bücher sind verboten. Kurdische Lehrer müssen lehren, was in den türkischen Lehrbüchern steht. Wenn ich das Wort ›Kurde‹ oder ›Kurdistan‹ schreibe, begehe ich ein Verbrechen. Leute, die als heikel eingestuft werden, müssen mit ihrer Verbannung rechnen. Ich kenne mehr als hundertsechzig Kollegen, die strafversetzt worden sind. Und jetzt glaubt die Regierung, ich sei gefährlich!«

Wie sollen sich die beiden entscheiden? Wenn Hayrettin der Anordnung Folge leistet, landen sie im türkischen Teil des Landes, irgendwo am Nordrand des Mittleren Taurus. Leyla fürchtet die Ausgrenzung in der türkischen Gesellschaft und Hayrettin die Isolierung ohne jede Möglichkeit, sich politisch zu engagieren.

Am schwersten aber wiegt die Tatsache, dass ihre Familie auseinandergerissen würde. Leyla käme mit Darjin sicher mit und vielleicht auch Gülistan, aber die drei älteren Söhne würden ihnen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht folgen können oder wollen: Rojhat, der wegen des Vorwurfs der weit zurückliegenden PKK-Unterstützung verurteilt worden ist, muss für zwölf Jahre in Haft. Besuche bei ihm wären auf Grund der Entfernung kaum möglich. Jehat wird nach dem Militärdienst seinem Beruf als Elektriker in Diyarbakir nachgehen. Firat besucht noch das Gymnasium und will sich danach zum Musiklehrer ausbilden lassen. Auch Hayrettins Geschwister Hayriye und Fehmi und die

anderen Familienmitglieder werden Diyarbakir nicht verlassen – es sei denn, sie können eines Tages alle gemeinsam in ihr Heimatdorf zurückkehren.

Hayrettin steht vor einer folgenschweren Entscheidung, denn wenn er die Versetzungsanweisung ablehnt, wird er vom Dienst suspendiert. Einmal mehr diskutieren die Eheleute bis tief in die Nacht miteinander, am nächsten Morgen steht ihr gemeinsamer Beschluss fest: Schweren Herzens reicht Hayrettin seinen Rücktritt ein und gibt damit die Tätigkeit als Lehrer auf, die er in all den Jahren mehr als innere Berufung denn als Beruf empfunden hat.

»Ohne meine Familie schaffe ich das nicht.« Hayrettin ist verzweifelt. Finanziell blickt er in eine ungewisse Zukunft. Als Vorsitzender der Lehrgewerkschaft erhält er keinen Lohn, dazu fehlen Eğitim-Sen schlichtweg die finanziellen Mittel. Zukünftig werden die Altuns von seiner schmalen Pension leben, die rund sechzig Prozent dessen beträgt, was er als Lehrer bekäme – eine enorme Belastung für eine siebenköpfige Familie, zumal in

Zeiten einer immens hohen Inflationsrate und einer harten Rezession.

Hayrettins Wiederwahl zum Vorsitzenden der Lehrgewerkschaft im Juni 2000 ist reine Formsache. Auf dem Wahlkongress in Diyarbakir hält er eine Rede über die Situation des Bildungswesens in der Türkei und die ungelöste Kurdenfrage. Damit handelt er sich das nächste Strafverfahren ein, aber das ist er mittlerweile schon gewohnt.



Auf dem Kongress der Gewerkschaft Eğitim-Sen im Juni 2000 wird Hayrettin als Vorsitzender der Ortsgruppe Diyarbakir bestätigt.

Diyarbakir – Sammelbecken der Armen

Durch die maßgeblich vom Bürgerkrieg verursachte Landflucht wuchs die Zahl der Einwohner in den größeren Städten in Türkisch-Kurdistan seit Anfang der neunziger Jahre explosionsartig an. Allein in der Bezirkshauptstadt Diyarbakir vervierfachte sich die Einwohnerzahl nahezu von 380 000 (1990) auf offiziell 1,4 Millionen (2000). Die reale Zahl dürfte noch höher liegen.

Im Jahr 1997 verfügten rund 85 Prozent der Menschen in Diyarbakir über ein Einkommen unterhalb der von den Vereinten Nationen definierten Armutsgrenze. Laut Auskunft von Dr. Ahmet Özer von der Universität Mersin lag das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen in der Türkei bei rund 2500 Dollar im Jahr, in Diyarbakir bei 283 Dollar. Im Gegensatz zu offiziellen Angaben hatte die Arbeitslosenquote 70 Prozent erreicht.

Für eine normale Ernährung benötigt ein erwachsener Mensch laut Aussage des Staatlichen Planungsamts der Türkei 3000 Kalorien. Legt man diesen Wert zugrunde, dann leben 14,2 Prozent der Türken unter der Armutsgrenze, in Diyarbakir sind es 39,7 Prozent.

LEYLAS LIEBE

»Falls Hayrettin etwas zustößt,
werde ich seinen Weg gehen.«

Leyla Altun

Der furchtlose Hayrettin Altun – im Gefängnis haben sie sich an ihm die Zähne ausgebissen, aber wenn er fliegen soll, schlottern ihm die Knie! Manchmal muss Hayrettin lachen, wenn er denkt, dass es Menschen gibt, die ihn bewundern. Wenn die wüssten, was für Sorgen ihn zuweilen plagen. Im August 2000 beispielsweise soll er an einer Versammlung in Istanbul teilnehmen, und

weil er mächtig unter Zeitdruck steht, fährt er zum Flughafen, wo ihm allein der Anblick des Fliegers Schweißperlen auf die Stirn treibt. Dennoch gibt sich Hayrettin einen Ruck, nimmt all seinen Mut zusammen und besteigt die Höllenmaschine.

Im Flugzeug packt ihn die nackte Angst. Beim Start krallt er sich krampfhaft am Sitz fest. Vergeblich versucht eine Stewardess, ihn während des Fluges zu beruhigen. Die Landung wird zum Horrorszenario. Mit wackligen Beinen verlässt Hayrettin die Maschine und schwört sich, in Zukunft einen riesigen Bogen um alle Flugplätze dieser Welt zu machen.

»Die eineinhalb Stunden im Flugzeug sind schwerer zu ertragen als die zweiundzwanzig Stunden, die ich mit dem Bus nach Istanbul benötige«, gesteht der ansonsten so selbstbewusste Chef der Lehrgewerkschaft ein wenig kleinlaut. Und das, obwohl ihm beim Busfahren mitunter schlecht wird.

*

In seinem Büro hinter dem wuchtigen Schreibtisch ist der Eğitim-Sen-Vorsitzende ganz in seinem Element. Seine Vorstandskollegin Zemzen Fedai hat auf der Couch Platz genommen.

»Was ist mit dem Geld, das wir von der Regierung für unsere Schüler erhalten? Das Schulgeld wird weiterhin auf der Basis der Einwohnerzahl vor dem Krieg berechnet.« Hayrettin spricht genauso engagiert, wie er es in einem Saal vor Hunderten von Zuhörern täte. Für ihn macht das keinen Unterschied. Nach Kräften kümmert er sich um die Menschen, die unter den politisch motivierten Entscheidungen des Staates leiden.

»Die durchschnittliche Klassenstärke liegt in Diyarbakir bei 82,5 Schülern, viele Klassen bestehen aus mehr als hundert Kindern«, berichtet er. »Unter diesen Rahmenbedingungen können wir Lehrer nicht erfolgreich unterrichten. Regulärer Unterricht ist schwer möglich, höchstens eine Art persönlicher Betreuung einiger weniger. Die Kinder haben verständlicherweise große Probleme, in solch riesigen Gruppen zurechtzukommen.

»Vor allem die Mädchen«, wirft Zemzen ein, »die in die Schu-

le geschickt werden. Aber das Problem beginnt bereits zu Hause: Rund fünfunddreißig Prozent der Kinder gehen gar nicht erst zur Schule, denn viele Familien schicken nur ihre Söhne hin. Gerade mal zehn Prozent der Mädchen besuchen eine Schule, rund neunzig Prozent bleiben zu Hause. Sie müssen bei der Hausarbeit helfen, viele von ihnen werden mit siebzehn Jahren verheiratet.«

*

Trotz aller Demokratiebekundungen türkischer Regierungspolitiker bleibt die Türkei auch im Sommer 2001 ein heißes Pflaster. Am 31. August, dem Vortag des weltweit gefeierten Antikriegstags, machen sich in Diyarbakir Abertausende festlich gekleideter Kurdinnen und Kurden auf den Weg zum Abfahrtsplatz der Busse, die sie zur zentralen Kundgebung nach Ankara bringen sollen.

Dabei werden sie von einer unglaublichen Anzahl bewaffneter Sicherheitskräfte kontrolliert und überwacht. An den Verkehrsknotenpunkten stehen gepanzerte Fahrzeuge bereit, um gegebenenfalls sofort mit Waffengewalt einzuschreiten.

In der ganzen Stadt drohen Soldaten und Polizisten mit G3-Gewehren und MP5-Maschinenpistolen, versteckt zwischen den Häusern oder in den Eingängen der Kasernen.

Am 1. September kommt es in Istanbul, Ankara und anderen Städten zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Kurden und den Sicherheitskräften, die erst Schlagstöcke, später auch ihre Schusswaffen einsetzen. Neutrale Beobachter gewinnen den Eindruck, dass die Provokationen von den Soldaten und Jandarmas ausgehen, nicht aber von den friedlichen Demonstranten.

Als Hayrettin am Antikriegstag vom Büro der Lehrgewerkschaft nach Hause fährt, stoppt die Polizei seinen Wagen und zwingt ihn, mitzukommen. Stundenlang muss er auf der Polizeiwache mit dem Gesicht zur Wand stehen und dabei die übelsten Drohungen über sich ergehen lassen.

»Wir töten alle Kurden! Wir werden die kurdische Kultur zerstören!« wird er attackiert.

»Warum sind sie so aggressiv? Wahrscheinlich werden sie mich wieder ins Gefängnis werfen«, vermutet Hayrettin. Aber nach zehn Stunden darf er dann doch nach Hause gehen.

Nur einen Monat später wird er erneut mit der Gewalt der Sicherheitskräfte konfrontiert. Bei den politischen Kundgebungen zum internationalen Lehrertag am 5. Oktober marschieren Polizisten vor dem Gewerkschaftsgebäude in Diyarbakir auf und dringen mit Maschinenpistolen in die Räume von Eğitim-Sen ein.

»Immerhin sind sie in diesem Jahr nicht so gewalttätig wie in den beiden Vorjahren gewesen.« Hayrettin ist ganz zufrieden, denn das zuständige Gericht hat ihre in Kurdisch verfasste Einladung zur Lehrerversammlung erstmals nicht als Propaganda bewertet. Als Eğitim-Sen-Vorsitzender wird Hayrettin bedroht, mehr passiert aber nicht.

Rosige Zeiten für weitere Waffengeschäfte

Nach Taiwan, China und Saudi-Arabien ist die Türkei der viertgrößte Rüstungsimporteur der Welt. Laut Angaben des Friedensforschungsinstituts SIPRI (Stockholm International Peace Research Institute) erhielten die türkischen Militärs Waffen im Wert von 955 (1997), 1767 (1998), 1180 (1999), 684 (2000) und 442 (2001) Millionen Dollar.

Die von SPD und Grünen geführte Bundesregierung lieferte 1999, im Jahr der offiziellen Beendigung der kriegerischen Auseinandersetzungen, Rüstungsgüter im Wert von 1,91 Milliarden DM an die Türkei. Regierungspolitiker verwiesen darauf, dass neben neuerlichen Genehmigungen auch Verträge der CDU/CSU-FDP-Vorgängerregierung zu erfüllen gewesen seien. Damit war die Türkei mit riesigem Abstand das Empfängerland Nr. 1 deutscher Waffen. Im Jahr 2000 erhielt das türkische Militär aus Deutschland u.a. Herstellungsausrüstung für Rüstungsgüter, Teile für Kampfschiffe und Luftfahrzeuge im Wert von 510,1 Millionen DM. Nach den USA blieb die Türkei damit das bedeutendste Empfängerland deutscher Waffen. Für 2001 bestätigte die Bundesregierung

in ihrem Rüstungsexportbericht 253 Exportgenehmigungen für Waffen im Wert von 327,3 Millionen DM, vor allem Kleinwaffen und Militärfahrzeuge.

Der Grund für die insgesamt rückläufigen Waffentransfers an Ankara lag einerseits an der dramatischen Wirtschaftskrise der Türkei. Andererseits konnte der Generalstab auf den erfolgreichen Aufbau einer Rüstungsindustrie zur eigenständigen Waffenproduktion auf Lizenzbasis verweisen.

Wenn es nach dem Willen der Militärs in Ankara geht, dann werden bis zum Jahr 2025 für das geplante Modernisierungsprogramm 150 Milliarden Dollar investiert. Größter Einzelposten ist die Beschaffung von 1000 Kampfpanzern, wobei dem deutschen Leopard-2 große Chancen eingeräumt werden.

*

Am Morgen des 30. Oktober kocht Leyla noch in der Küche, wenige Stunden später wird sie von ihrem Mann in die Klinik gefahren. Mit Arjin bringt sie ihren zweiten Jungen zur Welt, Hayrettins fünften Sohn. Die Familie gönnt sich nur eine kurze Atempause. Dann ist Leyla wieder auf den Beinen und Hayrettin am Rednerpult.

»Ich bemühe mich um die Lösung sämtlicher Probleme, die meine Kollegen haben, und um die Verbesserung der Schul-situation aller Kinder. Dazu brauchen wir mehr Rechte, aber auch mehr Geld für wesentlich kleinere Klassen«, fordert Hayrettin, der ganz in seinem Element ist, wenn es um die Behebung des Bildungsnotstands geht. »Eigentlich bräuchten wir viel mehr Menschen von Hayrettins Art«, kommentiert Fehmi das politische Engagement seines Bruders.

Auch Leyla unterstützt ihren Mann nach Kräften. »Ich finde es gut, dass er den Job als Vorsitzender der Lehrgewerkschaft angenommen hat«, sagt sie, »auch wenn das ein gefährlicher Beruf ist. Natürlich mache ich mir manchmal Sorgen um ihn. Wenn er außer Haus geht, bin ich mit meinen Gedanken bei ihm. Aber Hayrettin kämpft für die Zukunft der Kinder – und die liegt

mir auch sehr am Herzen. Ich unterstütze Hayrettins Einsatz für mehr Gerechtigkeit. Gerade in diesen harten Zeiten braucht er meinen Rückhalt. Wir beide wissen, dass sie ihn jederzeit wieder verhaften können.«

»Eigentlich haben wir uns daran gewöhnt«, wirft Sohn Jehat ein, »Papa sitzt eben oft in Untersuchungshaft.«

Leyla weiß natürlich, dass ihr Mann im Gefängnis gewesen und gefoltert worden ist, auch wenn sie nie mit ihm über die Foltermethoden gesprochen hat. »Ich liebe ihn, deshalb habe ich ihn geheiratet. Nur in meiner Kindheit bin ich so glücklich gewesen wie heute. Selbst wenn unsere Lage nicht leicht ist, sind das die glücklichsten Jahre meines Lebens«, sagt sie und lächelt charmant.

Hayrettin schenkt ihr ein Lachen, das seinen Dank nicht besser ausdrücken könnte. »Die Gesellschaft verändert sich eben nicht durch Zuschauen, Abwarten ist sogar schädlich«, sagt er kämpferisch. »Wenn du deine Vorstellungen entwickelt hast und die Kraft zur Umsetzung in dir verspürst, dann musst du handeln.«

Gehandelt hat Hayrettin zeitlebens, das hat ihm eine Odyssee von Strafversetzungen quer durch die Türkei, letztlich den Ausstieg aus dem Lehrerberuf und die Arbeitslosigkeit eingebracht. Und immer noch wirkt er wie ein stürmischer junger Welteroberer, wenn er voller Energie verkündet, er werde seinen friedlichen Kampf für Reformen, für Menschenrechte und die Veränderung der Gesellschaft fortsetzen, solange er lebt.

»Und falls Hayrettin etwas zustößt, werde ich seinen Weg gehen«, verkündet die ansonsten so zurückhaltende Leyla liebevoll und selbstbewusst zugleich.

Reformbeschlüsse 2002 –

Ist die Türkei reif für die Europäische Union?

Mit dem einseitigen Gewaltverzicht der PKK und dem Ende des Bürgerkriegs erhielt die Türkei im Dezember 1999 den Status eines EU-Beitrittskandidaten. Konkrete Verhandlungen sind an

die Erfüllung der Vorgaben der »Kopenhagener Kriterien« geknüpft. Sie umfassen politische Kriterien (institutionelle Stabilität, demokratische und rechtsstaatliche Ordnung, Wahrung der Menschenrechte, Schutz von Minderheiten etc.), wirtschaftliche Kriterien (funktionsfähige Marktwirtschaft, die Fähigkeit, dem EU-Wettbewerbsdruck standzuhalten etc.) und weitere Verpflichtungen.

Einer Meinungsumfrage in der Türkei zufolge begrüßten im Februar 2002 68 Prozent der Bevölkerung den Beitritt ihres Landes zur EU. Anfang August 2002 hat das türkische Parlament weitgehende Reformgesetze verabschiedet, die dem Land die EU-Mitgliedschaft ermöglichen sollen. Wichtige Verbesserungen sind die Stärkung grundlegender Bürgerrechte (Rede- und Pressefreiheit, Versammlungsrecht etc.), die begrenzte Erlaubnis zur Ausstrahlung von Radio- und Fernsehprogrammen und der Privatschulunterricht in nichttürkischen Sprachen sowie die Abschaffung der Todesstrafe in Friedenszeiten.

Entscheidend wird die praktische Umsetzung der Reformen durch die konservativ-islamische Regierung unter Ministerpräsident Abdullah Gül sein, dessen Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) am 3. November 2002 die Parlamentswahlen gewonnen hat und auf einen schnellstmöglichen EU-Beitritt drängt. Doch nach wie vor stellen eine Reihe von ungelösten Problemen den EU-Beitritt massiv in Frage. Dazu gehören u.a. die noch immer katastrophale Menschenrechtslage und die dramatische Situation in den Gefängnissen (Folter, Vergewaltigungen, Verlegung von Gefangenen in Einzelzellen etc.) ebenso wie die Konsolidierung der maroden Wirtschaft, die Beschränkung der politischen Einflussnahme des Militärs, die Lösung der Zypernfrage und die Regelung des friedlichen Zusammenlebens von Türken und Kurden.

*

Seit die Türkei in die Europäische Union drängt, führt die Regierung ständig die Demokratisierung im Munde. Hayrettin hat

jedoch große Zweifel an der Umsetzung der versprochenen Reformen. Nach wie vor gibt es schwerste Menschenrechtsverletzungen und auch Repressionen gegen die Partei HADEP, deren Mitglied er seit den Gründungstagen ist.

Allein im Jahr 2001, so eine Studie der Menschenrechtsstiftung Türkiye İnsan Hakları Vakfı (TIHV), sind fünfundfünfzig HADEP-Parteibüros durchsucht und fast dreieinhalbtausend Funktionäre der Partei festgenommen worden. »Die Reformen sind gut für die Regierung«, urteilt er nüchtern, »aber noch weit weg von dem, was uns Kurden im praktischen Leben nutzt.«

Nicht anders sieht das Osman Baydemir, der Vorsitzende der Menschenrechtsorganisation İnsan Hakları Derneği (IHD) in Diyarbakir. Hayrettin Altun, der Mitglied des IHD ist, trifft den Rechtsanwalt häufig bei Verbandstreffen oder den Zusammenkünften der Demokratieplattform, einem Verband von mehr als dreißig Gruppen in Diyarbakir.

Formal seien viele EU-Kriterien verabschiedet, in der Praxis aber sind sie nach Baydemirs Einschätzung alle unerfüllt. »Die Türkei hat ihre Hausaufgaben noch nicht erledigt, weil sie mit einer Phobie an die Aufnahmebedingungen herangeht.« Einen der maßgeblichen Gründe dafür sieht der IHD-Vorsitzende »in der Angst der Türkei, Kurdistan könne sich im Rahmen der Neuorientierung von der Türkei lösen«. Das jedoch sei nicht das eigentliche Problem. Vielmehr sei die wirtschaftliche Lage desaströs, »so dass Millionen von Türken und Kurden lieber heute als morgen abwandern würden. Genau aus diesem Grund muss die Türkei attraktiv werden«, fordert er. Dazu gehören für Baydemir vor allem »massive Fortschritte in der Menschenrechtsfrage«.

Darin stimmt Hayrettin durchaus mit ihm überein. »Doch der Weg zur Wahrung von Menschenrechten und der Verwirklichung von Demokratie ist eben lang und weit.«

IHD – lebensgefährlicher Einsatz für die Menschenrechte

Am 17. Juli 1986 gründeten Menschenrechtler den İnsan Hakları Derneği (IHD). Seit seiner Gründung sahen sich die Repräsentanten und Mitglieder des Menschenrechtsverbands massiver staatlicher Repression ausgesetzt, unzählige Male wurden sie mit Anklagen und Prozessen überhäuft. Im Jahr 2000 zählte der Verein beachtliche 19 000 Mitglieder und Förderer und rund 50 Zweigstellen.

Am 12. Mai 1998 wurde der IHD-Vorsitzende Akin Birdal durch zwölf Schüsse lebensgefährlich verletzt. Im folgenden wurde ihm der Prozess gemacht, während die Drahtzieher des Attentats in Freiheit blieben. Wegen seiner Kritik am Bürgerkrieg wurde Birdal Mitte 2000 für mehrere Monate inhaftiert. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der IHD vierzehn Mitglieder verloren.

Im Mai 2000 wurde das IHD-Büro in Diyarbakir zum wiederholten Male für mehrere Monate geschlossen, sieben IHD-Büros wurden gänzlich verboten. Am 25. Januar 2001 besetzte die Polizei mehrere IHD-Büros, zum ersten Mal auch die Zentrale in Ankara.

Im November 2002 wurde die türkische Rechtsanwältin Eren Keskin, stellvertretende IHD-Vorsitzende von Istanbul, mit einem einjährigen Berufsverbot belegt. Die Menschenrechtlerin war bereits 1995 wegen »Verleumdung des Militärs« für sechs Monate in Haft. 1997 wurde sie zu 13 Monaten Haft verurteilt, da sie das Wort »Kurdistan« in einem Interview verwendet hatte. Die Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Im gleichen Jahr gründete sie in Istanbul ein Rechtshilfeprojekt zum Schutz inhaftierter, vergewaltigter und sexuell gefolterter Frauen. Derzeit laufen mehr als 100 Strafverfahren gegen Keskin.

DIE MAUERN NIEDERREISSEN

»Ich würde genau an dieser Stelle einen Park bauen,
in dem Mädchen und Jungen heruntollen
und Schmetterlinge frei fliegen.«

Hayrettin Altun

Ihre letzten Lebensjahre hat Saniye Altun in Hayrettins Appartement im fünften Stock des siebenstöckigen Wohnblocks verbracht, in dem auch Hayriye wohnt. Die Zimmer sind hell und vergleichsweise geräumig.

»Alte Menschen überleben nicht in der Stadt.« Hayrettin kann mitempfinden, wie sich seine Mutter in Diyarbakir fühlt, weitab von der vertrauten und liebgewonnenen Dorfgemeinschaft, wo sie geboren wurde und aufgewachsen ist, wo sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht hat.

»Hayrettin, bitte lass uns zurückkehren, nach Hause, nach Tîyaks«, hat Saniye ihren Sohn angefleht. »Für mich ist es nicht schlimm, in einer einfachen Hütte zu schlafen. Ich brauche diese Wohnung nicht. Das ist doch kein Leben in Diyarbakir. Die Nachbarn fragen mich nicht einmal, wie es mir geht oder was ich heute gemacht habe.«

Nur zu gerne hätte Hayrettin ihrem Drängen nachgegeben. Aber er musste Geld verdienen und seine Familie ernähren. Außerdem war die Region um Tîyaks noch immer OHAL-Ausnahmegebiet, Teile des Dorfes zerstört, ein vollständiger Wiederaufbau noch in weiter Ferne. Stellen für Lehrer gab es in der Gegend kaum – und für ihn, den Dissidenten, schon gar nicht.

Die letzten Tage vor ihrem Tod hat Hayrettins Mutter zu phantasieren begonnen, hat erzählt vom Leben in Tîyaks, von ihren Freundinnen und Bekannten, von Geburten und Hochzeiten, von traditionellen und familiären Festen. Am 3. Juli 2000 ist Saniye im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben.

»Sie hat auf dem Feld gearbeitet und sich um uns Kinder

gekümmert. Von meiner Mutter habe ich gelernt, die Menschen zu lieben. Von ihr habe ich erfahren, was Humanität bedeutet.« Mit ihrem freundlichen Wesen, ihrer Friedensliebe und ihrer Lebensfreude hat sie Hayrettin entscheidend geprägt. Allerdings war ihr die Lebensfreude abhanden gekommen, seit türkische Soldaten ihr Heimatdorf zusammengeschossen hatten.

Die letzten acht Jahre ihres Lebens hat sie sich an einen Traum geklammert, der nie in Erfüllung gehen sollte: die Rückkehr nach Tıyaks. Die Vernichtung eines Dorfes bedeutet mehr als Rauch und Ruinen. Mit den Mauern werden Familienstrukturen zer schlagen, wird Lebensglück ausgelöscht, gehen Menschen zugrunde. Was die Überlebenden verloren haben, lebt in ihren Erinnerungen fort. Auch noch so solide gebaute neue Häuser können diesen Verlust nicht ersetzen. Saniye Altun ist zur Leidtragenden einer Politik der verbrannten Erde geworden, die die Dorfbewohner kollektiv zu Opfern gemacht und die Existenzgrundlage – gerade alter Menschen – unwiederbringlich zerstört hat.

Von der Wohnung sind es nur wenige Fahrminuten zum Friedhof Iskanevleri Mezarligi, auf dem viele Familienangehörige und Bekannte der Altuns begraben liegen. Zum Schutz vor Grab schändern sind Stahlkäfige um die meisten Anlagen herum errichtet.

Hayrettins Mutter liegt im schönsten Teil des Friedhofs, dort wo die großen Grabsteine wuchtig und stilvoll geformt sind. Die Grabinschrift verrät ihre Lebensdaten: D.T. 1925, das Jahr der Geburt, Ö.T. 3.7.2000, der Tag des Todes. Kunstvoll gestaltete Rundungen, Blumen und die typische hellgrüne Bemalung verleihen Saniyes Grab etwas Freundliches.

Hayrettin geht weiter. An einem wuchtigen Grab mit einer rötlich bemalten Betoneinfassung bleibt er stehen. Hier liegt seine erste Frau begraben. Raziye Altun: D.T. 1958, Ö.T. 26.7.1994.

»Heute wäre sie Mitte Vierzig. Die Periode von 1992 bis 1994 ist die dunkelste Zeit gewesen. Alles war so schrecklich.« Mehr sagt Hayrettin nicht, steht schweigend da. Will nicht mehr sagen, kann nicht mehr sagen. In seinem Kopf läuft ein Film ab, der ihm



Auf diesem Friedhof fern der Heimat Tiaks sind Hayrettins Mutter, seine erste Frau Raziye, sein ermordeter Neffe Abdi und viele weitere Verwandte und Bekannte begraben.

die schlimmsten Ereignisse seines Lebens vorführt. Damals ist er zum Alkoholiker geworden. Ein Wunder, dass er überlebt hat.

Stumm schreitet er zum nächsten Feld, steigt vorsichtig über die Erdhaufen der Säuglinge und Kleinkinder, die namenlos querbeet beerdigt liegen. Einzig zwei Backsteine kennzeichnen die Lage der Kinderkörper.

1993, 1993, 1993, 1992, 1994, 1992. In den Jahren des Bürgerkriegs ist der Friedhof gewaltig gewachsen, Woche für Woche sind aus den Dörfern des Bezirks Diyarbakir immer weitere Särgе mit den sterblichen Überresten der Opfer angeliefert worden. Die meisten Grabsteine tragen Daten aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre, als türkische Soldaten dreieinhalbtausend Dörfer dem Erdboden gleichgemacht haben – Tîyaks ist nur eines von ihnen.

»Von den ehemals zweitausend Einwohnern unseres Dorfes leben die meisten heute in Diyarbakir, rund sechshundert. Andere Familien sind nach Istanbul, Izmir oder Mersin geflohen.« Hayrettin hat seine Stimme wiedergefunden.

Abdi Altun, D.T. 1960, Ö.T. 2.28.1994. Was die Inschrift nicht verrät, ist die Todesursache: Mord per Kopfschuss. Wenige Schritte weiter Sabri Ayyildiz: D.T. 1.2.1966, darunter das Datum seines Todes: 19.8.1993. Ein breiter Sockel, eine gewichtige Einfassung, ein Grabstein mit schräggestellter Platte.

»Hier liegt der Mann mit den abgeschnittenen Ohren und den herausgebohrten Augen. Seine Leiche haben Regierungssoldaten den Bewohnern Tîyaks zur Identifizierung vorgeführt.« Hayrettin ringt mit den Tränen. Er schneuzt sich, fragt, ob wir weitergehen können. Jede weitere Frage wäre eine zuviel, dann aber erzählt er doch.

»Ziel der Soldaten ist es gewesen, uns zu verängstigen. In manchen Fällen haben sie die Ohren in Säure geworfen.« Unwillkürlich zieht Hayrettin den Bund seines Autoschlüssels aus der Hosentasche. »Nachdem das Fleisch abgelöst worden ist, sind die Knorpel von Regierungssoldaten zu Schlüsselanhängern umfunktioniert worden. Manchmal haben sie auch Fingerknochen getöteter Kurden drangehängt.«

Mit einem Taschentuch wischt er sich das Gesicht trocken. »Historisch gesehen, ist die Regierung immer grausam gegen uns Kurden gewesen. Ich glaube aber nicht, dass sie damit gerechnet hat, dass der Widerstand in so kurzer Zeit so stark wachsen würde.«

Wahrscheinlich aber haben auch die Dorfbewohner nicht damit gerechnet, dass so viele



Der Grabstein von Abdi Altun. Hayrettins Neffe wurde durch einen gezielten Kopfschuss getötet.

von ihnen in so jungen Jahren auf dem Friedhof Iskanevleri Mezarligi begraben würden.

*

Auf dem Rückweg fährt Hayrettin wie jeden Tag an dem Gebäude vorbei, das seine schlimmsten Erinnerungen hinter hohen Mauern bewahrt. Das Wohnhaus der Altuns liegt nur rund fünfhundert Meter vom DETC-Gefängnis entfernt.

»Nein, ich verspüre keine Rache- oder Hassgefühle. Aber jenseits dieser Empfindungen weiß ich, dass wir die Strukturen ändern müssen, wenn wir die Demokratie leben wollen«, sagt Hayrettin. Hinter dem Stacheldraht in vier, fünf Metern Höhe patrouillieren wie damals Soldaten mit G3-Gewehren im Anschlag und beobachten mit Argusaugen aus ihren Wachtürmen, ob einer der Gefangenen einen Fluchtversuch unternehmen oder ein Passant verbotenerweise ein Foto machen will.

Noch immer werden hier politische Häftlinge gefangengehalten. »Als sie mich eingesperrt haben, sind wir etwa dreitausendfünfhundert Gefangene gewesen, jetzt leben hier rund zweitausend Menschen. Die Zahl ist unvorstellbar hoch, zumal das Gefängnis groß, aber nicht riesig ist.«

»Ich will es vernichten«, sagt Hayrettin, ansonsten die Friedfertigkeit in Person, mit fester Stimme, »das wäre so wundervoll, sollte ich diese Entscheidung zu treffen haben. Ich würde eigenhändig die Mauern niederreißen und genau an dieser Stelle einen Park bauen, in dem Mädchen und Jungen heruntollen und Schmetterlinge frei fliegen.«

HAYRETTINS TRAUM

»Wir werden all das unternehmen, was ich in meiner Jugend unternommen habe.«

Hayrettin Altun

Bis heute führen einige versprengte Guerillagruppen in den Bergen einen aussichtslosen Kampf gegen die Übermacht der türkischen Streitkräfte.

Was am 9. Oktober 2001 in Tıyaks geschieht, hat mit dem versprochenen Frieden wenig gemein: Gegen fünf Uhr morgens dringen etwa tausend Soldaten mit G3-Gewehren aus den umliegenden Städten Kulp, Lice und Muş in das Dorf ein und treiben die dreihundert Einwohner vor dem großen Teppichhaus zusammen, die jüngsten etwa zwei Jahre alt, die ältesten gut siebzig. Getrennt nach Geschlechtern lassen sie die Menschen stundenlang stehen, später auf dem Boden sitzen. Immer wieder werden die Bewohner herzitiert, damit sie ihre Häuser für die Durchsuchungsaktionen aufschließen.

Mit der Zeit verspüren sie Hunger und Durst und werden immer wütender.

»Lasst uns Wasser holen! Oder bringt uns Wasser!« rufen mehrere Menschen.

Die Soldaten zeigen sich unerbittlich. »Dazu haben wir keine Erlaubnis«, lautet die knappe Antwort. Statt dessen werden die Wartenden eingeschüchtert. Drohend richten Soldaten G3-Gewehre mit Bajonetten auf die Menschenmenge. Die Situation spitzt sich bedrohlich zu.

Hayriye hält sich zufällig an diesem Tag zu Besuch in Tıyaks auf, jetzt ist sie unter den Eingekeuselten. Sie hat nicht die Kraft, diese Strapazen auszuhalten. Mit einem Mal fällt sie zu Boden, wo sie liegen bleibt.

Obwohl mehrere Soldaten ihre Bajonette auf den G3-Gewehren gegen Neval richten, nimmt Hayriyes Tochter all ihren Mut zusam-

men. »Meine Mutter ist krank. Sie hat Probleme mit dem Herzen und den Knochen. Sie muss sich hinlegen! Holt einen Arzt, bitte!« ruft Neval. Aber vergeblich, nichts passiert. Stundenlang lassen die Soldaten Hayrettins Schwester in der Sonne darben.

»Mein Blutdruck! Hilft mir denn keiner?« fleht die Zweiundsechzigjährige. Endlich bequemen sich ein paar Soldaten zu ihr.

»Mitkommen!« fordert einer der Uniformierten Hayriye, ihren Bruder Fehmi, ihre Tochter Neval und einen Nachbarn auf.

»Wir suchen nach Beweismaterial«, so die Standardbegründung, bevor die Militärs damit beginnen, Kleider aus dem Schrank zu schleudern und das Bettzeug auf den Boden zu werfen. Hayriye ist so erschöpft, dass sie sich nicht wehren kann.

»Was suchen Sie?« fragt Neval mutig.

»Waffen!« entgegnet einer der Uniformierten unwillig.

»Wer sagt, dass wir hier Waffen haben?« hakt die junge Frau mit den langen Haaren nach.

»Einer der Dorfbewohner hat uns informiert. Und jetzt ist Ruhe, oder –«

Sie wissen, dass Schweigen besser ist als alles, was gleich kommen kann. Einmal mehr müssen sie eine Hausdurchsuchung ohnmächtig über sich ergehen lassen. Gegen drei Uhr nachmittags ist der Spuk vorbei. So schnell wie möglich verlassen Hayriye und Neval das Dorf, in dem sie so gerne wieder leben würden.

Als Hayriye in Diyarbakir erzählt, was geschehen ist, bricht sie erneut in Tränen aus. »Jedesmal wenn die Soldaten auftauchen, bekomme ich furchtbare Angst. Die Regierung hat mir soviel genommen. Sie hat meinen Sohn Nurettin getötet. Dann haben sie behauptet, die PKK hätte ihn erschossen. Aber eine Augenzeugin ist von Dorfschützern bedroht worden, damit sie nicht sagt, dass Dorfschützer selbst meinen Nurettin getötet haben. Erst im letzten Jahr hat sie ihrer Familie die Wahrheit erzählt.«

Anklagend hält sie Nurettins übergroßes Porträtfoto in die Höhe und schluchzt erbärmlich. Hayriye braucht einige Zeit, bevor sie weiterreden kann. »Erst haben sie Nurettin erschos-



Hayriyes zerstörtes Haus in Tiyaks.

sen, dann Abdi. Unbekannte haben meinen anderen Sohn umgebracht, sagen sie. Und die Regierung hat unsere Häuser zusammengeschoßen und abgebrannt. Ich sehe das alles ganz genau vor meinen Augen. Immer muss ich daran denken. Mein Herzleiden kommt von der Angst«, stimmt sie ihr nimmer enden wollendes Klagelied an. »Was habe ich nur getan, dass ich so bestraft werde?«

*

»Gundî« und »Bajarî« beschimpfen sich die Bewohner Türkisch-Kurdistans gegenseitig. Die einen kommen aus der Stadt, allen voran der Provinzhauptstadt Diyarbakir mit ihren eineinhalb Millionen Einwohnern. Die anderen stammen aus ländlichen Regionen, immerhin die große Mehrheit der Bevölkerung.

»Du bist ein Gundî«, heißt es immer dann, wenn einer vom Lande zu ungeschickt an einer Maschine herumwerkelt. Die so Gescholtenen aber wissen sich zu wehren. »Du Bajarî«, spotten die Leute vom Land über die Städter, die zu fett und zu faul zum Arbeiten sind. Hayrettin lacht und ergänzt: »Hayriye und ich

sind hundertprozentige Gundîs.« Er meint das ganz und gar positiv.

Bei seiner Schwester kehrt Hayrettin nicht zuletzt deshalb so gerne ein, weil sie eine exzellente Köchin ist. »Wenn ich sie nur sehe, werde ich schon hungrig«, verrät Hayrettin, der ihr Essen wahnsinnig gern mag. »Kein Mensch der Welt kann besser kochen als Hayriye. Ihr Essen schmeckt so köstlich, dass ich alles verschlinge, selbst wenn sie mit den Füßen kocht«, lacht Hayrettin.

Aber ihn treibt mehr an als nur die Lust nach einer liebevoll zubereiteten und exzellent gewürzten Mahlzeit. »Vielleicht mag ich ihr Essen so gerne, weil es nach Tîyaks schmeckt«, verrät er den wahren Grund seiner Besuche in der Nachbarwohnung.

Tîyaks ist ihre Herkunft und ihre Hoffnung. An dem Ort, wo ihre Lebensreise begonnen hat, soll sie wieder enden. Materiell gesehen haben die Altuns alles, was sie zum Leben brauchen, aber das ist es nicht, was sie hier glücklich macht. In diesem Punkt gleichen die Gedanken und Gefühle von Hayrettins Schwester denen seiner Mutter.

Für Hayriye ist das Leben in ihrer Heimat viel besser. Wenn sie sagt: »Tîyaks ist so schön gewesen«, hat sie das Dorf von damals und nicht von heute vor Augen. Auch wenn inzwischen einzelne



Hayrettin (l.) mit seiner Schwester Hayriye.

Familien zurückgekehrt sind, zwischen Ruinen die ersten neuen Häuser stehen und die Natur sich langsam von den Wunden des Bürgerkriegs erholt: Für sie wird das neue Tîyaks nie wieder so sein, wie sie es gekannt und geliebt hat. Zu viele ihrer Angehörigen und Freunde aus den Tagen vor dem Terror des Krieges liegen in Iskanevleri Mezarligi begraben.

Dennoch kennt Hayrettins Schwester nur das eine Ziel. »Ich will nach Hause, trotz der Zerstörungen. Sobald die Soldaten mit den Gewehren und den Panzern weg sind, werden wir gehen.«

Zwar ist die Militärstation in Tîyaks aufgelöst, und die Einheiten sind in den Nachbarstädten stationiert, doch noch immer droht ein Panzer kurz nach dem Ortseingang von Tîyaks. Häufig fahren Militärfahrzeuge mit Soldaten durch das Dorf, um ins Gebirge zu ziehen. Jederzeit müssen die Bewohner mit Hausdurchsuchungen rechnen – für die herzkrankte Hayriye ist das kein erträglicher Zustand.

Doch ihr Bruder ist optimistisch. Dazu hat er durchaus Grund, denn im November 2002 ist endlich der Ausnahmezustand in der Provinz Diyarbakir und damit auch in Tîyaks aufgehoben worden – ein entscheidender Schritt in Richtung Rückkehr. »Sobald uns die Regierung die Erlaubnis erteilt, werden wir heimkehren. Leyla mit Arjin und Darjin, Gülistan und sogar Jehat werden mitkommen. Denn die Tomaten in Diyarbakir kann ich nicht essen, und selbst die Eier schmecken hier absolut nach nichts.« Es sind die einfachen und mit Symbolik doch so aufgeladenen Dinge, die Hayrettin geradezu magnetisch zurück nach Hause ziehen. Er ist nun mal auf dem Land geboren, ist dort aufgewachsen und hat zweiundzwanzig Jahre als Grundschullehrer in Dörfern zugebracht. Hayrettin ist ein Landmensch geblieben und nie ein Städter geworden.

»Ich habe einen Traum, und den will ich verwirklichen«, sagt er so sanft, als könne seine Vision zerbrechen. »Wir werden ein Haus bauen, mit einem wunderschönen Garten. Wir werden zum Bach gehen und Fische fangen. Wir werden Kühe haben und sie auf die Weide schicken. Wir werden Bienen züchten und Honig

machen. Wir werden Gemüse anpflanzen und Früchte ernten. Denn ich liebe alles, was wir auf unserem Feld ausgesät haben. Wir werden all das unternehmen, was ich in meiner Jugend unternommen habe.«

Hayrettin ist sich seiner Sache sicher, dabei verleugnet er gar nicht die Widerstände. »Ich weiß, dass die größten Steine noch aus dem Weg geräumt werden müssen. Aber unseren Traum von der Rückkehr nach Tiyaks werden wir verwirklichen. Und wir sind nicht allein, viele von uns werden nach Hause gehen.«

Traurig und freudig zugleich klingt dieser Traum. Aus ihm spricht die Verzweiflung über das triste Leben in der grauen Großstadt und über die Arbeitslosigkeit ebenso wie das Verlangen nach dem Duft der Frühlingsblüten, der Heuernte, der Veilchen, nach Natur. Nach einem Leben, das die Altuns noch nicht haben und auf das Hunderttausende von Kurdinnen und Kurden sehnsüchtig warten.



Im Kreis der Familie (v.l.n.r.): Hayrettin mit Darjin auf dem Arm, seine Frau Leyla, Hayriye mit ihren Töchtern Nezahat und Gülizar (2.v.r.), Gülistan (3.v.r.) und ihr Bruder Jehat.

In diesen Tagen weht der Wind des Wechsels, des politischen, sozialen und kulturellen Aufbruchs in ein neues Jahrtausend – und in einen Frieden, den sie sich alle so sehnsüchtig herbeiwünschen.

»Inshallah, Inshallah, Inshallah«, hofft Hayriye, dass Hayretins Traum wahr werde.

»Ganz bestimmt, der Tag wird kommen«, sagt ihr Bruder und lacht. Ein Lachen, das stärker ist als die Gewalt aller G3-Gewehre der Türkei. Das Lachen der Freiheit der Menschen in Türkisch-Kurdistan.

15 Jahre des Verschweigens

DAS SCHNELLFEUERGEDICHT

»Das G3 ist eure Frau, das Bajonett eure Schwägerin.«
Ibrahim Demir, Feldweibel der türkischen Streitkräfte

Hier in Izmir, dem früheren Smyrna, soll Homer seine Ilias geschrieben haben, das Buch vom Kampf um Troja. Nach dem Besuch des beeindruckenden Basars oder des Archäologischen Museums ist Izmir für Hunderttausende von Urlaubern vor allem Durchreisestation an andere Orte der türkischen West- und Südküste.

Überhaupt ist der Tourismus zur Haupteinnahmequelle der Türkei geworden. Bis zum Jahr 2020 sollen jährlich sechzig Millionen Besucher siebenundfünfzig Milliarden Euro ins Land bringen, so jedenfalls die Vorstellung von Tourismusminister Mustafa Tasar. Das Ziel ist ehrgeizig, jedoch nicht unerreichbar, denn die Türkei ist ein Land voller kultureller Schätze und zumindest bislang unverschmutzter Strände. Vor allem aber sind die Türken ein gastfreundliches Volk, das die Reisenden offenherzig empfängt.

Dennoch lassen die weitgehend hausgemachten Probleme Tasars Ziel in weite Ferne rücken. Wie die anderen türkischen Metropolen breitet sich Izmir in endlosen Vorstädten aus, in denen Bauern vom Land und kurdische Vertriebene ihr elendes Dasein fristen. Drei bis vier Millionen Menschen leben mittlerweile in der drittgrößten Stadt der Türkei, die vor dem Bürgerkrieg gerade mal neunhunderttausend Einwohner gezählt hat. Wegen der anhaltenden Wirtschaftskrise rutschen nicht nur Randgruppen in die Armut ab.

Von alledem erfahren Urlauber jedoch wenig, wenn sie in Izmir ihren Zwischenstop einlegen und sich dann an die sonnigen Strände karren lassen.

Göç-Der – Hilfe für Vertriebene

Der am 12. April 1997 gegründete kurdische Verein der Vertriebenen (Göç-Der) leistet vor allem in den Großstädten Diyarbakir, Istanbul, Izmir u.a. wertvolle Betreuungsarbeit für Menschen und Familien, die in der Zeit des Bürgerkriegs aus ihren Dörfern vertrieben worden sind.

Im Dezember 2001 beklagte Rechtsanwalt Serdar Talay, Vorsitzender der Göç-Der-Ortsgruppe Diyarbakir, gegenüber der Regierung in Ankara, dass einem großen Teil der kurdischen Bevölkerung noch immer die Rückkehr in ihre angestammte Heimat versagt bleibe. Die Rückkehrprojekte der Regierung bezeichnete er als »unrealistisch und anti-demokratisch«. Diese habe die Bedingung gestellt, dass die Rückkehrer »sauber« sein müssten und mit »keiner demokratischen Massenorganisation in Verbindung getreten sein« dürften.

Neben der Zur-Verfügung-Stellung von Treffräumen hilft Göç-Der Vertriebenen mit Beratungsgesprächen, persönlicher und medizinischer Betreuung. Ohne die Unterstützung dieser Hilfsorganisation würden Abertausende von Binnenflüchtlingen in den städtischen Zentren dahinvegetieren, da der türkische Staat keinen Bedarf zu umfassender Unterstützung sieht.

Wegen der Herausgabe eines Flüchtlingsberichts wurde im Juni 2002 ein Untersuchungsverfahren gegen den Göç-Der-Vorsitzenden eingeleitet. Sowohl die Vereinszentrale als auch die Zweigstellen sahen sich wiederholt Repressalien ausgesetzt.

*

Ibrahim Demir stammt aus Izmir. Der Mann ist Mitte Zwanzig, von schlanker Statur und ausgesprochen intelligent. Er redet ruhig, fast sanft, eher untypisch für einen Unteroffizier. Geduldig

erzählt Ibrahim, dass er auf Grund seiner höheren Bildung nicht die normale Laufbahn eines Wehrpflichtigen absolvieren musste, sondern lediglich zu einem achtmonatigen Dienst verpflichtet wurde. Als gehobener Dienstgrad hatte er mehr Rechte als die Mehmetts, wie die einfachen Soldaten genannt werden.

An seine eigene Ausbildung kann sich Ibrahim nur zu gut erinnern, vor allem das monotone Geschrei ist ihm in Erinnerung geblieben. »Jeder Türke wird als Soldat geboren!« – »Alles fürs Vaterland!« – »Vaterland, ich opfere dir mein Leben!« – Täglich zehnmal, zwölfmal, fünfzehnmal mussten sie das brüllen. Jeder wurde kontrolliert, ob er auch gehorsam mitbrüllte. »Wie sollen die Stimmen eurer Rekruten laut genug sein, wenn ihr als Führer zu leise seid?« wurde Ibrahim Demir und seinen Kameraden vorgehalten. Strafen wurden ihnen angedroht, falls sie weiterhin zu leise schreien würden.

Mit Abschluss seiner Grundausbildung hatte der Feldwebel das Gelernte umzusetzen. Viermal täglich mussten seine Soldaten durchzählen, zuletzt wenn sie sich abgelegt hatten, mangels Platz oft zu zweit in einem Bett. »Wir waren eben nicht bei einer Eliteeinheit.« Der Zweck der Übung lag auf der Hand. »Auf diese Weise fanden wir ziemlich schnell heraus, wenn einer desertiert war.« Tagsüber wurden auch die Waffen einmal gezählt. Ein zweites Mal nachts, wenn sie die Gewehre alle im selben Raum deponierten.

»Auf unseren G3 war die türkische Herstellerfirma MKE eingestanz, dazu das Produktionsjahr sowie eine sechsstellige Nummer. Während wir die Läufe und andere Teile kontrollierten, die auf einem langen Tuch ausgebreitet lagen, hatten meine Rekruten ihr Bajonett in die Höhe zu halten. Sie mussten ihren Namen und die in das Gewehr eingestanzte Nummer schreien«, schildert der Unteroffizier das Prozedere der Waffenreinigung.

Alle Soldaten mussten das G3-Gedicht auswendig lernen und so oft aufsagen, dass es ihnen mit der Zeit in Fleisch und Blut übergang.

»Nutze deine linke Hand!
Nutze deine rechte Hand!
Umschließe den Griff!
Lehne den Kolben an deine Schulter!
Verschmelze damit!
Ziele!
Atemkontrolle!
Betätige den Abzug!«

Beim Rezitieren des Gewehrgedichts mussten die Rekruten die Handfeuerwaffe erst am Lauf, danach am Griff packen. Anschließend galt es, das Gewehr richtig an die Wange zu halten.

»Der Rückstoß kann dir die Knochen brechen, wenn du die Waffe falsch anlegst. Die Atemkontrolle ist notwendig, um den Gegner zu treffen«, erklärt der Feldwebel. »Die Schießübungen hatten vor allem den Zweck, unsere Hemmungen gegen das Töten abzubauen. Deshalb wurde derjenige geprügelt, der das G3-Gedicht vergaß.«

Mit der Zeit sollte jeder Soldat eine möglichst enge Verbindung mit dem Schnellfeuergewehr eingehen, so als sei die Waffe ein Mitglied der Familie. »Das G3 ist eure Frau, das Bajonett eure Schwägerin, so müsst ihr das Gewehr auch behandeln«, wurde ihnen beigebracht. »Wieder und wieder wurde uns eingetrichtert, wie wichtig das G3 ist. Wir alle mussten das Gewehr zehn Stunden lang bei uns tragen, aber es durfte keinesfalls beschädigt werden.« Wies die Waffe einen Schaden auf, wurde der Besitzer inhaftiert.

»Warum sperren wir diejenigen ein, die nicht auf ihre eigene Frau aufpassen?« fragte ihr Vorgesetzter. »Ganz einfach: Du brauchst eine funktionsfähige Waffe im Krieg. Sie muss ihren Zweck erfüllen.«

Ob sie eine Kalaschnikow oder ein G3 mit sich führten, hing vom Befehl ab. »Je nach Ziel der Operation nehmt ihr eine andere Waffe mit. Wenn es darum geht, den Feind zu schwächen oder Kriegsgefangene zu machen, dann schießt ihr mit der Kalasch-

nikow. Verletzte bringen den Vorteil mit sich, dass sich die Guerilla um ihre Männer kümmern muss«, gab ein ranghoher Offizier den Soldaten mit auf den Weg ins Gebirge. »Denn in den Bergen wird der Kampf in Kleingruppen geführt, bestehend aus fünfzehn oder zwanzig Mann, nicht mehr. Jeder Verletzte lähmt den Feind, dafür ist die Kalaschnikow die geeignete Waffe.«

Einsätze mit der Heckler&Koch-Waffe verfolgten einen anderen Zweck: »Das G3 ist dazu da, möglichst viele Terroristen zu töten.«

*

Obwohl Ibrahim vom Einsatz im Bürgerkrieg verschont geblieben ist, denkt er ungern an diese Zeit zurück. Nie wieder will er zum Militär. »Soweit ich von Freunden weiß, hat sich an der Ausbildung nichts geändert. Bis heute werden türkische Soldaten schikaniert und so auf Kampfeinsätze vorbereitet. Und bis heute ist Kriegsdienstverweigerung verboten.« So beschreibt er das Zwangssystem, das unzählige junge Soldaten in den Bürgerkrieg getrieben hat, obwohl sie von ihrer Einstellung her die Jagd auf kurdische Kämpfer und die Dorfzerstörungen abgelehnt haben.

»Mich überrascht es nicht, dass viele unserer Männer den Druck nicht ausgehalten haben. Sie sind verzweifelt und depressiv geworden«, meint Ibrahim Demir. »In ihrer inneren Not verdrückten sich manche, noch bevor sie in das Kriegsgebiet geschickt wurden. Von hundertfünfzig Soldaten desertierten bei uns drei. Sie haben die Einheit regulär verlassen und sind einfach nicht wiedergekommen.«

Gleich nach ihrer Grundausbildung mussten die Rekruten in die Berge. Zumindest diejenigen, die keine Beziehungen zu einem Offizier hatten oder sich nicht wie die Reichen freikaufen konnten. Das Geld der Freigekauften, so sagte man ihnen, werde für Erdbebenopfer verwandt. »Ich weiß, dass diese Behauptung falsch war. Das Geld wanderte in die Militärkasse.«

Ibrahims Selbstsicherheit verrät, dass ihm trotz der Schikanen das Schlimmste erspart geblieben ist. »Ich habe das Militär aus

gesundheitlichen Gründen verlassen können. Mein Weg war der bessere. Denn unheimlich viele von denen, die aus dem Südosten zurückgekommen sind, leiden seither an ihren Traumata. Sie mussten Befehle ausführen, die ihnen zuwider waren. Das türkische Militär verschweigt die Wahrheit – bis zum heutigen Tag.«

SPEZIALKOMMANDOS IN DEN DÖRFERN

»Mehr als achtzig Prozent der Kurden sind mit dem G3 getötet worden.«

Doğan Galip, Kommandeur einer türkischen Militäreinheit

Doğan Galip war im Krieg. Das sieht man ihm an, und das hört man. Seine Körpersprache ist die eines gebrochenen Mannes. Seine Stimme zittert, selbst kurze Sätze muss er manchmal wiederholen. Immer wieder verliert er den Gesprächsfaden. Mit Sicherheit war der Mann mit der gedrungenen Gestalt und den auffallend schwarzen Haaren einst voll durchtrainiert. Heute ist er ein physisches und psychisches Wrack.

Seine Grundausbildung absolvierte Doğan in Mittelanatolien, eineinhalb Monate später wurde er nach Foça abkommandiert, weithin bekannt für seine alten griechischen Steinhäuser und die vielen Fischerboote. Hier, fünfzig Kilometer nordwestlich von Izmir, erfuhr der türkische Soldat, worum es ging.

»Erst in Foça ist mir klargeworden, dass sie mich in den Krieg schicken.« Wenige Wochen später wurde er nach Cizre nahe der syrischen Grenze versetzt, später an andere Orte in Türkisch-Kurdistan.

»Wir bekamen das G3 mit dem einführbaren Kolben. Das brauchst du bei einer Eliteeinheit. Und eine Pistole vom Typ Colt.« Mit dem G3 übte er gezielte Todesschüsse. »Aus fünfundzwanzig Metern mussten wir die Köpfe treffen. Und die Brust.

Wir schossen auf Zielscheiben, menschliche Silhouetten. Meist nur Oberkörper.« Für den Krieg in den Bergen »erhielt ich eine spezielle Ausbildung im Guerillakampf«, erklärt Doğan Galip, der schnell zum Feldwebel und später sogar zum Kommandanten einer Einheit befördert wurde – was er sich bis heute nicht erklären kann. Denn bevor sie ihn gefunden hatten, lebte er im Untergrund, um dem Kriegsdienst zu entgehen. »Ich hätte den Kriegsdienst verweigert. Aber sie haben mich mit Gewalt geholt.«

Kein Recht auf Kriegsdienstverweigerung

In der Türkei besteht kein Recht auf Kriegsdienstverweigerung (KDV), ebensowenig gibt es für KDV eine strafrechtliche Definition. Die Verweigerung des Kriegsdienstes verbietet sich automatisch durch das Wehrdienstgesetz 1111. Demzufolge sind alle Männer, die nicht aus gesundheitlichen Gründen ausscheiden, ab ihrem 20. Lebensjahr gezwungen, Wehrdienst abzuleisten.

Eine KDV-Erklärung kann gemäß dem Türkischen Strafgesetz, Art. 155, zu einem Verfahren wegen »Distanzierung des Volkes vom Militär« und zu einer Haftstrafe zwischen zwei Monaten und zwei Jahren in einem Militärgefängnis und Kasernen führen. Rekrutierte Kriegsdienstverweigerer werden wegen »wiederholter Befehlsverweigerung« (Türkisches Militärstrafgesetz, Art. 87) angeklagt und bis zu zwei Jahre inhaftiert. Damit nicht genug, erwartet die Kriegsdienstverweigerer im Anschluss an die Gefängnisstrafe eine erneute Inhaftierung und damit Mehrfachbestrafung, da sich die Befehlsverweigerung nach jeder Entlassung aus dem Militärgefängnis wiederholt. Der KDV-ler Osman Murat Ülke z.B. wurde in einem Zeitraum von zweieinhalb Jahren siebenmal wegen Befehlsverweigerung angeklagt.

Obwohl Gerichte, Militär und Polizei öffentliche KDV-Erklärungen vorzugsweise ignorieren, steigt die Zahl der KDV-ler nur langsam, denn ein Ende der gerichtlichen und behördlichen Verfolgung ist nicht abzusehen und eine Anerkennung der KDV derzeit

rechtlich nicht möglich. Außerdem ist die Wahrscheinlichkeit, in einem Militärgefängnis gefoltert zu werden, hoch.

Seit 1990 haben in der Türkei rund 40 Männer ihre KDV erklärt; sie haben sich in kleinen antimilitaristischen Gruppen in Izmir und Istanbul organisiert.

Das wusste die Führungsebene natürlich, und genau deshalb war die Angst sein ständiger Begleiter. »Alle sahen mich als Kanonenfutter an. Sie schickten mich direkt an die Front. Dabei war ich mir nie sicher, ob mich der Feind abknallen würde. Oder einer aus den eigenen Reihen.«

Im Gebirge musste er kämpfen, wenn er überleben wollte. »Einmal kamen wir in einen Hinterhalt. Wir waren zwanzig, als die Guerilla auf uns losging. Acht von uns kamen zurück. Vier schwer verletzt. Die restlichen haben sie abgeknallt. Hätten sie uns nicht mit den Hubschraubern rausgeholt, mit unseren amerikanischen Cobra- und Sikorski-Hubschraubern, alle wären wir umgekommen, alle.«

Am gleichen Abend erlitt Doğan einen Nervenzusammenbruch und wurde in die Psychiatrie des Militärhospitals von Diyarbakir eingeliefert. Bald darauf kam der Befehl, zu seiner Einheit zurückzukehren. »Sie ließen mich nicht im Krankenhaus liegen«, klagt der türkische Kommandeur. Statt dessen gaben sie ihm Antidepressiva mit und schickten ihn wieder ins Gebirge.

»Mit unseren Granatwerfern haben wir die Felder abfackeln müssen, manchmal haben wir Landminen gelegt«, erklärt Doğan eine der vielen Maßnahmen, die die Existenzgrundlage der kurdischen Bauern zerstört haben. »Währenddessen veranstaltete unser Kommandeur mit seinem Jeep Treibjagd auf das Vieh. Erst fuhr er eine Kuh an. Dann knallte er sie ab. Später hat ihn der Besitzer der Kuh aus einem Hinterhalt erschossen.«

Ein einziges Mal widersetzte sich Doğan einem Befehl. »Leg diesen Dorfdeppen um!« ordnete sein Vorgesetzter an. Er sollte einen geistig behinderten Kurden ermorden, der verwirrt auf dem Schießplatz umherirrte. Doğan weigerte sich, nahm den Behin-

dernten am Arm und führte ihn aus der militärischen Sperrzone. Wegen Befehlsverweigerung musste er einen Monat in einer Gefängniszelle zubringen.

»Bitte. Ich brauche eine Pause«, sagt er in diesem Augenblick, wendet sich ab und verlässt den Raum.

*

Zehn Minuten später erzählt Doğan Galip weiter. »Neben den G3 hatten wir Kalaschnikows aus Bulgarien und aus Russland. Die haben wir der PKK abgenommen. Nach der deutschen Wiedervereinigung bekamen wir Kalaschnikows aus Deutschland. Außerdem verfügten wir über MG3. Gute Waffe. Mit Schießgurt.«

Militärisches Inventar der türkischen Sicherheitskräfte

Jahrzehntelang importierten die türkischen Streitkräfte ihre Waffen vornehmlich aus Deutschland und den USA. Erst mit dem Aufbau einer eigenen Rüstungsindustrie und Lizenzfertigungen machte sich die Türkei weitgehend unabhängig von ausländischen Zulieferungen.

Die Übersicht des militärischen Inventars zeigt die typischen Lieferländer und Kooperationspartner.

Militärisches Inventar: Türkei (Auszug)

Waffenart	Typ	Firma (ohne Lizenzen)	Land
Pistolen	9 mm MKE	MKE	Türkei
Maschinenpistolen	9 mm H&K MP5	Heckler & Koch/MKE	Deutschland/ Türkei

Gewehre	5.56 mm M16A2	Colt's M. Company	USA
	7.62 mm G3	Heckler & Koch/MKE	Deutschland/ Türkei
	7.62 mm AKM	Staatliche Werke	Russland/ DDR
	5.56 mm HK33	Heckler & Koch/ MKE	Deutschland
Maschinen-	7.62 mm MG3	Rheinmetall Ind./ MKE	Deutschland/ Türkei
gewehre	7.62 mm FN MAG	FN Herstal	Belgien
	0.50 Browning M2HB	Saco Defence	USA
Anti- Panzer- Waffen	66 mm LAW M72	Hunting Eng. Ltd	Großbritannien
	106 mm RCL M40	Watervliet Arsenal	USA
	MILAN ATGW	Dasa, Aerospatiale	Deutschland, Frankreich
	TOW ATGW	Hughes Missile Syst.	USA

Quelle: Jane's Infantry Weapons 2002–2003, National Inventories, S. 858

Je länger Doğan erzählt, desto mehr verdrängte Erinnerungen steigen in ihm hoch. »Einer meiner Mitstreiter hat drei Dorfschützer erschossen. Haben ihn auch in die Armee gezwungen. Er war Kurde. Hat einen Hass auf die Dorfschützer gehabt. Das war seine Rache. Ich habe nicht eingegriffen. Die Gewehre und Pistolen haben wir mitgenommen.«

Die Beutewaffen schickten sie nach Ankara, wo in einem Ballistiklaboratorium der Gendarmerie Schussversuche vorgenommen worden sein sollen. »Offiziell sind die dem Innenministerium unterstellt gewesen. Dabei haben sie unabhängig von der Regierung gehandelt. Wenn einer unserer Soldaten erschossen wurde, haben sie die Munition untersucht. Die Hülsen sind aufschlussreich. Alles wurde archiviert. Alles im Computer gespeichert.« Doğan glaubt, dass es reichhaltige Archive gibt, in denen

sich die Dorfvernichtungen nachvollziehen ließen. »Aber daran hat die Armee kein Interesse.«

Doğan trinkt viel Wasser. »Die haben alles untersucht. Auch Frakturen des G3. Was passiert, wenn die Kugel ins Fleisch eindringt? Wie ändert sich die Geschossbahn, wenn der Knochen getroffen wird? Tierversuche hatten die nicht nötig. Die haben Leichen untersucht. Leichen von Menschen, die getroffen worden sind.«

Er erzählt, was ihm gerade einfällt. Vordergründig ist kein roter Faden zu erkennen, und doch ist alles, was er sagt, verbunden durch die Schrecken des Krieges. »Auch wenn unsere Offiziere keine Abzeichen trugen, die PKK hat erkannt, wer die Führer sind. Die trugen die besseren Uniformen. Die waren älter.«

Mit einem Mal spricht Doğan so leise, dass man ihn kaum noch verstehen kann. »Ich wollte nicht kämpfen. Aber es gab keinen Ausweg. Keinen Ausweg.« Nach einigen Sekunden des Schweigens erzählt er weiter.

Je länger Doğan spricht, desto offensichtlicher wird sein Kriegstrauma. »Anfangs protzten die meisten unserer Soldaten. ›Wir werden die Schweine umnieten‹, haben sie gesagt. Bei der Mehrzahl war die Arroganz bald verschwunden. Nur die Ultrarechten von der MHP machten weiter. ›In dieser Woche habe ich fünfzehn Ohren gesammelt‹, prahlte einer von den Rechts-extremen.

Die schlimmsten waren die Grauen Wölfe, die im Auftrag der MHP die Stimmung im Land anheizen sollten. Sie standen in Verbindung mit der Militärführung. Die Grauen Wölfe benutzten M16. Die Mitglieder der Grauen Wölfe erkennst du gleich am Schnurbart. Links und rechts der Lippen sind die Barthaare nach unten gezogen.«

Doğans Blick geht ins Leere. Sein Körper sitzt in einem Sessel in Izmir, sein Geist kämpft mit der Vergangenheit.

»Ein einziges Mal habe ich die Leiche eines türkischen Soldaten gesehen, dem die Guerilla einen Stock in den Hintern

gesteckt hat. Ansonsten hat die PKK kaum Verstümmelungen vorgenommen. Ich habe jedenfalls keine weiteren entdeckt. Obwohl ich darauf geachtet habe«, nimmt Doğan den Feind in Schutz – keine Selbstverständlichkeit für einen Mann, der jeden Tag damit rechnen musste, selbst ein Opfer der Guerilla zu werden.

Obwohl die türkische Armee den PKK-Kämpfern zahlenmäßig und in ihrer Bewaffnung weit überlegen war, kommt der Feldwebel zu einem anderen Schluss. »Wir waren unterlegen. Wir wanderten mit Landkarten umher. Die kannten jeden Stein. Wir verfolgten sie. Aber sie waren irgendwie immer weg.«

»Wir alle haben unsere Drogen genommen. Alkohol und Haschisch. Ich habe Wodka getrunken, der stinkt nicht so. Im Westen der Türkei wärst du eingesperrt worden. Hier haben die Offiziere weggesehen. Fast alle Offiziere waren Säufer. Manche Rekruten waren schon beim Morgengebet besoffen.«

Zur Ablenkung wurden Pornofilme gezeigt. »Fast jeden Abend. Für uns Soldaten haben sie Striptease-Shows veranstaltet. Hier aus Izmir sind Zigeunerinnen ins Kriegsgebiet gebracht worden. Bezahlte Frauen. Nach den Shows waren wir aufgegeilt.«

Doğan weint und erzählt dennoch weiter. »Ich habe selbst mit angesehen, wie sie eine PKK-Kämpferin vergewaltigt haben. Ich war im Raum. Der Reihe nach haben sie die Frau vergewaltigt. Mehrere von uns.«

Obwohl er nicht mitgemacht hat, gleicht er einem Häufchen Elend. »Unsere Einheit hat systematisch vergewaltigt. Auch Kurdinnen, die aus dem Irak in die Türkei geflohen sind. Einmal haben sie eine kleine Kurdin vergewaltigt. Die ist sechzehn Jahre alt gewesen. Oder jünger. Das war wie im Bluttausch. Ich möchte das nicht erzählen.«

Erneut steht er auf und verlässt den Raum. Doğan will nicht, dass man sieht, wieviel Tabletten er schluckt.

*

Ein paar Minuten später kommt er zurück, setzt sich und erzählt von sich aus weiter.

»Wir führten Großrazzien durch. Wir behaupteten jedesmal, die PKK sei im Dorf oder Waffen seien in den Häusern versteckt. Ich war dafür verantwortlich, dass der Außengürtel dicht war. Ich hatte die Befehlsgewalt über rund zweihundert Männer. Fast alle trugen G3-Gewehre. Einige hatten MG3. Außerdem verfügten wir über gepanzerte Fahrzeuge. Und Flugabwehrgeschütze. Wir sagten, das Dorf müsse vor der Guerilla geschützt werden.« Doğan lässt keine Zweifel am eigentlichen Sinn solcher Aktionen aufkommen, die er teilweise selbst geleitet hat. »Natürlich verhinderten wir mit unseren Waffen, dass irgend jemand aus dem Dorf fliehen konnte.«

Neben den G3-Lizenzgewehren waren deutsche Waffen im Einsatz. »Nein, keine Leopard-1-Panzer. Die hatten wir an der Grenze zum Irak stationiert. Aber die BTR-60-Panzer der NVA wurden von uns in Südost eingesetzt. Nicht in Einzelfällen, sondern massenhaft. Ich habe ihn zum ersten Mal bei einer Razzia in Cizre gesehen, als wir den NVA-Panzer dabei hatten.«

Eines Tages im Mai 1991 übertrug er die Leitung an einen anderen Offizier und begab sich ins Dorf Köseli. Was er dort gesehen hat, wird er nie vergessen können. »Ich habe nicht wirklich gewusst, was die Spezialeinheiten machen, während wir den Außenring abschotteten. Normalerweise bin ich nicht ins Dorf gegangen. Ich wollte das auch nicht wissen«, gesteht der ehemalige Kommandeur. »Als ich diesmal das Dorf betreten habe, ist mir übel geworden.«

Als Doğan eintraf, ließen Sondereinheiten die Menschen gerade auf dem Marktplatz antreten, den männlichen Dorfbewohnern wurde befohlen, sich nackt auszuziehen. Rundum standen die Landrover der Spezialkräfte.

»Frauen mussten ihren Männern Schnüre um den Penis binden. Dann mussten sie ihre Männer durchs Dorf ziehen. Zur Erniedrigung.« Wieder springen seine Gedanken. »War das gegen die Genfer Konvention? Offiziell führten wir keinen Krieg,



Ein im Bürgerkrieg zerstörtes Dorf an der Straße nach Mardin.

es handelte sich um eine Auseinandersetzung im Land. Es gibt Protokolle. Die Informationsabteilung der Armee war an diesem Tag dabei. Ich glaube, Militäraufnahmen existieren nicht. Womöglich aber Privatfotos.«

Die Gedanken fliegen zurück zum Geschehen im Dorf. »Einzelne Frauen haben sie herausgepickt. ›Führt uns in euer Haus!‹ befahl ein Führer des ÖZEL TIM. ›Wir suchen Waffen!‹ Bei einer Hausdurchsuchung muss einer der Besitzer dabei sein. Natürlich haben sie bewusst Frauen mitgenommen. Die wurden dann im Haus vergewaltigt. Ich habe noch viel mehr gesehen«, gesteht Doğan, möchte davon aber nicht berichten.

Die Spezialeinheiten – Terror der ÖZEL TIM

Seit 1985 wurden »Spezialoperationsteams« für den Guerillakrieg ausgebildet. Gesetzlich der Sicherheitsbehörde und dem Innenministerium angegliedert, galten sie als Polizisten. Als Vorbild dienten Spezialeinheiten wie die deutsche GSG 9, die amerikanische Delta Force, die britische Special Air Service (SAS) und

die italienische Special Forces Section. Rekrutiert wurden Mitglieder der ÖZEL TIM vor allem unter religiösen Fanatikern, Arbeitslosen, Gewalttätern und Rechtsextremen.

Das zentrale Ausbildungslager lag in Gölbaşı, wenige Kilometer südlich von Ankara. In einer neunmonatigen Ausbildung wurden Kampfeinsätze mit G3, M16, Kalaschnikow und anderen Waffen sowie Folter- und Verhörmethoden, Attentate und Sabotage trainiert. Das bei den ideologischen Schulungen vermittelte Feindbild richtete sich insbesondere gegen Kurden. Spezialoperationsteams wurden sowohl in den Städten als auch in den Dörfern in Südostanatolien eingesetzt. Bei Militäraktionen fiel den einfachen Soldaten die Aufgabe der Einkesselung des Ortes zu. Folter, Vernichtung und Ermordung übernahmen häufig die ÖZEL TIM.

Verschiedene Spezialteams erhielten Kampfausbildungen in anderen Nato-Staaten, in der wichtigen Aufbauphase auch in Deutschland. »1986 wurden in dem GSG-9-Camp in St. Augustin in der Nähe von Bonn zwei Gruppen türkischer Spezialteams ausgebildet«, sagte Hauptmann Weygold, Offizier der GSG 9.

Wieder weint Doğan. »Dieser Überfall war keine Ausnahme. Das war einer von vielen. Erst im nachhinein ist mir alles bewusst geworden. Das G3 war immer dabei. Die Gewehre wurden in allen Kriegssituationen eingesetzt. Mehr als achtzig Prozent der Kurden sind mit dem G3 getötet worden.«

*

Die Verzweiflung frisst Doğan schier auf. »Warum habe ich die Befehle ausgeführt? Ich hätte mich wehren müssen. Ich habe versagt.« Weinend vergräbt er sein Gesicht in den Händen. »Dieser Krieg ist so ungerecht gewesen. Aber die Angst vor dem Militärgericht hat mich gelähmt. Außerdem gab es keinen Zusammenhalt. Statt einander zu helfen, bekriegten wir uns in unserer Gruppe.«

Als Kommandeur einer türkischen Militäreinheit hat Doğan Galip die Flucht der Dorfbewohner verhindert – damals war er Täter. Als traumatisierter Soldat leidet er unter dem Erlebten –

heute ist er Opfer. Sein Trauma wird er wohl niemals loswerden, so wenig wie Hunderttausende ehemaliger türkischer Soldaten, deren Schicksal totgeschwiegen wird.

Was würde Doğan tun, wenn er heute nochmals den Befehl bekäme, im Südosten zu kämpfen? Zum ersten und einzigen Mal antwortet er mit fester Stimme. »Dann würde ich Selbstmord begehen. Ich würde mir das alles ersparen.«

NIE WIEDER

»Die einfachen Soldaten sind unfreiwillig in den Südosten geschickt worden.«

Mehmet Coşkun, Hauptmann der türkischen Armee

Drei Jahre kämpfte Mehmet Coşkun mit seinen Männern für die türkische Armee in Türkisch-Kurdistan. Mal in den Bergen nördlich von Diyarbakir, mal an der Grenze zum Irak, mal auf irakischem Territorium. Mehmet trägt eine Sportkappe, die überhaupt nicht zu seinem Äußeren passen will. Er hat Krebs, hat fast dreißig Kilogramm abgenommen und ist mehrfach operiert worden. Zur Zeit unterzieht er sich einer chemotherapeutischen Behandlung. Die einzige Chance zum Überleben, meinen seine Ärzte. Immerhin sind erste Erfolge sichtbar.

»Wer kann schon sagen, woher der Krebs kommt? Über Jahre hinweg ist meine Ernährung katastrophal gewesen. Fortwährend habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wie dieser verdammte Krieg beendet werden kann. Ich musste töten, obwohl ich nicht töten wollte. Das alles macht dich ganz schön fertig. In meiner Einheit haben wir keine biologischen oder chemischen Kampfstoffe eingesetzt. Aber wir haben die PKK über die Grenze in den Irak verfolgt. Dort setzten Saddams Sicherheitskräfte Jahre zuvor chemische Mittel ein.«

Anders als Doğan Galip kann Mehmet Coşkun auch von Verbrechen der Guerilla erzählen. »Unter Drogen haben Krieger schlimmste Menschenrechtsverletzungen begangen – türkische wie kurdische Kämpfer«, berichtet der Hauptmann. »Ich habe verschiedene Vorfälle erlebt, bei denen PKK-Kämpfer auf bestialische Art und Weise gemordet haben. Sie töteten Regierungssoldaten. Mit Gewehren öffneten sie deren Schädel und schrieben mit einem Filzstift darauf: ›Die PKK ist in deinem Gehirn.«

Mehmet Coşkun kann zwar nachvollziehen, dass die Türkei Soldaten gegen die kurdischen Separatisten ins Feld geschickt hat, aber der Krieg gegen die Arbeiterpartei Kurdistans hat ihn nachdenklich gemacht. Jetzt überlegt der Hauptmann, ob er seine militärische Laufbahn vorzeitig beenden soll. »Unsere Militärführung hätte diesen Krieg ohne ein derartiges Blutvergießen beenden können, wenn sie nur willens gewesen wäre. Statt dessen sind wir 1992 und in den Folgejahren brutal vorgegangen und haben Zivilisten und Guerillakämpfer gleichermaßen bekämpft.« Starke Worte für den Offizier einer Armee, die »alle Kurden pauschal zu PKK-Kriegern erklärt hat«.

Was Coşkun widerfahren ist, kann er nicht in wenigen Worten wiedergeben. Ausführlich berichtet er von der Zerstörung unzähliger Häuser, vieler Dörfer und von Kampfeinsätzen in den Städten. »Fast überall hatten wir deutsche BTR-60-Panzer dabei, von Tunceli bis Şirnak. Das waren keine russischen BTR.« Zweihundertvierzig Kilometer Luftlinie liegen zwischen Tunceli, im Gebirge nordwestlich von Tîyaks, und Şirnak im Südosten, nahe der türkisch-irakischen Grenze. Ein riesiges Gebiet.

»Bei der Infanterie haben wir die ostdeutschen Radpanzer oft eingesetzt: zur Verteidigung der Straßen, zur Kontrolle der Pässe oder zum Schutz unserer Soldaten im Kampf. Die BTR-Panzer sind äußerst effektive Waffen, vor allem wenn man ein Maschinengewehr wie das MG3 darauf montiert«, erzählt Coşkun.

»Auch die PKK hat ostdeutsche Gewehre, vor allem Kalaschnikow. Außerdem besitzt sie G3 aus dem Iran. Diese sind als Beutewaffen im Irak gelandet und im Norden des Landes ver-

kauft worden. Am Einsatz der iranischen G3-Gewehre gibt es keinen Zweifel«, erklärt der türkische Offizier, »denn ich habe die Inschrift gelesen.«

Für Mehmet Coşkun war das eine äußerst unangenehme Erkenntnis. »Das Gefühl ist seltsam, wenn man einem Feind gegenübersteht, der über die gleichen Waffen verfügt. Unser Basisgewehr ist das G3, und das schießt sehr präzise.«

*

Das Erlebte hat Coşkun geprägt. »Jeden Tag wollte ich raus aus diesem Krieg, niemand war freiwillig hier. Aber meine ökonomische Lage war so schlecht, dass ich dabeiblieb. Auch wenn ich, wie die anderen, schreckliche Angst hatte.«

Der Offizier musste mehrfach miterleben, wie Kameraden von der PKK überfallen und ermordet wurden. »Sie kamen mitten in der Nacht. Vier, fünf von ihnen krochen ganz langsam über den Boden. Gesehen hatten wir keinen von ihnen. Aus nächster Entfernung jagten sie meinen Männern Kugeln in den Kopf oder erstachen sie mit Messern.«

So kann er stundenlang weitererzählen. »Ein andermal lockten sie uns in einen Hinterhalt. In dreitausend Metern Höhe erschossen sie einen nach dem anderen aus unserer Einheit. Vor allem wenn es dunkel war und wir vor Erschöpfung einschliefen. Auf ein Zeichen schossen sie mehreren meiner Männer die Kugeln gleichzeitig ins Herz oder ins Gehirn. Sekunden später waren sie wie vom Erdboden verschwunden.«

»In unseren kämpfenden Einheiten hat jeder Dritte ein Trauma, in den untersten Rängen ist der Anteil am höchsten.« Coşkun begründet das damit, dass »die einfachen Soldaten unfreiwillig in den Südosten geschickt worden sind. Die waren viel zu jung und unerfahren. Heute schweigen sie aus Angst oder Scham.«

Aber auch Offizieren, die wie Mehmet Coşkun in Militärschulen auf die Schrecken des Krieges vorbereitet worden sind, macht das alles schwer zu schaffen. »Bis zum heutigen Tag.« Coşkun verschweigt nicht, dass er aus Furcht vor Angriffen nach seiner

Rückkehr in den Westen der Türkei ein ganzes Jahr lang eine Pistole bei sich getragen hat.

Im Touristenparadies Bodrum südlich von Izmir hat Mehmet Coşkun Erholung vom Krieg gesucht und das Panorama der türkischen Ägäis, die Aussicht über die weite Bucht mit den Segelbooten genossen. Einmal, als der Hauptmann mit anderen Offizieren und ihren Frauen in einem Armeekomplex bei Bodrum gemeinsam zu Mittag aß, knallte der Barkeeper die Tür des Kühlschranks zu. Vor Schreck ließ sich der Soldat zu Boden fallen – und da fand er sich nicht alleine wieder: Drei weitere Offiziere hatten wie er reagiert und sich panikartig unter dem Tisch verkrochen. »Wir alle kämpften im Südosten«, erklärt er.

Eines hat Mehmet Coşkun aus den Morden gelernt. »Nie wieder werde ich auf einen Menschen oder ein Tier schießen. Nie wieder – höchstens mit der Kamera.« Zum ersten Mal grinst er.

Traumatisierte Soldaten – Ignorierte Opfer des Kriegs

In der klinischen Psychiatrie werden die sogenannten Posttraumatischen Belastungssyndrome (PBS) eng mit Kriegen in Verbindung gebracht. Intensiv untersucht wurden US-Soldaten, die während des dreizehnjährigen Vietnamkriegs ein PBS erlitten hatten. Nach Untersuchungen wiesen 38,5 Prozent US-Soldaten und mehr als 50 Prozent libanesischer Soldaten das PBS auf.

Auslöser eines PBS kann eine Vielzahl traumatischer Erlebnisse sein, die nicht mit einem Kriegseinsatz oder -erlebnis in Verbindung stehen müssen (Naturkatastrophen, Unfälle etc). Bewusst eingesetzte Mittel sind neben dem Krieg auch kriegstypische Methoden wie die Inhaftierung in Konzentrationslagern im zweiten Weltkrieg, Folter und Vergewaltigung.

All das kann psychische und physische Folgen haben, u.a. die Angst vor dem Zerstörtwerden, das Gefühl der Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit, der Verlust von Selbstkontrolle. Das Krankheitsbild weist Schlafstörungen, das wiederholte Durchleben der schrecklichen Ereignisse, Alpträume, Depressionen und Amnesie auf.

Die Wirkung der Kriegstraumata beschränkt sich nicht auf die direkt betroffenen Kämpfer und Zivilisten. Von einer traumatisierten Person können wellenartige Ausdehnungen (»ripple effect«) auf Freundinnen, Ehefrauen und andere Familienangehörige ausgehen, die sich sogar gesamtgesellschaftlich negativ auswirken können. In der Türkei stellen traumatisierte Bürgerkriegsopfer – Zivilisten und Soldaten – ein weitgehend ungelöstes Problem dar.

*

Ibrahim Demir, Doğan Galip und Mehmet Coşkun sind keine Einzelfälle. Sie stehen exemplarisch für eine ganze Generation türkischer Soldaten oder ehemaliger Kämpfer, die heute zwischen dreißig und fünfundvierzig Jahre alt sind und unter mehr oder minder schweren Traumata leiden.

Ihnen geht es nicht besser als Millionen von Kurden, die aus ihrer Heimat geflohen sind und heute in Barackenbauten und in den Slums der Metropolen dahinvegetieren. In ihren Köpfen tobt noch immer der Krieg, er verfolgt und quält sie tags und nachts. Die türkische Regierung ignoriert die einen wie die anderen: die traumatisierten kurdischen Flüchtlinge ebenso wie die traumatisierten Armeeangehörigen. Das Thema ist genauso tabu wie die massenhaften Verbrechen der türkischen Armee.

Was überrascht, sind die Vorwürfe der türkischen Soldaten, die sich weniger gegen die Guerilla als gegen die eigene Militärführung richten – und das erstaunlich vehement. Inoffiziell sprechen die Soldaten aus, dass sie nicht töten wollten, aber mussten. Offen kann keiner agieren, man würde sie mit härtesten Repressalien zum Schweigen bringen. Deshalb sind die Namen der drei Kombattanten in diesem Kapitel verändert worden. Hoffentlich kommt der Tag bald, an dem die Abertausenden von Ibrahims, Dogans und Mehments die Wahrheit laut aussprechen können

Derweil bemüht sich vor allem eine kleine Gruppe türkischer Antimilitaristen in Izmir, Ankara und Istanbul um Aufklärung. Wie alle Regierungs- und Militärkritiker, Friedensbewegte und Menschenrechtler werden sie bestenfalls totgeschwiegen, häufig verfolgt.

16 Jahre der Kooperation

BESTE BEZIEHUNGEN

»Zwischen Heckler & Koch und der MKE besteht ein sehr gutes Verhältnis.«
Süphan Gaffaroğlu, stellvertretender Direktor der MKE-Marketingabteilung

Ein roter Teppich führt durch die riesige Empfangshalle mit den wuchtigen Marmorsäulen. Käufer aus aller Herren Länder haben sich hier eingefunden. Die reichhaltige Produktpalette des renommierten türkischen Waffenherstellers wird auf Siegerpodesten präsentiert, auf denen sich Projektile unterschiedlichster Kaliber in die Höhe recken: kleine 60-mm- und 81-mm-Mörsermunition, durchschlagskräftigere 155-mm-Gun&Howitzer- und M483-A1-ICM-Projektile, dahinter die schwarz- und goldglänzenden mannsgroßen UT-1- und HY-12-Mörser, mit denen bis zu 120-mm-Geschosse in die Reihen des Feindes gejagt werden können.

An den Säulen hängen große Farbfotos, die Soldaten mit der zweiläufigen Infantry Support Gun und anderen Waffen in Aktion zeigen. Daneben ragen die Rohre riesiger schwarzer Kanonen in die Luft, zielen blaulackierte zweieinhalb Meter lange Geschosse auf den imaginären Gegner. Das Firmenkürzel MKE verweist auf die Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu, die Topadresse der türkischen Rüstungsindustrie.

Geradeaus führt der rote Teppich zu einem weißen Waffenschrank, in dem all die Produkte präsentiert werden, die den Besuchern aus Deutschland so vertraut vorkommen. Hier trifft sich die Oberndorfer Waffenfamilie mit alten Vertrauten aus

Ulm und Düsseldorf. Rechts die Mutter aller Heckler&Koch-Gewehre, das G3 mit einfahrbarer Schulterstütze, das Standard-G3 mit festem Schaft und die Version mit dem 40-mm-Granatwerfer. In der Mitte die Reihe der MKE-Pistolen, teilweise den Typen der Ulmer Handfeuerwaffenfirma Walther nachempfunden. Links glänzt die G3-Tochter: verschiedene MP5-Varianten mit dem dreißig Patronen fassenden Kurvenmagazin sowie die handliche Kurzversion der Maschinenpistole. Im unteren Teil des Glasschranks drohen die MG3-Maschinengewehre, die auf Lizenzbasis der Düsseldorfer Rheinmetall bei MKE gefertigt werden.

Dieses Waffenarsenal ist ein Traum für jeden, der den Krieg als Fortsetzung der Politik mit militärischen Mitteln ansieht. Es ist die Hölle für jeden, der die Zerstörungskraft dieser Waffen im



Der Empfangssaal der Rüstungsfirma MKE mit den dort ausgestellten Waffen.

Bürgerkrieg miterlebt hat. Deshalb soll vor der Öffentlichkeit verborgen bleiben, wie im Hause MKE gedacht und gehandelt wird.

*

In der fünften Etage arbeitet Süphan Gaffaroğlu. Nach dem Studium ist er hierher in die vierzehnstöckige MKE-Zentrale in Ankara gekommen und hat sich zum stellvertretenden Direktor der Marketingabteilung hochgedient. Der Raum ist karg eingerichtet, zahlreiche Ordner stehen hier, außerdem ein kleiner Gästetisch mit Militaria.

Auf den ersten Blick wirkt der Mann mit der roten Krawatte eher reserviert, doch hin und wieder lässt er einen hintergründigen Humor aufblitzen: So handelt er einerseits mit Waffen, freut sich aber andererseits, dass er diese nur erprobt hat. Mitte der siebziger Jahre profitierte Gaffaroğlu nämlich von einer Regierungsentscheidung, die die Verkürzung der Wehrdienstzeit auf nur vier Monate ermöglichte. »Das war ein feines Gefühl«, gesteht er und scherzt: »Ich lernte mit unserem G3 schießen, aber genaugenommen war ich kein richtiger Soldat.«

Über Persönliches spricht er offen, doch sobald es um die harten Fakten geht, zeigt sich Gaffaroğlu erst einmal zugeknöpft. »Ich darf lediglich zu grundlegenden Sachverhalten des Ablaufs von Exportgeschäften Stellung beziehen. Alle anderen Fragen müssen im voraus schriftlich eingebracht und von verschiedenen Ministerien abgesegnet werden. Vor einem Gespräch muss die Genehmigung eingeholt werden.«

Hätte sich der MKE-Manager selbst ernst genommen, wäre das Gespräch beendet gewesen, bevor es begonnen hatte. Dann aber taut Gaffaroğlu doch auf und plaudert aus dem Nähkästchen.

*

»Die Produktion der Heckler&Koch-Waffe G3 erfolgt in Kirikale«, sechzig Kilometer östlich der Hauptstadt Ankara. Hier ist

das MKE-Werk Silahsan AS. »Im Werk Kirikkale stellen wir auch das Maschinengewehr MG3 her«, erklärt der Marketingdirektor. Beide Waffentypen werden auf Basis der 1967 aus Deutschland erteilten Lizenzen gefertigt. »Mittlerweile sind die Anfragen zum G3 spärlich geworden«, meint Gaffaroğlu, »deshalb haben wir die Fertigung weitgehend gestoppt. Heute werden allenfalls noch Einzelstücke für die Armee hergestellt. Wo wir bisher G3 hergestellt haben, fertigen wir seit 2001 die halb- und vollautomatischen HK33.«

Intensiv hatten sich die türkischen Militärs um eine geeignete Nachfolgewaffe bemüht und entschieden, bei einem bewährten Produkt aus dem Hause Heckler & Koch zu bleiben. Als eine ihrer letzten Amtshandlungen genehmigte die Bundesregierung unter Helmut Kohl eine Lizenz zur Fertigung von 500 000 HK33-Gewehren.

Der MKE-Manager ist von den Vorzügen des neuen Gewehrtyps überzeugt. »Wie beim G3 kann man mit der neuen Waffe ganz genau zielen, ansonsten ist das HK33 dem G3 in allen Belangen überlegen.« Das HK33 ist kürzer und leichter, damit handlicher, verfügt über einen geringen Rückstoß und kann pro Magazin dreißig statt der bisherigen zwanzig Schuss abfeuern, erklärt Süphan Gaffaroğlu. Vor allem aber ist die Trefferquote deutlich erhöht.

»Viele Jahre lang haben wir bis zu zwanzigtausend G3-Gewehre pro Jahr produziert. Im Werk können sie zwischen den Produktionen der MP5, G3 oder HK33 wechseln und die jeweiligen Anteile erhöhen oder senken. Die meisten der Maschinen für das G3 und das HK33 sind identisch, einige zusätzliche haben wir im Ausland hinzugekauft«, erklärt der Marketingmanager.

»Inzwischen läuft die HK33-Fertigung auf Hochtouren, denn jeder türkische Soldat soll die neue Waffe schnellstmöglich einsetzen können.« Bis es soweit ist, werden allerdings noch mehr als zehn Jahre vergehen und eine Menge technischer Probleme zu bewältigen sein. »Kein Problem«, sagt Süphan Gaffaroğlu fröh-

Technischer Vergleich des G3 und der HK33 der Firma MKE (Türkei)

	G3 A3, G3 A4 MKE	HK33 MKE
Kaliber	7.62 mm x 51 NATO	5.56 mm x 45 NATO
Länge (mit fester Schulterstütze)	G3 A3 1020 mm	920 mm
Länge (mit eingeklappter Schulterstütze)	G3 A4 840 mm	740 mm
Magazinkapazität	20 Patronen Stahlmagazin	30 Patronen
Gewicht	4400 g G3 A 4700 g G3 A4	3390 g feste Schulterstütze 4000 g einklappbare Schulterstütze
Magazin (leer)	280 g	270 g
Magazin (voll)	750 g	ohne Angabe
Mündungs- geschwindigkeit	800 m/sec	885 m/sec
Kadenz	600/min	750/min
Maximale Reichweite	3700 m	3800 m
Effiziente Reichweite	600 m (mit Teleskop)	600 m (mit Teleskop)

Quelle: Firmenprospekt MKE

lich. »Bei Bedarf besuchen uns Heckler & Koch-Fachleute zur Schulung unserer Ingenieure, das haben wir vereinbart.« Bereits in den vergangenen Jahrzehnten wurden die türkischen Geschäftspartner bestens betreut. »Manchmal sind fünf oder sechs H&K-Experten gekommen, manchmal haben wir etwa zehn unserer Leute für drei oder vier Wochen nach Deutschland geschickt. Zwischen Heckler & Koch und der MKE besteht ein sehr gutes Verhältnis«, lobt Gaffaroglu die Beziehungen zu den Oberndorfern.

Das automatische Gewehr HK33 – Die neue Standardwaffe der türkischen Streitkräfte

Noch kurz vor der Bundestagswahl im September 1998 genehmigte die CDU/CSU-FDP-geführte Bundesregierung die Massenfertigung von 500 000 HK33-Gewehren in der Türkei. Nach dem Regierungswechsel bestätigte Siegmund Mosdorf (SPD), parlamentarischer Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, »die Ausfuhr von Ausrüstungen, Einzelteilen, Technologieunterlagen und Software zur Herstellung des automatischen Gewehrs HK33 in die Türkei«.

Das HK33 stellt eine verkleinerte und optimierte Version des G3 dar. Es wird in fünf Varianten gefertigt: in der Standardversion mit fester bzw. einschiebbarer Schulterstütze (HK33A2 bzw. HK33A3), als Gewehr mit zweiteiligem Standbein (Bipod), als Scharfschützengewehr mit Teleskop (HK33SG1) und in der Karabinerversion (HK33K).

Die Oberndorfer Produktion lief bereits 1968 an, zu einem Zeitpunkt, als die europäischen Armeen noch mit der 7.62-mm-Munition schossen. Mit dem kleineren Kaliber 5.56 mm hatten die schwäbischen Waffenproduzenten den weltweiten Waffenmarkt im Visier, da auch die USA mit der in Vietnam und späteren Kriegen eingesetzten M16 das kleinere Kaliber bevorzugten.

Das HK33 steht mittlerweile im Dienst der brasilianischen Luftwaffe, der Streitkräfte von Chile, Malaysia und Thailand, wurde

in weitere Staaten Südostasiens, Afrikas und Südamerikas exportiert und wird in Oberndorf, Großbritannien und in Thailand gefertigt. In Kirikkale (MKE Türkei) ist die Produktion der 500 000 HK33 in den Versionen HK33A2 (identisch mit der HK33E – Export) und HK33A3 im Jahr 2001 angelaufen.

LACHNUMMER ENDVERBLEIB

»Entsprechend den Vorgaben der ›Politischen Grundsätze‹ wurden der Türkei *keine* Exportrechte zugestanden.«

Dr. Heinrich L. Kolb, Parlamentarischer Staatssekretär

»Wir verkaufen das ans Ausland, was wir produzieren.«

Süphan Gaffaroğlu, stellvertretender MKE-Direktor

In den siebziger Jahren arbeiteten siebzehntausend Menschen in neunzehn Werken der MKE, heute zählt das Unternehmen nur noch neuntausend Beschäftigte und zwölf Werke.

»Wenn hundert Arbeitnehmer ausgeschieden sind, haben wir nur fünfzig neue einstellen können«, beklagt Süphan Gaffaroğlu den massiven Arbeitsplatzabbau, der mit Rationalisierungsmaßnahmen und dem Einzug von Computern einhergegangen ist. Um so offensiver vertritt das Unternehmen seine Waffen auf den nationalen wie internationalen Rüstungs- und Polizeimessen IDEX, IDEF, Defence Services Asia, Eurosatory, IDET und IDEAS. Rüstungsexporte sind ein lukratives Geschäft.

Die Auftragsbücher sind voll, größere Mengen können nicht von einem Tag zum anderen geliefert werden. »Tausend Maschinenpistolen vom Typ MP5 sind schon ganz schön viel. Bei solchen Stückzahlen muss ich erst bei unserem Werk anrufen und nachfragen, bis wann diese produziert werden können. Das dauert bis zu einem halben Jahr.«

Dennoch warten viele Staaten lieber auf die qualitativ hochwertigen und vergleichsweise preisgünstigen MKE-Waffen. »Die Pakistanis liefern eher schlechte Qualität«, sagt Süphan Gaffaroğlu, »dementsprechend unterschiedlich sind natürlich die Preise.«

Beim Preis-Leistungs-Verhältnis sieht der MKE-Marketingdirektor seine Firma ganz vorne: »Zahlt man für eine MP5 der Pakistan Ordnance Factory etwa fünfhundert Dollar, dann kostet eine Maschinenpistole direkt von Heckler & Koch vielleicht zwölfhundert Dollar. In der Qualität liegen wir mit den Deutschen gleichauf, unsere MP5 kostet jedoch nur neunhundert Dollar. Wir können klar behaupten, dass es keinen Qualitätsunterschied zwischen deutschen und türkischen Gewehren gibt. Befreundete Länder sind immer mit der Wertarbeit unserer Waffen zufrieden!«

Als Beispiel nennt der MKE-Manager die internationale Ausschreibung einer Lieferung von MG3-Maschinengewehren, die zwischen 1992 und 1996 nach Norwegen gehen sollten. »Die Norweger waren von unserer Qualität so begeistert, dass wir den Auftrag bekamen.« Doch nicht nur die norwegischen Streitkräfte stehen auf den Empfängerlisten. »MKE exportiert an mehr als vierzig Staaten«, verrät der Marketingmanager. »Die USA, Jordanien, Tunesien und viele weitere.«

Natürlich redet Süphan Gaffaroğlu nicht gerne über die Empfängerländer der Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu. Schon 1995 hatten Dänemark, Italien, Jordanien, Norwegen, Pakistan und Syrien Waffen und Munition von MKE erhalten. Im Jahr darauf exportierte das türkische Staatsunternehmen militärisches Gerät nach Botswana und auf die zu Portugal gehörenden Makao Inseln vor der südchinesischen Küste.

In der MKE-Länderliste stehen zudem Brasilien, Ecuador, Hongkong (damals noch nicht zu China gehörend), Irak, Kuwait, Libyen, Niederlande, Peru, Schweden, Singapur und Tunesien – also mehrere Staaten mit katastrophaler Menschenrechts- und Sicherheitslage. Bei der Militaria-Messe IDEF ist die Maschinen-

pistole MP5 denn auch eines der »populärsten Produkte« unter den Exportartikeln der MKE.

Über das lukrative, aber politisch brisante Geschäft vom November 1998 schweigt Gaffaroğlu. Damals lieferte MKE Waffen im Wert von 2,44 Millionen Dollar an Bosnien-Herzegowina.

Noch fertigt das Staatsunternehmen vornehmlich für den heimischen Markt, doch seine Zukunft sehen die Rüstungsmanager im Export, der mit zum Teil beträchtlichen Preisnachlässen angekurbelt wird. Bei einer Bestellung von mehr als hundert Gewehren fängt es an, interessant zu werden. »Da ist eine Reduzierung des Preises von zwei bis drei Prozent machbar, bei tausend Gewehren sind zehn Prozent möglich.« Mehr Spielraum bieten Munitionslieferungen. »Wird eine große Menge bestellt«, kann sich Süphan Gaffaroğlu sogar »Nachlässe bis fünfzehn Prozent« vorstellen. Schließlich liegt die Gewinnmarge bei fünfundzwanzig Prozent, »so wie in Europa«.

Um den üblichen Exportweg zu verdeutlichen, zeigt Gaffaroğlu einige Beispiele aus der Großbritannien-Akte. Ein vielbenutzter Schnellhefter, zwei Zentimeter dick, pinkfarben. Der Kunde schickt per Fax oder Internet eine Anfrage an Gaffaroğlus Abteilung, der daraufhin die Zustimmung des »eigenen Ministeriums« einholt. Die Entscheidung über den Exportauftrag liegt beim Verteidigungsministerium, da die MKE zu hundert Prozent ein staatseigenes Unternehmen ist. In problematischen Fällen wird auch beim Außenministerium nachgefragt, dessen Entscheidung nicht näher begründet wird.

Trotz dieses Instanzwegs scheint das Vornehmliche Kriterium die Liquidität der Kunden zu sein. »Sie müssen bezahlen, bevor wir liefern. Wir senden keine Waffen, wenn die Rechnung nicht beglichen ist«, erklärt Süphan Gaffaroğlu. »Wir« meint in diesem Fall die Regierung und nicht das Unternehmen, wie der Marketingmanager pflichtbewusst betont. Doch wer ordert, bekommt fast immer, was er will, denn MKE verkauft »das ans Ausland, was wir produzieren«.

MKE-Endverbleibserklärungen (1) – der Schein der Legalität

Mit der Neufassung der »Politischen Grundsätze für den Export von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern« vom 28. April 1982 hat die Bundesrepublik Endverbleibserklärungen bei der Vergabe von Lizenzen, bei Exporten von Fertigungsunterlagen und Anlagen zur Herstellung von Kriegswaffen eingeführt. Da die G3- und MG3-Lizenzvergaben bereits 1967 erfolgten, kann die Türkei ohne Rücksprache mit dem deutschen Lizenzgeber die bei MKE gefertigten G3-Gewehre nach Belieben exportieren.

Im Gegensatz dazu unterliegen Exporte der bei MKE hergestellten Maschinenpistolen MP5 einer Endverbleibskontrolle. Denn »nach dem von der Firma Heckler & Koch 1983 mit der Türkei abgeschlossenen Vertrag zur Lizenzfertigung der MP5 wurden entsprechend der Vorgaben der Politischen Grundsätze der Türkei *keine* Exportrechte zugestanden«, so der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft, Dr. Heinrich L. Kolb im Juli 1995. Dasselbe gilt auch für die 1998 vergebene HK33-Lizenz.

Die Offenheit verblüfft. Denn für die deutschen Lizenzgeber ist die Frage des Endverbleibs der Waffen von entscheidender Bedeutung – vor allem wenn der Empfänger der Lizenzen Türkei heißt und den Ruf hat, es mit den Menschenrechten nicht so genau zu nehmen.

Unterzeichnet das Empfängerland wie im Fall der MP5- und der HK33-Lizenz eine Endverbleibserklärung, verpflichtet es sich, die Waffen ausschließlich den eigenen Sicherheitskräften zukommen zu lassen. Auf diesem Weg soll verhindert werden, dass in Lizenz gefertigte Waffen beispielsweise in die Hände von Diktatoren anderer Staaten gelangen. Aber was ist, wenn sich der Lizenznehmer nicht an die vereinbarten Regeln hält?

Bezüglich der MP5-Lizenz wurde »zwischen der Firma Heckler & Koch und dem türkischen Lizenznehmer eine privatrechtliche Vereinbarung getroffen«. Und obwohl »die Genehmigung zur Lizenzvergabe durch die Bundesregierung erfolgt ist«, stellt



Ein mit einer MP5 bewaffneter Angehöriger einer türkischen Sicherheitseinheit führt einen Gefangenen ab.

diese klar: »Die Bundesregierung verfügt über keine rechtlichen Möglichkeiten, die Rücknahme der Lizenz zu erzwingen.«

Theoretisch müsste demnach Heckler & Koch, das über die besten Kontakte zu MKE verfügt, gegen MKE rechtliche Schritte einleiten. Doch das kann nicht im Interesse der Oberndorfer sein, die sich damit alle Folgeaufträge verbauen würden.

Bei MKE scheint man vieles nicht ganz so eng zu sehen. »Unser Job ist die Produktion, wir fragen nur nach dem offiziellen Endverbraucher. Wenn wir eine Lizenz erhalten haben, können wir auch verkaufen. Von unserer Seite aus läuft alles legal. Natürlich musst du der Regierung Glauben schenken, die die Waffen erhält«, beteuert Süphan Gaffaroğlu auf seine bedächtige Art. »Denn niemand kann nachverfolgen, ob die Waffen an eine andere Quelle gehen oder nicht. Im Zweifelsfall stellt unser Verteidigungsministerium Nachforschungen über die Botschaft an.« Gaffaroğlu zögert kurz. »Vielleicht können sie einige Nachforschungen anstellen«, relativiert er und grinnt.

MKE-Endverbleibserklärungen (2) –

Die Wirklichkeit der Reexportpraxis

Wie ernsthaft die deutschen Kontrollen zur Einhaltung des Endverbleibs türkischer Lizenzwaffen zu nehmen sind, zeigt der alljährliche Hinweis in *Jane's Infantry Weapons*, dass die MP5 von MKE nicht nur in Diensten der türkischen Armee steht, sondern auch für den Export (»offered for export«) produziert wird.

In mindestens zwei Fällen hat die Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu die deutsche MP5-Endverbleibserklärung missachtet. Als das Unternehmen in den neunziger Jahren ums Überleben kämpfte, sollten mit Waffentransfers neue Umsätze erschlossen und die Produktionskapazitäten gesichert werden. Allein in Länder des Mittleren Ostens wurden 1994 Waffen im Wert von 8 Millionen Dollar geliefert – darunter auch MP5-Maschinenpistolen.

Der zweite Sündenfall erfolgte mit den im August und September 1999 nach Indonesien gelieferten MP5. Wegen der Menschenrechtsverletzungen in Ost-Timor hatte die EU ein Waffenembargo gegen Indonesien veranlasst. Damit konnten weder H&K in Oberndorf noch das seinerzeitige Mutterunternehmen Royal Ordnance in Nottingham Gewehre nach Indonesien liefern – im Gegensatz zu den türkischen Lizenznehmern.

In Deutschland existiert keine Institution, die die Einhaltung der Endverbleibsvereinbarung kontrolliert. Sehenden Auges tolerieren die Bundesregierungen gleich welcher parteipolitischen Couleur die vertragswidrigen Reexporte in Spannungs- und Bürgerkriegsgebiete. Statt der Türkei die MP5-Lizenz zu entziehen, konnte das Land 1998 und 2000 weitere Lizenzen erwerben. So belohnten die Bundesregierungen unter Helmut Kohl und Gerhard Schröder die Rechtsbrecher in der Türkei.

SCHRÖDERS MUNITION FÜR KOHLS WAFFEN

»Auf jeden Fall werden wir die alten G1- und G3-Gewehre loswerden müssen.«

Alinur Araz, MKE-Marketingdirektor

Das Büro von Alinur Araz kann Geschichten erzählen. Über dem wuchtigen, dunkelbraunen Schreibtisch thront der ernst dreinblickende Staatsgründer Atatürk. Darunter hängen allerlei Auszeichnungen, die der MKE-Marketingdirektor im Lauf seines Lebens erworben hat. Rechts davon finden sich fast fünfzig klein- und mittelkalibrige Geschosse, der Stolz des Unternehmens. Interessanter sind die Bilder auf der gegenüberliegenden Seite, die Araz zusammen mit Persönlichkeiten der Zeitgeschichte zeigen.

Bei seinem Werksbesuch wollte Michail Timofejewitsch Kalaschnikow »zweihundertfünfzig Dollar für ein gemeinsames Foto«, erzählt Araz, der mit seinem grünen Hemd und der braunen Hose eher wie ein Jäger als wie ein Bürohengst aussieht. Der Erfinder des berühmt-berüchtigten Sturmgewehrs hat nie einen Rubel am Verkauf der rund siebzig Millionen AK verdient, denn er hat seine Erfindung nie patentieren lassen.

Stolz erzählt Araz vom Treffen mit dem pakistanischen Präsidenten General Pervez Musharraf, der bei einer Rüstungsmesse an den MKE-Waffenstand gekommen war. Musharraf, im Oktober 1999 durch einen Militärputsch an die Macht gelangt, ist ein interessanter Mann für türkische Waffenhändler, denn beide Staaten stellen das G3 in Lizenz her und arbeiten bei Ersatzteillieferungen für die Heckler&Koch-Waffe sowie Munitionslieferungen zusammen.

Araz' Wände kennen viel mehr solcher Begegnungen, heute aber will der Marketingmann von Erfolgen berichten. Über seinen Tisch laufen die entscheidenden Papiere der Waffenschmiede. »Für die neue Munitionsfabrik mussten wir drei Verträge

abschließen.« Im Gegensatz zu seinem eher reservierten Stellvertreter Süphan Gaffaroğlu sprüht Alinur Araz vor Energie.

»Wir haben den Kontrakt mit Fritz Werner unterzeichnet, einen zweiten mit Santa Barbara in Madrid und einen dritten mit Fabrique Nationale im belgischen Herstal. Außerdem importieren wir Maschinen von Manurhin in Frankreich«, erklärt der Mann mit der hohen Stirn und dem graumelierten Haar. »Die Franzosen liefern, was wir wollen. Mit Fabrique Nationale haben wir den Lizenzkontrakt über die technischen Daten der Patronen unterzeichnet, mit Santa Barbara den über das Patronenpulver«, von dem pro Jahr siebenhundertfünfzig Tonnen gefertigt werden sollen. »Manurhin liefert die meisten Maschinen zu«, sagt Araz. »Den Lizenzvertrag über die Waffen haben wir mit Fritz Werner abgeschlossen.« Damit führt die deutsche Firma das Konsortium an.

Fritz Werner – Munition für die türkischen Sicherheitskräfte

Die Fritz Werner Industrie-Ausrüstungen GmbH (FW), eine hundertprozentige Tochter der zum MAN-Konzern gehörenden Ferrostaahl AG, hat ihren Sitz im Städtchen Geisenheim am Rhein, 22 Kilometer westlich von Wiesbaden. Fritz Werner plant, liefert und erstellt schlüsselfertige Produktionsanlagen für Kunden in aller Welt. Dazu zählen auch dubiose Geschäftspartner wie die menschenrechtsverletzenden Regierungen in Burma und im Iran. Für sie erstellte FW Produktionsanlagen zur Fabrikation von G3-Gewehren.

Bis 1989 vollständig in bundeseigenem Besitz, galt das Unternehmen Anfang der neunziger Jahre als Musterbeispiel gelungener Umstellung von militärischer auf zivile Fertigung (Rüstungskonversion). Die Konkurrenz auf dem freien Markt ist jedoch immens, zudem lassen sich im Rüstungsbereich größere Profite erwirtschaften – u.a. bei der Errichtung der Fabrikationsanlagen für die 5.56-mm-Munition bei MKE in der Türkei.

Mit dem Fritz-Werner-Deal zum Bau der Munitionsfabrik ist MKE ein erstaunlicher Coup gelungen. Nachdem die von Konservativen und Liberalen geführte Bundesregierung im Sommer 1998 die Fertigung einer halben Million HK33 genehmigt hatte, galt es die Widerstände bei der Nachfolgeregierung zu brechen. Rot-Grün sollte die Zustimmung zum Bau einer Fabrik für die dazugehörige 5.56-mm-Munition erteilen. Allerdings hatte MKE mit der Regierung von Kanzler Helmut Kohl lediglich Vorverträge abgeschlossen, so dass nach der zwischenzeitlich erfolgten Verschärfung der Politischen Grundsätze zum Rüstungsexport und dem Regierungswechsel ein Ausstieg jederzeit möglich gewesen wäre.

Überraschend stimmte der geheim tagende Bundessicherheitsrat dem Waffendeal dennoch zu: Bundeskanzler Gerhard Schröder, Bundeswirtschaftsminister Werner Müller und Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping votierten für, Außenminister Joschka Fischer und Bundesentwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiecek-Zeul gegen das Exportgeschäft. Kaum an die Hebel der Macht gelangt, gab Rot-Grün damit die kritische Haltung gegen Waffen- und Know-how-Transfers an das menschenrechtsverletzende Militär in der Türkei auf. Der Vertrag für das rund fünfundsiebzehn Millionen Euro teure Rüstungsprojekt wurde am 23. August 2000 in Ankara mit dem türkischen Verteidigungsministerium als Vertragspartner unterzeichnet.

Zur Rechtfertigung behaupteten deutsche Ministeriumsvertreter, auf Grund der positiv beschiedenen Voranfragen hätten »rechtliche Verpflichtungen« zur Zustimmung bestanden. Der ehemalige Bundeswirtschaftsminister Günter Rexrodt (FDP) wies jedoch darauf hin, dass die Voranfragen »ein politisches Signal, aber nicht rechtsverbindlich« gewesen seien, und urteilte: »Sich hinter der alten Bundesregierung zu verschanzen ist eine Unglaubwürdigkeit ersten Ranges.«

Die Bilanz fällt ernüchternd aus: Gewehre von der schwarzen Bundesregierung unter Kanzler Kohl, Munition von der rot-grünen Bundesregierung unter Kanzler Schröder – die

Geschäftsführung der türkischen Waffenschmiede kann mit der deutschen Allparteienkoalition zufrieden sein.

Munition für den Folterstaat Türkei

Im Sommer 2000 erteilte die rot-grüne Bundesregierung ihre Zustimmung zum Bau einer Munitionsfabrik in der Türkei. Auszugsweise werden im folgenden einige Informationen zur Menschenrechtslage des Jahres 2000 aus dem Jahresbericht von amnesty international (ai) zitiert:

- »Die Folter war weit verbreitet. Vor allem aus den Städten im Westen der Türkei, aus dem Südosten des Landes und aus der Gegend um Adana im Süden trafen zahlreiche Berichte über die Folterung und Misshandlung von Männern, Frauen und Kindern ein.«
- »Am häufigsten fanden Folterungen und Misshandlungen im Gewahrsam der Polizei oder der Gendarmerie in den ersten Tagen nach der Festnahme statt.«
- »Während ihrer Haft ohne Kontakt zur Außenwelt im Gewahrsam der Polizei beziehungsweise der Gendarmerie wurden Berichten zufolge Männer und Frauen nackt ausgezogen und sexuell missbraucht. Zu den angewandten Methoden gehörten neben der Vergewaltigung unter anderem Elektroschocks und Schläge auf die Genitalien sowie bei Frauen auf die Brüste.«
- »Bis November hatten sich insgesamt 132 Frauen – darunter 97 Kurdinnen – bemüht, von einem in Istanbul gegründeten Rechtshilfeprojekt Hilfe zu erhalten, um die Männer, die sie missbraucht hatten, vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen. 45 der Frauen gaben an, vergewaltigt worden zu sein, und 97 berichteten von anderen Formen sexuellen Missbrauchs. Nur wenige der mutmaßlichen Täter – in der überwältigenden Mehrheit Polizisten, aber auch Gendarmen, Soldaten und Dorf-wachen – wurden vor Gericht gestellt.«
- »Die Büros des Türkischen Menschenrechtsvereins IHD in Van, Malatya und Gaziantep wurden auf unbegrenzte Zeit geschlos-

sen, die in Diyarbakir und Konya mussten vorübergehend ihre Arbeit einstellen. Ärzte und andere Mitarbeiter der Türkischen Menschenrechtsstiftung TIHV in Izmir, die die Anwendung der Folter dokumentierten und Folteropfer betreuten, wurden im Berichtsjahr vor Gericht gestellt.«

- »Vertreter der pro-kurdischen Demokratiepartei des Volkes (HADEP) wurden festgenommen und vor Gericht gestellt.«
- »Es trafen Berichte über eine Reihe von extralegalen (widerrechtlichen, *Anm. d. Verf.*) Hinrichtungen ein.«

*

Die Zufriedenheit steht Alinur Araz ins Gesicht geschrieben, denn nach Jahren der Stagnation füllen sich die Auftragsbücher seines Unternehmens wieder.

»2001 haben wir die HK33-Fertigung mit zwanzigtausend Stück pro Jahr aufgenommen und mittlerweile auf dreißigtausend hochgefahren.« Was in Deutschland möglichst lange verschwiegen werden sollte, lässt Araz in der ihm eigenen Dynamik im Sekundentakt heraus: Eigentlich bräuchte die Armee mehr als fünfhunderttausend G5, meint der MKE-Marketingchef, »der Bedarf entspricht dem des G3«.

Die Vertragsabschlüsse zur HK33-Fertigung und der Errichtung der Munitionsfabrik genügen Araz nicht. Ihm ist es zu mühsam, mit den Deutschen immer erst diskutieren zu müssen, bevor man die gewünschte Ware erhält. »Die Deutschen denken, wir töten die PKK, so wie diese Menschenrechtskomitees. Darüber können wir ganz schön wütend werden, zumal sie das nicht mal offen aussprechen. Niemand sagt uns das ins Gesicht. Hoffentlich wird in Deutschland die alte Regierung wiedergewählt«, wünscht sich Alinur Araz, doch statt ihm den Wunsch zu erfüllen, schicken die deutschen Wähler Rot-Grün in eine zweite Amtszeit.

»Bis zum zweiten Weltkrieg haben uns die Deutschen voll unterstützt«, klagt Araz, »man denke nur an die Mauser-Waffen.«

Die deutsch-türkische Bruderschaft im Handfeuerwaffenbereich reicht tatsächlich bis ins 19. Jahrhundert zurück. Der erste Vertrag über die Lieferung von fünfhunderttausend Gewehren und fünfzigtausend Karabinern der Waffenfirma Gebrüder W. & P. Mauser – wie Heckler & Koch in Oberndorf am Neckar ansässig – wurde 1887 mit dem türkischen Kriegsministerium abgeschlossen. Sechs Jahre später bestellte die Türkei zweihunderttausend Gewehre.

Heute schießt die türkische Armee vornehmlich mit deutschen und amerikanischen Waffen. Araz nennt allerdings auch andere Staaten, »mit denen eine gute Beziehung besteht: Neben Frankreich unterstützen uns die Spanier und die Israelis. Mit denen haben wir keine Probleme. Die verhängen auch keine Embargos gegen uns.«

Der MKE-Marketingmanager hätte sich auch das israelische Sturmgewehr vom Typ Galil vorstellen können, das ebenfalls mit 7.62- und 5.56-Millimeter-Munition schießt. »An die Lizenz wären wir leicht herangekommen. Israel und die Türkei haben die gleichen Feinde an den Grenzen und die gleichen Probleme im eigenen Land. Außerdem wird auch die Galil an den gefährlichsten Flecken der Welt eingesetzt.«

*

»Wenn alle HK33 produziert sind, dann haben wir einen Überhang von achthunderttausend G3-Gewehren.« Bisher stand nahezu für jeden der sechshundertvierzehntausend Soldaten und zweihundertachtzigtausend Gendarmen ein G3 zur Verfügung. Mit der geplanten Reduzierung der Armeestärke auf vierhundertfünf- und zwanzigtausend Mann würde die große Mehrheit der Sicherheitskräfte über ein HK33 verfügen. Was passiert dann mit den übriggebliebenen achthunderttausend G3?

»Etwa 2012 wollen wir die alten G1 verkaufen, danach die G3-Gewehre. Wir beabsichtigen, sie alle auf einmal zu verkaufen, nicht in Raten. Vielleicht in die USA für die dortigen Jäger. Oder wir fertigen Kulis daraus«, grinst Araz und zeigt zum Spaß seinen

Kugelschreiber, der aus einer Patronenhülse hergestellt worden ist. Bleibt nur zu hoffen, dass die Überschusswaffen nicht in einem afrikanischen, asiatischen oder südamerikanischen Spannungsgebiet landen. Ihre Zahl reicht aus, gleich mehrere blutige Bürgerkriege zu führen.

Teil III: »Kleinwaffen«

»Zusammen mit ihren Partnern wird die Heckler & Koch GmbH im nächsten Jahrtausend eine entscheidende Rolle für die Revolutionierung der Kriegsführung spielen.«

Aufmacher in Profile, der Firmenzeitschrift von Royal Ordnance, Juni/Juli 1998



17 Der Tod ist ein Meister aus Oberndorf

DIE PEST DER HECKLER & KOCH-WAFFEN

»Der Bundesregierung liegen keine Erkenntnisse vor.«
Staatssekretär Dr. Dieter von Würzen zum Einsatz von MP5-Maschinenpistolen in der Türkei im Juli 1992

»Die Bundesregierung verfügt über keine Erkenntnisse.«
Auswärtiges Amt zum Einsatz deutscher Waffen in der Türkei im Frühjahr 1999

In Berlin (vormals Bonn) und Eschborn sitzen die Entscheidungsträger der deutschen Rüstungsexportpolitik – die Damen und Herren der Bundesregierung und die Beamten des Bundesausfuhramts (vormals Bundesamt für Wirtschaft). Ihre Beschlüsse entscheiden über Leben und Tod von Menschen fernab von Deutschland.

Wie sehr sich die verantwortlichen Politiker für die Folgen ihres Handelns interessieren, belegen Antworten auf Bundestagsanfragen der Opposition. Vor allem die christlich-liberale Regierungszeit zeichnete sich durch große Verschwiegenheit aus. Wenn die Fragen einer kritischen Opposition einmal zu penetrant oder zu genau ausfielen, antwortete Martin Grüner, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium stereotyp: »Rüstungsexporte vertragen nur ein begrenztes Maß an Publizität.«

Und bei einer parlamentarischen Anfrage von Bündnis 90/Die Grünen bot die CDU/CSU-FDP-Regierung im Juli 1992 ein überzeugendes Beispiel ihrer Sachkenntnis: »Der Bundesregierung liegen keine Erkenntnisse über den etwaigen Einsatz von

bei der Firma MKE gefertigten Maschinenpistolen MP5 in oder außerhalb der Türkei vor.«

Aber auch die rot-grüne Koalition gab vor, es nicht besser zu wissen. Anfang 1999 – noch zu Zeiten des Bürgerkriegs in der Türkei – antwortete das inzwischen von Bündnis 90/Die Grünen geführte Auswärtige Amt auf eine Anfrage der PDS: »Die Bundesregierung verfügt über keine Erkenntnisse, dass aus Deutschland gelieferte Waffen von den türkischen Streitkräften gegen die kurdische Zivilbevölkerung eingesetzt wurden.« Nahezu wortgleich hatte Joschka Fischers Vorgänger Klaus Kinkel sämtliche Fragen nach Menschenrechtsverletzungen mit deutschen Waffen oder deutschen Lizenzwaffen abgetan.

Das grüne Außenministerium erteilte allen Vorgängerregierungen sogar eine Art Generalabsolution, als es erklärte, die Bundesregierung sei auch »in der Vergangenheit allen Hinweisen auf einen vermuteten Einsatz durch die Türkei entgegen vertraglichen Zusicherungen oder Endverbleibszusagen sehr sorgfältig nachgegangen«. Allerdings »konnte in keinem Fall ein Beweis für einen Verstoß gegen eingegangene Verpflichtungen erbracht werden«.

Wenn sie es schon nicht selber wussten, hätten die Bundesregierungen 1992 wie 1999 leicht Kontakt zu Flüchtlings- und Menschenrechtsorganisationen aufnehmen können, um sich in kürzester Zeit von Augenzeugen darüber informieren zu lassen, welche Verbrechen türkische Sicherheitskräfte und Dorfschützer an der Zivilbevölkerung begingen – mit der MP5, dem G3 und aus Deutschland gelieferten Panzern vom Typ MTW 113 und BTR 60. Oder man hätte dem türkischen Verteidigungsminister Vefa Tanir Glauben schenken können, der 1995 von einer Delegation des deutschen Verteidigungsministeriums »Verständnis« dafür erbeten hatte, dass »zum Schutz gegen Terroristen« auch Panzer aus Deutschland eingesetzt werden müssten.

Doch vom Morden mit deutschen Exportwaffen (vor allem Panzern) und deutschen Lizenzwaffen (vor allem Gewehre und

Maschinenpistolen) wollte man nichts wissen. Das wäre einem Schuldeingeständnis gleichgekommen und hätte nur die eigenen Rüstungsexporte und Lizenzvergaben in Frage gestellt. Durch dieses Leugnen der Realität sind Menschen in der Türkei und vielen anderen Staaten der Welt Opfer von Heckler&Koch-Lizenzwaffen geworden, ohne dass es in Deutschland auch nur eine selbstkritische Diskussion der Verantwortlichen über die eigene Rolle dabei gegeben hätte.

*

Lassen sich die Opfer von Gewalt, Kriegen und Bürgerkriegen berechnen, die durch den Einsatz von Heckler&Koch-Waffen umgekommen sind? Wie hoch ist die Zahl derer, die durch von H&K-Ingenieuren entwickelte Pistolen, Maschinenpistolen, Gewehre, Maschinengewehre und Granatwerfer verletzt und verstümmelt wurden?

Eine empirisch belegbare Zahl wird es nie geben können, da objektive Daten während gewaltsam ausgetragener Konflikte nicht zu gewinnen sind. Trotzdem kann man zumindest eine realistische Größenordnung von der Zahl der Opfer errechnen.

Im 20. Jahrhundert starben rund einhundertzehn Millionen Menschen in Kriegen und Bürgerkriegen. Legt man die Statistiken von Kriegstoten nach dem Zweiten Weltkrieg zugrunde, dann kamen nach 1961, dem Jahr der ersten G3-Lizenzvergabe an Portugal, je nach Quelle zwischen dreißig und fünfunddreißig Millionen Menschen ums Leben.

Kein anderer Export militärischer Güter, seien es Kampfflugzeuge, Panzer oder U-Boote, mit dem Deutschland rein statistisch in den vergangenen Jahren unter die Top Five der Weltwaffenexporteure aufgestiegen ist, war derart folgenschwer wie die Genehmigung von Direktexporten und Lizenzvergaben im Bereich der Handfeuerwaffen. Gewehre und Maschinenpistolen sind mit weitem Abstand die wirkungsvollsten Waffen. Schätzungen des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes zufolge, die sich auf einundvierzig Konfliktgebiete der neun-

ziger Jahre bezogen, gehen fast drei Viertel aller toten und verletzten Zivilisten auf das Konto von Gewehren, Pistolen und Revolvern.

Waffentypen	Prozentualer Anteil
Gewehre	63
Faustfeuerwaffen (Pistolen, Revolver)	10
Artillerie, Mörser	10
Landminen	10
Großwaffensysteme (Panzer, Flugzeuge etc.)	5
Handgranaten	2

Verschärfend kommt hinzu, dass nach Schätzungen in neunzig Prozent der neunundvierzig Kriege seit 1990 »Kleinwaffen« die ausschließlich eingesetzten Waffen sind.

Weltweit befinden sich derzeit rund fünfhundertfünfzig Millionen »Kleinwaffen« im Umlauf, davon hundertfünfundzwanzig Millionen Sturmgewehre. Von diesen sind laut Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (Unicef) »fast zehn Millionen deutsche G3-Gewehre«, gerechnet inklusive aller Lizenzwaffen. Addiert man die weiteren H&K-Waffen (MP5, HK21, HK23E, HK33, HK53, Granatwerfer etc.) hinzu, dann wird die Zehn-Millionen-Grenze mit Sicherheit deutlich überschritten; insgesamt könnten es leicht elf oder mehr Millionen H&K-Waffen sein. Legt man nur die Zahl von zehn Millionen zugrunde, dann sind acht Prozent aller Gewehre Heckler & Koch-Waffen.

Auf dieser Grundlage lässt sich berechnen, wie viele Men-

schen durch den Einsatz von H&K-Export- und Lizenzwaffen ums Leben gekommen sind.

30 000 000 Tote	nach 1961, davon sind:
63 %	durch Gewehrkugeln ums Leben gekommen, das sind
= 18 900 000	Tote
8 %	von ihnen starben durch H&K-Waffen, das sind
= 1 512 000 Tote	die auf das Konto der Waffen von Heckler & Koch gehen.*
<i>* Wohlgemerkt, bei einer konservativen, das heißt vorsichtigen Berechnung.</i>	

Infolge der Lizenzvergaben von H&K-Waffen, aber auch durch Direktexporte aus Oberndorf starben von 1961 bis zum Jahr 2000 mindestens 1,51 Millionen Menschen – täglich kommen weitere hinzu. Wie die Pest im Mittelalter wütete der Heckler-Waffenvirus in den vergangenen Jahrzehnten und mordet bis heute auf den Schlachtfeldern in Afrika, Lateinamerika, dem Nahen Osten und Südostasien. Anders als früher sind es weit überwiegend Zivilisten, die von den in Oberndorf entwickelten Maschinenpistolen und Gewehren durchsiebt und zerfetzt werden. Waren im ersten Weltkrieg lediglich fünf Prozent der Opfer Zivilisten, so hat sich das Verhältnis nahezu umgekehrt: Heute sind unschuldige Kinder, Frauen und Männer zu rund fünfundachtzig Prozent die Opfer.

Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt die Zahl der durch H&K-

Waffen Getöteten aber noch höher, denn allein im ersten Golfkrieg zwischen dem Iran und dem Irak (1980 bis 1989) starben bis zu 1,5 Millionen Menschen. Die iranische Seite kämpfte mit dem G3 als Standardwaffe, die irakische Armee mit Kalaschnikows, erbeutete jedoch eine große Anzahl von G3. Beim zweiten Golfkrieg trafen US-amerikanische GIs mit M16 und die mit G3-Gewehren ausgerüsteten Truppen Saudi-Arabiens und Pakistans auf Einheiten des Irak, die ihrerseits über AK und G3 verfügten. Auf irakischer Seite sollen achtzigtausend bis hunderttausend Menschen gestorben sein.

Im türkischen Bürgerkrieg (1984 bis 1999) kamen offiziell rund vierunddreißigtausendachthundert Menschen ums Leben. Über andere Kriege, die vornehmlich mit G3-Gewehren geführt wurden (zum Beispiel die portugiesischen Kolonialkriege in Guinea-Bissau, Angola und Mozambik und viele andere mehr), liegen nur unbestimmte Opferzahlen vor. Auch das tagtägliche Morden mit den mehr als zehn Millionen H&K-Waffen in fast allen Kriegen und Bürgerkriegen Afrikas, Süd- und Mittelamerikas, des Nahen Ostens und Südostasiens lässt sich statistisch kaum erfassen.

Dasselbe gilt für die Zahl der durch H&K-Waffen lebenslang verstümmelten Menschen. Allein im ersten Golfkrieg wurde die Zahl der Verletzten mit rund einer Million angegeben. Die Heckler-Waffenpest dürfte weit mehr Opfer gefordert haben, als sich berechnen lässt.

Die Aussagen vieler türkischer, kurdischer und somalischer Kombattanten decken sich: Das G3 produzierte mehr Tote als etwa die Kalaschnikow, die dafür mehr Menschen verwundete. Wenn diese Aussagen von Augenzeugen und Kriegsteilnehmern zutreffen, werden mit einem G3 weit mehr Menschen umgebracht als mit einer AK-47. Alles in allem müsste die Zahl der mit H&K-Waffen erschossenen Menschen deutlich über den oben genannten 1,512 Millionen liegen.

*

In den Jahren voller Auftragsbücher waren bei Heckler & Koch rund zweitausendfünfhundert Mitarbeiter beschäftigt, heute sind es in Oberndorf rund sechshundertdreißig. Insgesamt dürften in den vier Jahrzehnten seit der Aufnahme der Rüstungsproduktion nicht mehr als zehntausend Menschen bei H&K beschäftigt gewesen sein. Die meisten von ihnen waren in der Waffenproduktion für die Bundeswehr und für den Export beschäftigt, andere halfen beim Aufbau der Lizenzstätten im Ausland.

Auch wenn Heckler & Koch und die Bundesregierung Still-schweigen darüber bewahren, wie viele Gewehre direkt aus Oberndorf exportiert worden sind, und auch wenn dies sicher deutlich weniger sind als in Lizenz gefertigt wurden, ist doch klar, dass jeder Arbeitsplatz bei Heckler & Koch mit mehreren erschossenen Menschen erkaufte worden ist. Unter Einbeziehung der Lizenzwaffen ergibt die Gesamtzahl der durch H&K-Waffen Getöteten rein rechnerisch, dass auf jeden Beschäftigten, der seit 1961 bei Heckler & Koch gearbeitet hat, hunderteinund-fünfzig Tote kommen. Hinzugezählt werden müsste noch eine nicht näher zu bestimmende Zahl von Verstümmelten und Verletzten.

*

In Oberndorf wird viel diskutiert: über die »geniale Konzeption« des G3 (so die offizielle Firmenschrift zum fünfzigjährigen Bestehen von Heckler & Koch), das sich »hervorragend bewährt« habe (*Schwarzwälder Bote*), über die daraus entwickelte »Gewehr familie« und die neue Wunderwaffe vom Typ G36. Was dabei unter den Tisch fällt, ist eine selbstkritische Reflexion über die Schattenseiten der Entwicklungen von Heckler, Koch und Seidel und der heutigen Ingenieure im Stadtteil Lindenhof. Das Thema »Opfer von H&K-Handfeuerwaffen« wird totgeschwiegen.

»Wenn wir nicht exportieren, dann liefern andere!« lautet eine der stereotypen Antworten auf die Frage nach Rüstungsexporten. Das mag zutreffen, aber es ist noch lange keine Rechtfertigung

oder gar ein Freifahrtschein für das eigene Handeln. Vielmehr müsste diese Vermutung Ansporn für die Politik sein, endlich verbindliche Regeln zum Rüstungsexport auf gesamteuropäischer (noch besser globaler) Ebene zu vereinbaren.

»Eine Waffe ist wertneutral. Auch mit einer Gabel kann man jemanden umbringen!« lautet die zweite Standardformel. Auch hinter dieser Behauptung verbirgt sich ein Teil der Wahrheit: Zwar nicht mit Gabeln, aber mit Buschmessern wurden im Sommer 1994 rund eine Million Menschen in Ruanda systematisch ausgerottet. Die meisten von ihnen waren Tutsi, einige auch oppositionelle Hutu. Mit chinesischen Buschmessern bewaffnete Hutu-Extremisten hatten ihre Gegner gnadenlos niedergemetzelt. Währenddessen aber waren die Exekutionsfelder von Wachposten abgeriegelt worden, die die Menschen mit ihren Gewehren an der Flucht hinderten. Wer fliehen wollte, wurde erschossen.

Doch letztlich ändern solche Ausflüchte nichts an der Tatsache, dass dreiundsechzig Prozent aller Menschen in Kriegen und Bürgerkriegen durch Gewehre getötet werden. Und da Heckler & Koch einer der weltweit führenden Produzenten solcher Gewehre ist, darf das Unternehmen um eine öffentliche Diskussion über die Gefahren von Kleinwaffenexporten und Lizenzvergaben nicht länger herumkommen. Eine Diskussion, die die Geschäftsleitung von Heckler & Koch offensichtlich fürchtet wie der Teufel das Weihwasser.

WAFFEN FÜR WEHRMACHT UND BUNDESWEHR

»Mit der Gründung der Bundeswehr folgte eine nahezu explosionsartige Erweiterung des Angebots durch wehrtechnisches Gerät.«

Offizielle Firmengeschichte von Heckler & Koch

Die Geschichte der Oberndorfer Waffenproduktion und des Rüstungsexports ist, von einigen Rückschlägen abgesehen, eine wirtschaftliche Erfolgsstory und eine menschliche Tragödie ohne gleichen. Keine andere Stadt Deutschlands kann für sich in Anspruch nehmen, durch Erfindungen ihrer Ingenieure so viel Leid über die Menschheit gebracht zu haben, wie das landschaftlich reizvoll gelegene und beschaulich wirkende Oberndorf am Neckar. Wenn die ortsansässige Waffenschmiede Heckler & Koch stolz von »technischem Fortschritt« und »wirtschaftlichem Erfolg« spricht, ist die Rede von einem »Erfolgsprodukt«, das den Tod und die Verstümmelung von weit mehr Menschen bewirkt hat, als in Oberndorf seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 782 jemals gelebt haben.

Eine beschauliche schwäbische Kleinstadt und eines der tödlichsten Produkte, das die Menschheit je eronnen hat – wie passt das zusammen? Dies ist die Geschichte einer unheilvollen Verbindung.

*

Mit dem Frieden von Preßburg wurde Oberndorf, auf halber Strecke zwischen Stuttgart und dem Bodensee gelegen, 1805 von Österreich an Württemberg abgetreten. König Friedrich beauftragte Staatsrat Kerner mit der Suche nach einem geeigneten Standort für die Herstellung von Heeresgerät, das wegen neuer Besitzverhältnisse beim königlichen Eisenwerk St. Christofstal von den beiden Standorten bei Freudenstadt und Ludwigsburg wegverlagert werden sollte. Kerner entschied sich 1811 für

Oberndorf, ein Städtchen mit rund tausend Einwohnern, da er in einem verweltlichten Augustinerkloster einen geeigneten Produktionsort gefunden hatte. Schon 1812 konnte die königliche Gewehrfabrik mit hundertdreißig Arbeitern eröffnet werden.

Zehn Jahre danach erfolgte mit dem Export von fünfhundert Karabinern der erste Waffentransfer ins Ausland, damals an das Zeughaus in Darmstadt. 1871 wurde das Mauser-Gewehr als Deutsches Infanteriegewehr M71 eingeführt, 1872 erfolgte die Gründung der Firma Gebrüder W. & P. Mauser. Zu einem Preis von zweihunderttausend Gulden kaufte Mauser zwei Jahre später die königliche Gewehrfabrik Oberndorf von der Württembergischen Staatsverwaltung.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Mauser-Gewehre in großen Stückzahlen nach China, Serbien, Spanien, Schweden und in die Türkei geliefert. Auf Grund des gesteigerten Rüstungsbedarfs mussten die Werksanlagen im Vorfeld des ersten Weltkriegs erweitert werden, die Firma errichtete zudem eine Werksiedlung.

Zu Beginn des ersten Weltkriegs wurde das Grundkapital verfünffacht. Allerdings brach die Rüstungsproduktion nach Kriegsende ein, die Zahl der Beschäftigten musste von achtausendsiebenhundertfünfzig auf rund zweitausend reduziert werden.

1919 sollte es für die schwäbischen Waffenbauer noch schlimmer kommen: Im Versailler Vertrag wurde eine Obergrenze der im Deutschen Reich genehmigten Waffen festgeschrieben. Mauser musste vollständig auf Zivillfertigung umstellen, produzierte Jagdwaffen, Einspur- und Kleinautos, Nähmaschinen und Spezialwerkzeuge, 1929 auch Rechenmaschinen.

Erst mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten begannen beim Oberndorfer Waffenproduzenten goldene Zeiten. Nach 1933 wurden die Umsätze gewaltig gesteigert, es wurden Pistolen, Kleinkalibergewehre und das Infanteriegewehr Modell 98 für Hitlers Angriffskriege gefertigt. Mit der Entwicklung der Flak

38,2 mm und des MG 81 setzte das Unternehmen seinen Siegeszug fort.

In einer Denkschrift verkündeten Vorstand und Aufsichtsrat der Waffenschmiede Mauser »ein freudiges Bekenntnis der Dankbarkeit und Treue zum neuen Deutschland und seinem Führer«. So gab es Grund genug zur Dankbarkeit, denn immerhin wurden »unter der Führung Adolf Hitlers die Wehrhoheit des Reiches wiederhergestellt und damit auch der Rüstungsindustrie große, neue Aufgaben übertragen«. Bis 1945 fertigten zwölf-tausend Arbeiter Waffen für Hitlers Wehrmacht, in den letzten vier Kriegsjahren waren darunter fünftausend Zwangsarbeiter aus Belgien, Frankreich, Holland, Italien, Jugoslawien, Polen, Russland und der Tschechoslowakei. Zweihundertdreundachtzig von ihnen starben.

Nach der militärischen Niederlage der Nazis wurden die Mauser-Werke teilweise demontiert, die Hälfte der Bauten gesprengt. Der französische Liquidator veräußerte werkseigene Gebäude und Grundstücke, die militärische Fertigung wurde verboten. Mauser musste seinen Fortbestand fürs erste erneut mit zivilen Produkten sichern.

G3-Lizenzen (1) – Von Hitler über Franco

In den Jahren 1944 und 1945 entstand das sogenannte »Gerät 06H« in der Waffenforschungsanstalt der Mauser-Werke. 1949 besuchten Vertreter des spanischen Franco-Regimes Dipl.-Ing. Werner Heynen, den ehemaligen Vorsitzenden des Hauptausschusses »Automatische Waffen«. Dieser war Albert Speer untergeordnet gewesen, dem früheren NS-Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion. Heynen erhielt den Auftrag, eine Entwicklungsgruppe für die spanische Firma CETME zusammenzustellen. Die Heynen-Gruppe empfahl die geplante neue Waffenentwicklung, eine Anlehnung an das Sturmgewehr 44.

Mit Erfolg führte Heynen-Mann Ludwig Vorgrimmler im Juli 1951 dem spanischen Diktator Franco den ersten Prototyp des

neuen Gewehrs vor. Im Juli 1955 begann die Serienfertigung von 5000 Sturmgewehren für Spaniens Streitkräfte.

*

Am 28. Dezember 1949 gründeten Edmund Heckler, vormaliger Chef der Mauser-Konstruktionsabteilung Kleinwaffen, Theodor Koch, ehemaliger Mauser-Betriebsleiter für den Werkzeug- und Vorrichtungsbau, und Alexius Wilhelm Seidel, Leiter der Mauser-Konstruktionsabteilung Kleinwaffen, die Heckler & Koch GmbH. Zu den »Kleinwaffen« zählen Pistolen, Maschinenpistolen, Schnellfeuer- und Maschinengewehre, tragbare Raketenwerfer oder Mörser bis zu einem Kaliber von 100 mm. Diese können von einer oder zwei Personen getragen und eingesetzt werden. H&K fertigt Pistolen, Maschinenpistolen, Schnellfeuer- und Maschinengewehre.

Kein Rüstungsbetrieb hatte die Bombardierung und Demontage überstanden, weshalb das deutsche Beschaffungsamt hunderttausend Gewehre im Ausland bestellen musste. Die Wahl fiel auf den belgischen Handfeuerwaffenproduzenten Fabrique Nationale, dessen G1-Gewehr die Militärs in Deutschland überzeugte. Das danach von der Swiss Industrial Company (Schweizerische Industrie-Gesellschaft SIG) in geringerer Stückzahl geordnete Sturmgewehr wurde als G2 bezeichnet.

Die Oberndorfer Firmengründer hätten diese Aufträge lieber selbst ausgeführt. So kam es trotz der erzwungenen Zivilproduktion schon 1951 zu ersten Geschäftskontakten von Heckler & Koch mit dem deutschen Grenzschutz. Fortan erfuhr das Unternehmen einen rasanten Aufschwung, und mit der Gründung der Bundeswehr folgte nach 1955 »eine nahezu explosionsartige Erweiterung des Angebots durch wehrtechnisches Gerät«, so Manfred Kersten und Walter Schmid, die Autoren der offiziellen Firmenbiographie.

Im Januar 1956 wurde ein Vertrag geschlossen, der für die Zukunft von Heckler & Koch entscheidend sein sollte. Es ging um die Produktion eines modernen Gewehrs in Zusammenarbeit

mit der spanischen Firma Centro des Estudios Tecnicos Materiales Especiales (CETME). Bereits 1957 fanden erfolgreiche Truppenversuche bei der Bundeswehr statt. 1958 konnte die Bundesregierung die Lizenz und damit das Recht zur Fertigung des nunmehr G3 genannten Schnellfeuerwehrs für die deutschen Streitkräfte erwerben.

Im Januar 1959 einigten sich das Bundesverteidigungsministerium (BMVg) sowie Heckler & Koch auf die Lieferung von hundertfünfzigtausend G3-Gewehren; das G3 wurde zum Standardgewehr der Bundeswehr erklärt. In Oberndorf begann ein einmaliger Aufschwung.

CHRISTLICHE WAFFEN FÜR ISLAMISCHE REGIME

»Hunderttausende Kinder und Jugendliche wurden mit dem G3-Gewehr an die Front und in den Tod geschickt.«

Bahman Nirumand, Journalist

»Da sind nur sehr wenige Privatpersonen, die für sich selbst arbeiten. Das meiste liegt in den Händen der Regierungen.«

Samuel Cummings, einer der weltweit größten privaten Waffenhändler

Die Hintergründe der G3-Lizenz-Übernahme offenbarte der ehemalige Parlamentarische Staatssekretär Dr. Erich Riedl: »Im Zuge des Aufbaus der Bundeswehr erwarb die Bundesregierung in den Jahren 1959 und 1962 aus Spanien Lizenzen zum Bau eines Vorläufergewehres, aus dem dann das G3 entwickelt wurde. Die Rechte aus der Weiterentwicklung des Vorläufergewehres bis zum G3 hatte ebenso die Bundesregierung.«

Auf den Punkt gebracht: 1959 erwarb der Bund vom spani-

schen Handfeuerwaffenproduzenten CETME die Rechte an den G3-Lizenzen und war damit Lizenzgeber. Im Hause Heckler & Koch verweist man darauf, dass »im Rahmen von Militärhilfeabkommen mit Genehmigung des Bundes und teilweise auf Betreiben der Bundesregierung G3-Lizenzen an staatliche Firmen anderer Länder vergeben« worden sind. Heckler & Koch sei für die Folgen der Lizenzvergaben also nicht verantwortlich. Dabei hätte man auf dem Oberndorfer Lindenhof nur allzu gerne die G3-Lizenz selbst besessen, die sich in den sechziger und siebziger Jahren als wahre Geldmaschine entpuppen sollte.

Militärs in aller Welt interessierten sich für das Oberndorfer Schnellfeuergewehr. Zwischen 1961 und 1981 vergaben Bundesregierungen von CDU/CSU, FDP und SPD fünfzehn G3-Lizenzen. Die Folgen wären absehbar gewesen.

*

Das von Franz-Josef Strauß (CSU) geführte Verteidigungsministerium bot dem portugiesischen Diktator António de Oliveira Salazar die G3-Nachbaurechte an. Salazar, der sein Land in die Nato geführt hatte, erwarb 1961 die Lizenz zu günstigen Konditionen. Damit verhalf Strauß dem Diktator zu einer eigenen Waffenproduktion – einem Mann, der auf der Basis der autoritären Verfassung von 1933 jede Opposition unterdrückte und seine Truppen als letzte europäische Kolonialmacht um den Machterhalt in Afrika kämpfen ließ.

Das G3 wurde in den Versionen G3A2, G3A3 und G3A4 bei der Firma Fabrica de Braco de Prata (FMBP) sowie beim Nachfolgeunternehmen Industrias Nacionais de Defesa EP (INDEP) gefertigt, später auch das Maschinengewehr HK21.

An der Vergabe der G3-Lizenz an Portugal war das Oberndorfer Unternehmen »insofern beteiligt, als dass Heckler & Koch an Portugal Blaupausen (Baupläne, *Anm. des Verf.*), Fertigungsunterlagen usw.« herausgab. So die Bestätigung des seinerzeitigen H&K-Pressesprechers Dr. Dirk Holz knecht, der mittlerweile zum H&K-Geschäftsführer aufgestiegen ist. Die portugiesische

G3-Lizenzen (2) – Lizenzvergaben und Lizenznehmer

Lizenzvergabe Waffentyp	Jahr	Staat	Unternehmen
1. G3A2, G3A3, G3A4	1961	Portugal	INDEP
2. G3A3, G3A4, G3P4	1963	Pakistan	POF
3. G3 (Ak4)	1964	Schweden	FFV
4. G3A4	1967	Norwegen	Norsk Fors.
5. G3A6	1967	Iran	MWF
6. G3A7 (G3A3, G3A4)	1967	Türkei	MKE
7. G3 7.62 mm	1969	Saudi-Arabien	Al-Khardi A.
8. G3 7.62 mm	1970	Frankreich	MAS
9. G3	1971	Thailand	AWPC
10. G3	ca. 1976	Brasilien	k.A.
11. G3A3, G3A4	1977	Griechenland	EBO
12. G3A3, G3A4	1979	Mexiko	Fabrica de Armas
13. G3, lokal modifiziert	1981	Myanmar (Birma)	Staatliches Werk
14. G3	k.A.*	Philippinen	k.A.
15. G3	k.A.*	Malaysia	Munora Holdings

Anmerkung:

Auch in Großbritannien wurden bei der Royal Small Arms Factory in Enfield in den siebziger und achtziger Jahren G3-Gewehre gefertigt.

*k.A. – keine Angabe

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

Quellen: RIB- und Privatarchiv, Omega Foundation, Jane's Infantry Weapons

Armee setzte die Lizenzgewehre nicht nur in den Kolonien ein, sondern exportierte G3 auch an andere menschenrechtsverletzende Regierungen – allen voran an das rassistische Regime in Südafrika.

G3-Lizenzen (3) – Portugal: Waffen für Diktator Salazar

Mit dem G3 verfügten die portugiesischen Streitkräfte über ein effizientes Schnellfeuergewehr, das in den afrikanischen Kolonien Angola, Guinea-Bissau und Mosambik bei Massakern eingesetzt wurde.

1977/1978 exportierte Portugal die immense Anzahl von 150 000 G3-Gewehren an das Apartheid-Regime in Südafrika, welches die H&K-Lizenzwaffen zur Unterdrückung der farbigen Bevölkerungsmehrheit einsetzte.

Im Januar 1989 flog ein weiterer Waffendeal auf, als 1000 G3 im jamaikanischen Atlantikhafen Kingston entdeckt wurden. Die Schnellfeuergewehre waren für Rebellen im Bürgerkriegsgebiet von Kolumbien bestimmt und sollten über kolumbianische Rauschgiftthändler finanziert werden. Auch diese Waffen stammten aus der portugiesischen Lizenzfertigung.

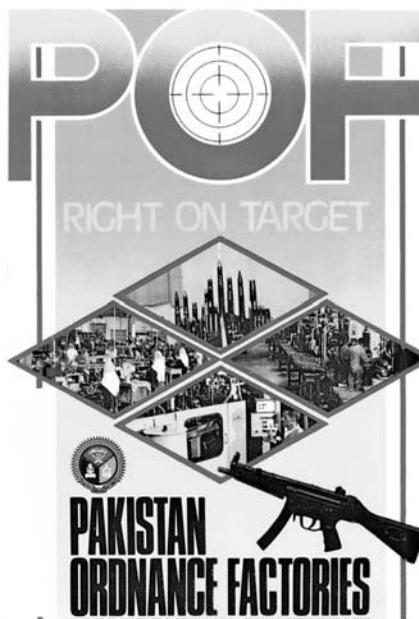
Die Bundesregierungen sowie Heckler & Koch ignorierten die menschenrechtsverletzenden Militäreinsätze in den Kolonialkriegen ebenso wie die Reexporte des portugiesischen Lizenznehmers an Bürgerkriegsstaaten wie Südafrika, Kolumbien, Nicaragua, El Salvador und Südwestafrika. Lieber förderte Deutschland den Nato-Partner Portugal mit weiteren umfangreichen Waffenlieferungen im Rahmen der Nato-Verteidigungshilfe.

Bis heute werden bei INDEP G3-Gewehre produziert. Auch die HK21 aus der portugiesischen Lizenzfabrikation ist weiterhin erhältlich.

*

Zwei Jahre nach Portugal erwarb Pakistan 1963 die Nachbaurechte für das G3 vom Bundesverteidigungsministerium, damals von CDU-Minister Kai-Uwe von Hassel geführt. Die Lizenzvergabe fiel in eine Zeit politischer Unruhen. Fünf Jahre zuvor hatte General M. Ayub Khan die Macht übernommen. Durch die Armee gestützt, setzte der General eine Landreform durch. 1965 brach zwischen Pakistan und Indien ein militärischer Konflikt um Kaschmir aus. Nach schweren politischen Unruhen und der

*»Right on Target« –
»Direkt ins Ziel«:
Werbung der Pakistan
Ordnance Factories
für den Verkauf der
H&K-Maschinenpistole
MP5.*



Militärintervention der Zentralregierung spaltete sich das bisherige Ostpakistan 1971 ab, was zur Gründung des neuen Staates Bangladesh führte.

Bei den Pakistan Ordnance Factories (POF) werden neben den G3A3 auch die G3P4, mehrere MP5-Versionen (MP5A2, MP5P3, MP5P4) und seit 1999 zudem auch die Kurzversion SMG-PK produziert. Hemmungslos haben die pakistanischen Lizenznehmer H&K-Waffen an Empfänger in aller Welt exportiert. Für die POF spielte die Frage der Menschenrechte dabei keine Rolle.

G3-Lizenzen (4) – Pakistan: »Tried in Action«

Für die Zuverlässigkeit ihrer auf Lizenzbasis gefertigten G3 und MP5 bei Kampfeinsätzen warb die POF mit dem Slogan: »Tried in Action. Found dependable!« (sinngemäß: »Kampferprobt. Für zuverlässig befunden!«) Mit Erfolg: Das Unternehmen belieferte

30 Staaten mit Waffen. So finden sich pakistanische G3 u.a. in Bangladesch.

MP5-Lizenzwaffen wurden nach Myanmar (Birma), Kenia, auf die Philippinen und nach Südafrika reexportiert. Auch im Bürgerkrieg in Nordsomalia tauchten pakistanische G3 in größeren Mengen auf.

Laut Aussage eines POF-Repräsentanten auf der Rüstungsmesse Defendory 1986 brauchte das Unternehmen bei Rüstungsexporten »niemanden zu fragen. Wir sind darin völlig autonom«. Seinen Wettbewerbsvorteil sucht das Unternehmen über den Preis: Eine pakistanische MP5 kostet mit 550 Dollar 400 Dollar weniger als das türkische Modell.

Seit dem Militärputsch regiert der pakistanische General Pervez Musharraf als Staatsoberhaupt und Regierungschef. Menschenrechte gelten wenig im Land, politische Aktivitäten sind verboten. Und bei der pakistanischen Armee werden die H&K-Lizenzwaffen tatsächlich im Kampf erprobt – beispielsweise beim Konflikt um Kaschmir oder bei der Niederschlagung von Protesten islamistischer Gruppen.

*

Gemessen an der Zahl der Toten und Verletzten zählen die 1967 an die Türkei und den Iran vergebenen G3-Lizenzen zu den folgenschwersten.

Die G3-Lizenzvergabe an die Türkei erfolgte unter Verteidigungsminister Gerhard Schröder (CDU) an die westlich orientierte Regierung von Ministerpräsident Süleyman Demirel. Desse Amtszeit war von der ungelösten Zypernfrage (bis heute hält die Türkei den Nordosten der vormals griechischen Mittelmeerinsel besetzt), gewaltsam niedergeschlagenen Studentenunruhen und zahlreichen Terroranschlägen geprägt. Wie bereits elf Jahre zuvor wurde auch Demirels Regierung 1971 durch einen Militärputsch abgesetzt.

Beim Staatsunternehmen Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (MKE) wurden nach 1967 bis Ende der neunziger Jahre min-

destens zwanzigtausend G3 pro Jahr produziert. MKE fertigte die G3A3 und G3A4, je nach Bedarf auch mit einem über dem Mündungsdämpfer befestigten Bajonett, die Maschinenpistolen MP5A3 und MP5K sowie den MKE MOD 2000 40-mm-Granatwerfer von Heckler & Koch.

Im türkisch-kurdischen Bürgerkrieg wurde das G3 als Standardwaffe der türkischen Sicherheitskräfte bei den Dorfzerstörungen und den kriegerischen Auseinandersetzungen mit der PKK eingesetzt. Die weit überwiegende Zahl der Zivilisten und der kurdischen Kämpfer wurde mit den Schnellfeuergewehren erschossen.

MKE reexportierte in Lizenz gefertigte H&K-Waffen in eine Vielzahl von Staaten. Entgegen den Endverbleibserklärungen wurden MP5-Maschinenpistolen an das Regime in Indonesien geliefert, dessen Militärs ein Drittel der Bevölkerung von Osttimor ausrotteten.

Trotz ihrer mehr als fragwürdigen Menschenrechts-, Interventions- und Rüstungsexportpolitik erhielt die Türkei 1998 von der Regierung Helmut Kohl eine HK33-Lizenz zur Fertigung einer halben Million automatischer Infanteriegewehre. Im Jahr 2000 genehmigte Rot-Grün unter Bundeskanzler Gerhard Schröder die Vergabe der Nachbaurechte zur Fertigung der zugehörigen 5.56-mm-Munition (siehe auch S. 342).

G3-Lizenzen (5) – Türkei: Völkermord in Türkisch-Kurdistan

Kleinwaffen von Heckler & Koch (G3 seit 1967, MP5 seit 1983, 40-mm-Granatwerfer und HK33 seit 1998) und von Rheinmetall (MG3) werden bei der Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (MKE) im Werk Kirikkale in der Nähe von Ankara in Lizenz gefertigt. Einer internen Projektübersicht von Fritz Werner zufolge soll ursprünglich sogar eine Fertigung von 40 000 G3-Gewehren pro Jahr vorgesehen gewesen sein, die allerdings nie erreicht worden ist.

Im 15 Jahre währenden Bürgerkrieg (1984 bis 1999) zwischen

türkischen Sicherheitskräften und der PKK starben nach offiziellen Angaben mehr als 50 000 Menschen, davon 40 000 PKK-Kämpfer, rund 5000 Zivilisten und ebenso viele Sicherheitskräfte (siehe auch S. 282).

Nach Augenzeugenberichten wurden acht von zehn Guerillakämpfern mit G3 der türkischen Armee getötet. Da die PKK neben den AK-47 ihrerseits auch G3-Beutewaffen benutzte, dürfte die Zahl der G3-Opfer dieses Krieges bei rund 38 000 Menschen liegen. Hinzu kommt eine unbestimmbare Zahl Verletzter und Verstümmelter.

Die Liste der MKE-Reexportländer ist lang. G3-Überschusswaffen wurden ins zwischen Griechen und Türken umkämpfte Zypern geliefert, weitere MKE-Lizenzwaffen landeten u.a. in Jordanien, Pakistan, der Schweiz, Norwegen und Großbritannien.

*

Auch die G3-Lizenzvergabe an das iranische Regime des westlich orientierten Schah Reza Pahlewi erfolgte 1967 unter Verteidigungsminister Schröder (CDU). Die zur Produktion notwendigen Fertigungsunterlagen wurden vom bundeseigenen Unternehmen Fritz-Werner-Industrie-Ausrüstungen GmbH in Geisenheim an die Mosalsalsasi Weapons Factory geliefert. Nach nur zweijähriger Bauzeit konnte 1968 eine G3-Fabrik ihren Betrieb aufnehmen.

Seither sind pro Jahr bis zu hunderttausend G3-Gewehre im Iran gefertigt worden. Entsprechend hoch ist die Zahl der Opfer. Trotz der Schäden an den Fabrikationsanlagen aus dem ersten Golfkrieg werden die G3-Gewehre in den Versionen G1A1 (mit fester Schulterstütze) und G3A1-1 (mit einziehbarer Schulterstütze) bis heute im Iran produziert. Auch die dazugehörenden Bajonette können im Iran gefertigt werden.

G3-Lizenzen (6) – Iran: Hunderttausende in den Tod

Das Regime des Schah Pahlewi regierte mit extremer Härte. Die

in den siebziger Jahren anwachsende Opposition wurde vor allem von der staatlichen Geheimpolizei Savak brutal unterdrückt. Am »schwarzen Freitag« im September 1978 richteten Pahlewis Soldaten mit G3-Gewehren ein Blutbad unter Demonstranten an, bei dem 4000 Menschen erschossen wurden.

Nach dem Machtwechsel im März 1979 nutzte das neue Regime des Ayatollah Chomeini die Heckler&Koch-Lizenzgewehre zu Exekutionen im Schnellverfahren ohne Gerichtsverhandlungen. Tausende von Menschen – auch Kinder und schwangere Frauen – wurden hingerichtet.

Beim 1980 beginnenden, acht Jahre währenden ersten Golfkrieg waren die G3-Gewehre die Standardwaffe der iranischen Armee gegen die irakischen Einheiten. Die Zahl der Toten allein dieses Krieges wird von Militärexperten mit 1 bis 1,5 Millionen angegeben, ebenso viele sollen verwundet und verkrüppelt worden sein. Laut Aussage des iranischen Journalisten Bahman Nirumand wurden »Hunderttausende Kinder und Jugendliche mit dem G3-Gewehr an die Front und in den Tod geschickt«.

Obwohl »im Fall Iran eine Endverbleibsregelung« gemäß § 17 Abs. 2 der Außenwirtschaftsverordnung (AWV) abgeschlossen worden war, wurden G3 u.a. in das Bürgerkriegsland Sudan reexportiert; die fehlende Reaktion der Bundesregierung spricht für sich.

Auch unter Präsident Mohammad Khatami ist die Menschenrechtslage von Folter, Todesstrafe und Abschiebungen geprägt. 2001 wurden mehr als 100 000 Afghanen meist wider Willen in ihr Heimatland abgeschoben.

Bis heute wird das G3A6 mit fester und einziehbarer Schulterstütze im Iran gefertigt und eingesetzt. Zudem wird die Maschinenpistole MP5A2 und A3 unter der Bezeichnung 9 mm Tondar bei der Defence Industries Organization auf der Basis einer H&K-Lizenz hergestellt.

*

Weit mehr Staaten als offiziell angegeben verfügen heute über Heckler&Koch-Waffen. Häufig konnten Soldaten in den Besitz von Beutewaffen gelangen. Als eines von vielen Beispielen gilt die »Operation Wüstensturm«. Unter der Führung der US-Army bekämpfte Anfang 1991 eine alliierte Streitmacht die Truppen Saddam Husseins, die im ersten Golfkrieg gegen den Iran (1980 bis 1988) eine große Anzahl iranischer G3-Gewehre erbeutet hatten.

So kommt es typischerweise dazu, dass sich bei kriegerischen Auseinandersetzungen immer wieder Armeen mit denselben Waffen gegenüberstehen. Als die Truppen Saudi-Arabiens mit ihren in eigener Lizenz gefertigten G3 1991 auf irakische Einheiten stießen, verfügten diese neben französischen und russischen Handfeuerwaffen vor allem über besagte iranische G3. Allein in diesem Krieg starben rund dreihunderttausend Menschen.

*

Die Lizenzvergaben an Schweden und Norwegen blieben vergleichsweise folgenlos.

In den Händen islamischer Regierungsarmeen dagegen haben die G3-Schnellfeuergewehre Tod und Verderben für Abertausende von Menschen mit sich gebracht. Die christlich-demokratisch und christlich-sozial geführten Bundesregierungen gaben vor, westlich orientierte Systeme stützen zu wollen, doch die Menschenrechtslage im jeweiligen Land war ihnen offensichtlich gleichgültig.

Als dann durch Militärputsche Nachfolgeregierungen an die Macht kamen, nutzten sie die Heckler&Koch-Gewehre zum Machterhalt nach innen und zur Machterweiterung nach außen.

Letztlich trugen die ganz legal erteilten G3-Lizenzen so zur Destabilisierung und Gewalteskalation in vielen Regionen der Welt bei.

Die meistverbreiteten Handfeuerwaffen weltweit

Rang- folge	Waffen- typ	Waffenlieferanten	Verbreitung in Millionen
1.	AK-74-Familie	IZHMASH (Russland)	35–60
2.	Uzi-Familie	Israel Military Industries (Israel)	10
3.	G3-Familie	Heckler & Koch (Deutschland)	7–10
4.	M16-Familie	Colt's M. Comp. (USA)	8
5.	FN FAL-Familie	FN Herstal (Belgien)	5-7

Quellen: Vereinte Nationen, Jane's Infantry Weapons 2002-2003 und 2002/2003, RIB e.V.

»Da sind nur sehr wenige Privatpersonen, die für sich selbst arbeiten. Das meiste liegt in den Händen der Regierungen«, sagte Samuel Cummings, einer der weltweit größten privaten Waffenhändler.

Diese Feststellung enthält auch einen bitterbösen Vorwurf an die Regierungen der USA, von Russland, China, Frankreich und Großbritannien, die als ständige Mitglieder im UN-Sicherheitsrat eigentlich den Weltfrieden sichern sollen. Tatsächlich betreiben sie das Gegenteil, indem sie rund achtzig Prozent aller Waffen exportieren.

Seit Jahren ist die Bundesrepublik Deutschland unter den Top Five der legalen Waffendealer. Von daher könnte sie durchaus einen Sitz als ständiges Mitglied im Weltsicherheitsrat beanspruchen.

GUTE GESCHÄFTE, KAPUTTE MÄRKTE

»Die Bundesregierung hat in der Vergangenheit keine Ausfuhren im Zusammenhang mit Lizenzvergaben und Lieferungen von Waffen genehmigt, wenn die Menschenrechtssituation des betreffenden Landes dem entgegenstand.«

Hans-Dietrich Genscher, Bundesaußenminister

»Wir haben selbst kein Interesse an der Weitergabe von Lizenzen an Drittländer.«

Andrea Franke, H&K-Pressesprecherin

»Exportiert wird dennoch, beispielsweise in den Sudan.«

Michael Lehmann, H&K-Beauftragter für Saudi-Arabien

Nach der 1969 vom damaligen Verteidigungsminister Helmut Schmidt (SPD) erteilten Genehmigung zum Nachbau der deutschen Schnellfeuerwaffen in Saudi-Arabien, lieferte erneut Fritz Werner Werkzeuge und sonstige Ausrüstungsgegenstände. Die G3-Produktionsstätten wurden zwischen 1973 und 1977 im Al-Khardi-Arsenal als Teil des Prince Sultan Military Camps südwestlich von Riad errichtet.

Auch diese G3-Lizenzgenehmigung hatte fatale Folgen. Mit Wissen zumindest des Repräsentanten von Heckler & Koch umgingen die saudischen Lizenznehmer die Endverbleibserklärung und belieferten zu Beispiel afrikanische Staaten mit G3-Gewehren, die sich im Bürgerkrieg befanden.

G3-Lizenzen (7) – Saudi-Arabien: Täuschung durch Vertrag
Nachdem Michael Lehmann, der vormalige Saudi-Arabien-Beauftragte von Heckler & Koch, das Unternehmen verlassen hatte, kritisierte er öffentlich die Geschäftspraktiken der Oberndorfer

Waffenfirma: »Exportiert wird dennoch, beispielsweise in den Sudan.« Die Geschäfte laufen weiter, sagte Lehmann, »obwohl die Deutschen das wissen. Der Trick ist einfach. Von Saudi-Arabien her weiß ich, dass man nicht gewillt ist, eine Endverbleibsklausel in Arabisch zu unterzeichnen. In Englisch wird das akzeptiert. Das heißt, in Englisch ist es wiederum in Saudi-Arabien rechtlich nicht gültig.« Ein Freischein für die staatlichen Waffendealer in Riad. Andrea Franke beliebte den Rechtsbruch herabzuspielen. »Im Falle Saudi-Arabiens haben wir nur die Manpower geliefert«, wusch die H&K-Pressesprecherin ihre Hände in Unschuld.

Über die saudische Lizenzfertigung und Reexporte gelangte eine Vielzahl afrikanischer Staaten in den Besitz der H&K-Gewehre, darunter neben dem Bürgerkriegsland Sudan auch Uganda, in dem die Truppen des Diktators Idi Amin schlimmste Massaker verübten. Dennoch bestanden aus Sicht der CDU-geführten Bundesregierung im nachhinein noch immer »keine Bedenken« gegen die G3-Lizenzvergabe an Saudi-Arabien.

Statt dessen erhielt Saudi-Arabien 1985 mit der MP5-Lizenz eine weitere Blankovollmacht zur unkontrollierten Produktion und zum Weiterverkauf von Waffen. Die nutzte Saudi-Arabien redlich, als es das G3 auch in den Jemen exportierte.

Dank der Waffenhilfe von Rheinmetall wurde ab 1993 in Al-Khardi neben den G3 auch Munition hergestellt. Im August 2001 verkündeten Saudi-Arabien und Pakistan ein Joint Venture im Kleinwaffenbereich, das auch H&K-Waffen einschließen sollte.

*

Nach der 1970 an die Manufacture Nationale d'Armes de St Étienne (MAS) vergebenen Lizenz wurden G3-Gewehre für die französischen Streitkräfte und den Export produziert. In frühen Versionen taucht das französische G3 mit eingezogener Schulterstütze und mit Zielfernrohr auf.

Empfängerländer waren unter anderem der Libanon, Dschibuti (das ehemalige Französisch-Somaliland) und Burkina Faso (Teil der früheren Kolonie Französisch-Westafrika). Die drei Staa-

ten können allesamt als Kriegs- beziehungsweise Krisengebiete angesehen werden. Mittlerweile ist die französische G3-Produktion ausgelaufen.

Seit Anfang der siebziger Jahre wurden auch bei der Royal Small Arms Factory im englischen Enfield G3-Gewehre gefertigt, jedoch nicht für die eigenen Streitkräfte, sondern für den Export. Mit der Privatisierung des Unternehmens wurde die Kleinwaffenproduktion 1987 von Enfield zu Royal Ordnance verlagert, einem Tochterunternehmen der British Aerospace.

*

Bereits vor dem blutigen Militärputsch von General Augusto Pinochet gegen den demokratisch gewählten Präsidenten Salvador Allende genehmigte die Bundesregierung die Lieferung von G3-Gewehren nach Chile.

Die vierte und letzte G3-Lizenz in der direkten Verantwortung des sozialdemokratischen Verteidigungsministers Helmut Schmidt wurde 1971 an Thailand vergeben. Heckler & Koch erhielt für die Lieferung der notwendigen Maschinen 53 Millionen Mark. Das Oberndorfer Unternehmen ließ verlauten, die Fabrik werde nach ihrer Fertigstellung unter anderem militärische und zivile Handfeuerwaffen, Nähmaschinenteile sowie Teile für die Automobil-, Zweirad- und Büromaschinenindustrie fertigen.

G3-Lizenzen (8) – Thailand: »Nie eine Lizenz«

1973, im Jahr des chilenischen Militärputsches, exportierte Thailand 4000 G3-Gewehre an das Regime des Diktators Pinochet, der bis 1981 Vorsitzender der Militärjunta war. Unter dem Regime Pinochet wurden die Menschenrechte mit Füßen getreten und mehr als 3000 Menschen ermordet.

Trotz der Erfahrungen mit den Reexporten an das diktatorische Regime Pinochet meldete die militärische Fachpresse für 1987 weitere Lizenzvergaben für die HK33 und das Maschinengewehr

HK21E. Kein Wunder, dass Heckler & Koch wenig Interesse daran zu haben schien, die Geschäftsbeziehungen bekanntwerden zu lassen. »Thailand hat nie eine G3-Lizenzvergabe erhalten«, behauptete der damalige Pressesprecher und heutige Geschäftsführer Dr. Dirk Holzknecht im Mai 1989. Die Fakten waren jedoch nicht länger zu leugnen, so dass die offizielle Firmenbiographie 1999 die Thailand-Lizenz dann doch erwähnte.

*

Über die G3-Lizenzvergaben an Brasilien, die Philippinen und Malaysia existieren kaum Dokumente, auch wenn ihre Vergaben unstrittig sind. Die Brasilien-Lizenz fällt in den Zeitraum um 1976, ein genaues Datum wurde nie veröffentlicht. Vieles spricht dafür, dass die Brazil Army's Fábrica Itajubá beziehungsweise die South America Ordnance als Lizenznehmer für einen begrenzten Zeitraum G3 fertigten.

*

Als Helmut Schmidt 1974 Bundeskanzler wurde, war Georg Leber (SPD) bereits seit zwei Jahren Verteidigungsminister, und er war es immer noch, als die Bundesregierung 1977 die G3-Lizenzvergabe an Griechenland genehmigte, obwohl die Griechen aus der Nato ausgetreten waren. Da war es nur konsequent, dass am 9. September 1977 auch der Bau einer Fabrik zur G3-Fertigung in Griechenland vereinbart wurde.

Die ersten Erprobungen des G3 und der HK33 waren bereits vier Jahre zuvor erfolgt, also zur Zeit des diktatorischen Regimes der Obristen. Diese unterdrückten jegliche Meinungsfreiheit, zensurierten die Presse und führten Massenverhaftungen und Deportationen durch. Auf Jaros und Leros wurden Gefangene in Konzentrationslager eingesperrt. Dennoch hatte Heckler & Koch im Mai 1973 eine Exportgenehmigung beantragt – und so einmal mehr die grundsätzliche Offenheit des Unternehmens gegenüber Militärdiktaturen bewiesen.

Im Juni 1974 brach das diktatorische Regime zusammen, und

Griechenland kehrte unter Ministerpräsident Konstantin Karamanlis zur parlamentarischen Demokratie zurück.

Bei der Hellenic Arms Industry (EBO) SA, die ihren Sitz in Athen hat, wird eine Vielzahl von H&K-Waffen in Lizenz gefertigt. Neben dem G3 (G3A3 und G3A4 mit Bajonett und Zweibein) werden bei Hellenic Arms auch die MP5 (EMP5) und die Maschinengewehre HK21A1 und das MG3 von Rheinmetall in Lizenz hergestellt.

Auch die griechischen G3 fanden ihre ausländischen Abnehmer, unter anderem in Burundi und Libyen.

G3-Lizenzen (9) – Griechenland: G3 gegen G3

Nach der Türkei erhielt auch Griechenland mehrere H&K-Lizenzen, obwohl bis heute zwischen beiden Staaten erhebliche Spannungen bestehen. Am 20. Juli 1974 besetzten türkische Truppen den Norden und Nordosten Zyperns und beanspruchten 40 Prozent der Insel. 1975 wurde im türkisch-besetzten Teil einseitig der türkische Föderationsstaat Zypern ausgerufen. Seither bedrohen sich die Armeen Griechenlands und der Türkei mit G3-Gewehren.

Trotz permanenter Kriegsgefahr wurde 1977 unter Verteidigungsminister Georg Leber die G3-Lizenzvergabe bewilligt. Offiziell hieß es, mit dem Ende der Militärdiktatur habe sich die Menschenrechtslage grundlegend gebessert. Menschenrechtler jedoch beklagten 1977 vor allem die Verhängung langjähriger Haftstrafen für religiös motivierte Kriegsdienstverweigerer und Misshandlungen von Häftlingen.

Bereits 1978 lief die Gewehrproduktion in einer Waffenfabrik in Aegion bei Korinth an. Anfangs blieb die Mehrheitsbeteiligung in deutscher Hand. Pro Jahr konnten beachtliche 30 000 G3 – in der H&K-Sprache »leichte Gewehre« – gefertigt werden, die vornehmlich an die griechischen Streitkräfte gingen, nur ein geringer Teil kam in den Export. So erhielt der zentralafrikanische Staat Burundi in den frühen achtziger Jahren 1500 G3-Gewehre. Auch

Libyen, unter der Führung von Oberst Muammar al-Gaddhafi als Terrorstaat eingestuft, wurde mit G3 ausgerüstet.

Bis heute werden G3-Gewehre, MP5-Maschinenpistolen sowie die HK21A-Maschinengewehre (EHK21A1) bei Hellenic Arms gefertigt und zum Export angeboten. Vor kurzem wurde eine weitere Lizenzvereinbarung über 178 Millionen Dollar publik: Bis Dezember 2004 sollen GMG 40-mm-Granatwerfer von Heckler & Koch in Griechenland gefertigt werden.

*

Im Februar 1978 löste Hans Apel (SPD) seinen Kollegen Georg Leber als Verteidigungsminister ab. Apel zeichnet für die Lizenzvergabe an Mexiko verantwortlich.

Im Juni 1979 soll die mexikanische Regierung mit Heckler & Koch einen Vertrag zur G3-Lizenzfertigung unterzeichnet haben. Die Lizenzvergabe fiel in eine Zeit politischer Reformen, schwerer Menschenrechtsverletzungen durch staatliche Sicherheitskräfte und einer tiefgreifenden Wirtschaftskrise. Drei Jahre später musste Präsident José López Portillo die Zahlungsunfähigkeit seines Landes erklären.

Erste Komponenten zur Gewehrfertigung wurden noch in Deutschland produziert, die Schnellfeuergewehre dann beim Staatsunternehmen Fabrica de Armas (Fabrica Nacional de Cartuchos y de Municiones) hergestellt.

Die G3A3 mit Plastikgriff und -handschutz und die G3A4 mit einfahrbarer Schulterstütze wurden auf der Basis früherer FN-FAL-Anlagen hergestellt. Auch die Maschinenpistole MP5 sowie die Maschinengewehre HK21 und HK23E wurden in Mexiko in Lizenz gefertigt. Damit zählte Mexiko zu den Ländern, die eine Vielzahl von H&K-Lizenzen erhalten haben.

Heute ist unklar, ob Mexiko noch H&K-Handfeuerwaffen fertigt. Offensichtlich setzt die mexikanische Armee aber weiterhin G3-Gewehre gegen Bauern im Süden des Landes ein.



Einsatz des G3 in Mexiko

G3-Lizenzen (10) – Mexiko: Alphas für Chiapas

In den Verhandlungen mit der mexikanischen Regierung über Rüstungstransfers und Lizenzvergaben verwandte H&K-Waffenhändler Lothar Armin Bähr einen speziellen Code: »Schraube«, »Bleistift« und »Nagel« für verschiedene MP5-Varianten, »Beta« und »Delta« für die HK33, »Alpha« bzw. »Alpha kurz« für G3-Gewehre. Adressaten waren »Hase«, »Storch« und »Vogel« – Heer, Polizei und Marine. Doch der H&K-Süd- und Mittelamerika-Bevollmächtigte hatte Pech, denn seine Unterlagen kamen in den Besitz von Rüstungskritikern, und der Code flog auf.

Die Menschenrechtslage war 1979 geprägt von Widersprüchen. Einerseits attestierte amnesty international der mexikanischen Regierung unter Präsident José López Portillo auf dem Papier »ausgezeichnete verfassungsmäßige und gesetzliche Bestimmungen zum Schutz persönlicher Rechte«. Andererseits gab es rechtswidrige Haftverfahren, Gefangenschaft ohne Verbindung zur Au-

Benwelt (incomunicado), unter Folter erpresste Geständnisse und das Verschwindenlassen missliebiger Kritiker, ohne dass Bundes- und Staatsanwälte gegen die verantwortlichen Polizei- und Militäreinheiten vorgingen. In ländlichen Gebieten hatte die Bevölkerung unter Gewaltakten von Polizei, Militär und Schießtruppen (pistoleros) der Großgrundbesitzer zu leiden.

Trotzdem erhielt Mexiko mehrere H&K-Lizenzen, darunter 1979 das Recht zum Nachbau von G3-Gewehren. Die Militärs setzten G3-Gewehre – die seither zur Standardbewaffnung der Armee zählen – bei Erschießungen und Massakern im Land selbst ein, u.a. 1997 und 1998 gegen Bauern in Chiapas im Süden des Landes.

*

Die letzte der fünfzehn vom Bund genehmigten G3-Lizenzvergaben erhielten 1981 die Machthaber im südostasiatischen Myanmar (Birma). Zwar waren zu diesem Zeitpunkt sämtliche Nachrichten über Menschenrechtsverletzungen einer völligen Zensur unterworfen, doch die Informationen, die nach außen drangen, gaben Anlass zu großer Sorge. So berichtete amnesty international von Verhaftungen und Misshandlungen, die vor allem ethnische oder religiöse Minderheiten betrafen. Auch gab es Hinweise auf Misshandlungen und Folterungen von Mitgliedern separatistischer Bewegungen und Gefängnisinsassen, jedoch keine Beweise.

H&K-Pressesprecherin Andrea Franke verschanzte sich hinter der Behauptung: »Birma hat eine tote Lizenz. Es wird nicht produziert.« Berichte in der militärischen Fachpresse und Fernsehbilder von birmesischen Soldaten mit H&K-Gewehren lassen darauf schließen, dass entgegen dieser Behauptung doch G3-Gewehre gefertigt worden sein könnten.

Trotz reicher Rohstoffvorkommen zählt Myanmar bis heute zu den ärmsten Staaten der Welt. Die seit 1988 herrschende Militärjunta unterdrückt die eigene Bevölkerung auf brutalste Art und Weise – auch unter mörderischem Einsatz der G3-Gewehre.

G3-Lizenzen (11) –

Myanmar (Birma): Tausende Tote trotz »toter Lizenz«

Die Kontakte des Geisenheimer Staatsunternehmens Fritz Werner zur birmesischen Regierung reichen bis in die fünfziger Jahre zurück, als mit Zustimmung von Heckler & Koch Fabrikationsanlagen durch FW errichtet wurden. Die sechziger und siebziger Jahre waren von großen Unruhen und Menschenrechtsverletzungen geprägt. Allein 1978 vertrieben birmesische Sicherheitskräfte 200 000 Muslime nach Bangladesch.

Trotz einer äußerst problematischen Menschenrechtslage erhielt der birmesische Militärdiktator General Ne Win 1981 eine G3-Lizenz. Die zur Fabrikation notwendigen Anlagen errichtete FW. Seither konnten die H&K-Schnellfeuergewehre nahe der Hauptstadt Rangun produziert werden.

Wie wichtig die H&K-Waffen in den Jahren schlimmster Repressionen waren, zeigte sich u.a. bei einem Massaker am 8. August 1988, als Tausende von Demonstranten bei einer Kundgebung für mehr Demokratie erschossen wurden und die neue Junta die Macht übernahm. 1991 erhielt die Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi den Friedensnobelpreis, dennoch wurde sie unter Hausarrest gestellt.

Im Dezember 1996 tauchten erste MG3-LGM-Maschinengewehre bei Patrouillen in Rangun auf, die in Myanmar gefertigt worden sein sollen. Ende der neunziger Jahre gab Myanmars Regierung zwischen 40 und 55 Prozent des Staatsetats für Militär, Polizei und Geheimdienste aus. Bis heute prägen schwerste Menschenrechtsverletzungen den Alltag in Myanmar. 2001 verfolgte die birmesische Armee Widerständler und nahm dabei eine thailändische Militärstation ein. Die Armeen beider Staaten sind mit G3 aus eigener Lizenz ausgestattet.

*

Franz-Josef Strauß, Kai-Uwe von Hassel und Gerhard Schröder, die drei Verteidigungsminister der CDU/CSU, hatten zwischen 1961 und 1969 G3-Lizenzvergaben unter anderem an Portugal,

Pakistan, den Iran und die Türkei vergeben. Bereits nach wenigen Jahren zeigte sich, dass die in Lizenz gefertigten Gewehre bei inner- beziehungsweise zwischenstaatlichen Konflikten eingesetzt wurden. Trotzdem genehmigten die SPD-geführten Bundesregierungen mit den Verteidigungsministern Helmut Schmidt, Georg Leber und Hans Apel zwischen 1969 und 1981 weitere G3-Nachbaurechte, unter anderem an Saudi-Arabien, Thailand, Mexiko und Myanmar. Sie taten das nicht aus Unkenntnis, sondern im Wissen um das Morden mit G3 rund um den Globus.

Vom 17. September bis zum 1. Oktober 1982 war der Sozialdemokrat Manfred Lahnstein Bundeswirtschaftsminister. Abgesehen von dieser vierzehntägigen Unterbrechung führten die FDP-Politiker Hans Friderichs, Otto Graf Lambsdorff, Martin Bangemann, Helmut Haussmann, Jürgen W. Möllemann und Günter Rexrodt von 1972 bis 1998 das Bundesministerium für Wirtschaft. Die G3-Lizenzvergaben fielen in die Zuständigkeit des Bundesverteidigungsministeriums, die Direktexporte in die des Wirtschaftsministeriums.

In den sechszwanzig Jahren der FDP-Regierungsbeteiligung avancierte Deutschland zu einem der größten Waffenexporteure der Welt, rangierte mal auf dem fünften und zeitweilig sogar auf dem zweiten Platz. Zahlenmäßig hatten und haben die Transfers sogenannter Kleinwaffen einen vergleichsweise geringen Einfluss auf diese Statistik. Ihre dramatischen Folgen aber sind bekannt.

Von 1972 bis 1987 agierte der FDP-Abgeordnete Martin Grüner, als sei er von Heckler & Koch in den Bundestag entsandt worden. Oberndorf lag nicht zufällig in Grüners Wahlkreis. Und während die sechs liberalen Wirtschaftsminister wechselten, sorgte deren »rechte Hand« dafür, dass sich die in den Politischen Grundsätzen der Bundesregierung für den Export von Kriegswaffen 1982 festgeschriebenen »vitalen Interessen der Bundesrepublik Deutschland« mit denen des Handfeuerwaffenproduzenten in Oberndorf vertrugen.

Während die sozialliberale Regierung zumindest vorgab, Rüs-

tungsexporte »restriktiv« zu handhaben und in Spannungsgebiete untersagen zu wollen, wiegelte Grüner ab. »Was Spannungsgebiet ist, muss von Fall zu Fall entschieden werden«, lautete seine Devise. Der folgte Grüner in seiner Funktion als Staatssekretär im Wirtschaftsministerium und rechtfertigte die H&K-Waffenexporte vor dem Deutschen Bundestag.

So sprach Grüner verharmlosend von »Teillieferungen im Rahmen erteilter Genehmigungen«, als H&K automatische Gewehre ins Bürgerkriegsland Peru exportierte. Beispiele dieser Art gibt es zahlreiche. Auf die Frage nach der Rolle von Fritz Werner im Iran antwortete Grüner: »Es trifft nicht zu, dass die Firma Fritz-Werner-Industrie-Ausrüstungen GmbH im Iran eine Waffen- und Munitionsproduktion betreibt.« Dass das Unternehmen jedoch die Anlagen und Ersatzteile für die G3-Fertigung geliefert hatte, verschwie er. Noch 1991 behauptete er: »Wir haben keine Waffen in den Nahen Osten geliefert!«

Während Grüners Amtszeit wurde ein H&K-Waffentransfer nach dem anderen genehmigt, und das Unternehmen stieg zum führenden Rüstungsexporteur der Republik auf. In diese Zeit fielen auch die G3-Lizenzvergaben an Griechenland, Mexiko und Myanmar (Birma).

Für seine Verdienste um die deutsche Exportindustrie erntete Martin Grüner weithin Anerkennung. Bundespräsident Carstens zeichnete den H&K-Lobbyisten 1989 mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband aus.

Grüners Rüstungslobbyismus fand Unterstützung bis hin zu den höchsten Repräsentanten seiner Partei, die ihre Waffenexport- und Lizenzvergabepolitik herabzuspielen suchten. Die Bundesregierung habe »in der Vergangenheit keine Ausfuhren im Zusammenhang mit Lizenzvergaben und Lieferungen von Waffen genehmigt, wenn die Menschenrechtssituation des betreffenden Landes dem entgegenstand«, behauptete Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher im Oktober 1989. Und so werde »auch in Zukunft verfahren«.

Auch Heckler & Koch wusch die Hände in Unschuld. »Wir

haben selbst kein Interesse an der Weitergabe von Lizenzen an Drittländer«, erklärte Andrea Franke. Die Pressesprecherin des Rüstungsproduzenten behauptete sogar, dass dafür weder moralische noch ethische, sondern schlichtweg wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend seien: »Schließlich machen die Lizenznehmer unsere eigenen Märkte kaputt.«

Trotz der G3-Lizenzvergaben konnte man bei Heckler & Koch erstaunliche Verkaufserfolge verbuchen. Die Bundesregierung bestätigte, dass »für G3-Gewehre bis 1988 für über achtzig Staaten Ausfuhrgenehmigungen erteilt« worden waren. Auch wenn nicht alle diese Staaten das H&K-Schnellfeuergewehr zur Standardwaffe der eigenen Streitkräfte gemacht haben, ist das doch bis heute unerreichter deutscher Rüstungsexport-Rekord.

Über die Einnahmen aus dem Verkauf der Nachbaurechte für das Oberndorfer Schnellfeuergewehr schwieg sich die Bundesregierung aus. »Rückflüsse aus den G3-Lizenzen gibt es schon seit Ende der siebziger Jahre nicht mehr.« Das klingt logisch, wurde doch die letzte G3-Lizenz 1981 an Myanmar vergeben, das womöglich gar nicht gezahlt hatte. »Solche Einnahmen«, ergänzte Willy Wimmer, »fließen dem Bundeshaushalt insgesamt zu.« Weitere Ausführungen darüber, wieviel Geld der Bund mit dem Verkauf der fünfzehn Gewehrlizenzen verdient hatte, verweigerte der Staatssekretär.

G3 – Nachweislicher Einsatz bei staatlichen Sicherheitskräften

Afrika:

Äthiopien, Angola, Burkina Faso, Burundi, Dschibuti, Elfenbeinküste, Gabun, Ghana, Kenia, Libyen, Malawi, Marokko, Mauretanien, Niger, Nigeria, Sambia, Senegal, Simbabwe, Somalia (und Somaliland), Sudan, Tansania, Togo, Tschad, Uganda, Zaire

Amerika:

Bolivien, Brasilien, Chile, Dominikanische Republik, El Salvador, Guyana, Haiti, Kolumbien, Mexiko, Paraguay, Peru

Asien und Ozeanien:

Bahrain, Bangladesh, Brunei, Indonesien, Iran, Jemen (Nordjemen), Jordanien, Katar, Libanon, Malaysia, Myanmar (Birma), Pakistan, Philippinen, Saudi-Arabien, Thailand, Türkei, Vereinigte Arabische Emirate

Europa:

Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Schweden, Zypern

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

Quellen: RIB- und Privatarchiv, Omega Foundation, Jane's Infantry Weapons

*

Insgesamt können H&K-Waffen bei Polizeien, Armeen und Sondereinsatzkräften in zweiundneunzig Staaten nachgewiesen werden. Durch Beutewaffen und illegale Exporte liegt die Zahl der Länder, in denen H&K-Waffen im Einsatz sind, deutlich über den offiziellen Angaben. Die in Oberndorf entwickelten Hand- und Faustfeuerwaffen – also Gewehre und Pistolen – sind in nahezu allen lateinamerikanischen, asiatischen und afrikanischen Ländern anzutreffen.

Gerade in Afrika ist das G3, nach der Kalaschnikow und neben der belgischen FN FAL, zur meistverwendeten Waffe aufgestiegen. Zahlreiche Augenzeugenberichte bestätigen den Einsatz der Waffe bei Menschenrechtsverletzungen und Massakern. Sind die Gewehre erst exportiert, ist ihr weiterer Verbleib unkontrollierbar. »Bei unserer Friedensarbeit im Nordwesten Kenias treffen wir immer wieder auf G3«, erklärt beispielsweise Ekkehard Forberg, Entwicklungshelfer der Hilfsorganisation World Vision. »Diese Waffen sind ursprünglich für die Ausrüstung kenianischer Sicherheitsorgane gedacht gewesen. Heute finden sie sich in den Händen junger Kämpfer der Hirtenvölker und tragen zur fortwährenden Gewalteskalation bei.«

Anders als die seit Jahrhunderten benutzten traditionellen

Waffen, »entwickeln Schnellfeuergewehre eine weitaus brutalere Wirkung«, weiß Kurt Bangert, Öffentlichkeitsarbeiter von World Vision zu berichten. Die Organisation bemüht sich mit beachtlichem Erfolg, Projekte der Konfliktminderung voranzubringen. Doch die gut gemeinte Projektarbeit bleibt ein Tropfen auf den heißen Stein, solange es nicht gelingt, »endlich den Nachschub weiterer Waffen und Munition zu stoppen«. Denn »wenn G3-Gewehre in Deutschland gefertigt und nach Afrika geliefert werden, müssen vor allem unschuldige Frauen und Kinder die Zeche bezahlen«, erklärt Bangert und fügt an, dass mittlerweile jeder fünfte Schwarzafrikaner eine Schusswaffe besitzt. Solange die Verhandlungspartner mit Waffen aufeinander zielen, kann man kaum Frieden stiften.

Mit den H&K-Schnellfeuergewehren üben Bauern und Hirten, Großgrundbesitzer und Guerillagruppen, pseudodemokratische Regierungen und menschenrechtsverletzende Regime ihre Macht aus. Die Situation in Afrika ist symptomatisch für weite Teile Lateinamerikas oder Südostasiens.

*

Den Firmengründern Heckler, Koch und Seidel kommt das unrühmliche Verdienst zu, mit dem G3 eine perfekte Massenvernichtungswaffe erfunden zu haben. Aber sie sind nicht allein verantwortlich für die weltweite Verbreitung des G3. In punkto Waffenexport stellen alle Regierungsparteien seit über vierzig Jahren die »vitalen Interessen« der Bundesrepublik Deutschland über den Schutz von Menschenrechten. Man kann ihnen unterstellen, dass sie wussten, was sie taten. Somit ist die eigentliche Schuld am weltweiten Massenmorden mit G3-Gewehren zum überwiegenden Teil den jeweiligen Kanzlern, Verteidigungs- und Wirtschaftsministern anzulasten.

Wenn Bundespolitiker gebetsmühlenartig wiederholen, man hätte nicht wissen können, was mit den in Lizenz gefertigten Handfeuerwaffen bei Kriegseinsätzen passierte, sind sie nicht naiv, sondern täuschen offensichtlich falsche Tatsachen vor.

Denn spätestens seit den ersten folgenschweren Lizenzfertigungen in Portugal, Pakistan und dem Iran und seit dem Massenmorden mit G3-Gewehren ist klar gewesen, wozu Exporte und Lizenzvergaben führen. Die einzig richtige Konsequenz jedoch wurde nicht gezogen: Regierungsvertreter gleich welcher parteipolitischen Couleur hätten den völligen Stop der Vergabe von Lizenzen im Handfeuerwaffenbereich beschließen müssen.

Das Gegenteil war der Fall: Seit Ende der sechziger Jahre erhielten unter anderem die Türkei, Saudi-Arabien, Thailand, Mexiko und Myanmar die Genehmigung und das Know-how zur Fertigung von G3-Gewehren. Unter den Lizenznehmern befanden sich gleich mehrere diktatorische und scheindemokratische Regime. Indem sie dennoch auch an solche Länder G3-Lizenzen vergaben, wurden die Entscheidungsträger der deutschen Militär-, Wirtschafts- und Außenpolitik zu Mittätern der mit diesen Waffen verübten Verbrechen.

Mitschuldige an den von den Armeen der Lizenznehmer begangenen Massenmorden sind insbesondere die CDU/CSU-Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß (1956 bis 1963), Kai-Uwe von Hassel (1963 bis 1966) und Gerhard Schröder (1966 bis 1969) sowie ihre sozialdemokratischen Amtskollegen Helmut Schmidt (1969 bis 1972), Georg Leber (1972 bis 1978) und Hans Apel (1978 bis 1982).

Immer wieder sind G3 auf dem Weg über nicht genehmigte Reexporte in die Hände von eigentlich auf der Schwarzen Liste stehenden Diktaturen gelangt. Auch von den mit solchen re-exportierten G3-Gewehren begangenen Morden können die Verteidigungsminister nicht freigesprochen werden, haben sie doch weitere Lizenzvergaben genehmigt, obwohl der permanente Missbrauch offensichtlich war.

Dabei hätten die Minister jederzeit die Möglichkeit gehabt, den Missbrauch der Lizenzen zu sanktionieren. »Bei festgestellten Verstößen gegen den vereinbarten Endverbleib kann die Ausfuhrgenehmigung nachträglich aufgehoben werden oder

können beantragte neue Ausfuhrgenehmigungen versagt werden«, erklärte Staatssekretär Willy Wimmer.

Dennoch ist bis heute kein einziger Fall bekanntgeworden, in dem eine Gewehrlizenz versagt oder zurückgenommen worden wäre.

18 Vom fürchterlichen Erfolg einer Waffenfamilie

EIN DURCHSCHAUBARES ABLENKUNGSMANÖVER

»Bei Fortentwicklungen sind die Rechte Eigentum des nunmehr einzigen deutschen Herstellers.«

Erich Riedl, Staatssekretär, im Mai 1989

»Heckler & Koch hat von keinem Land jemals Lizenzgebühren erhalten.«

Dirk Holzknacht, Heckler & Koch, im Mai 1989

Die MP5 ist eine vergleichsweise kurze, handliche Waffe, laut Heckler & Koch »universell einsetzbar: zu Lande, zu Wasser oder in der Luft«. »Das aufschießbare Verschlusssystem macht die MP5 extrem präzise und im Schuss gut kontrollierbar«, wirbt das Unternehmen.

Längst steht die Maschinenpistole in über hundertzwanzig Varianten zur Verfügung, »um die zahlreichen taktischen Anforderungen abzudecken«. Mit einer Vielzahl von Zusätzen und technischen Modifizierungen können Kunden in aller Welt eine ganz nach ihren Bedürfnissen ausgerichtete und »in allen Bereichen verwendbare« Waffe bestellen. Und seien diese Bedürfnisse auch Polizeieinsätze gegen Demonstranten, der Kampf in der Dunkelheit oder Exekutionen in Gefängnissen.

Was schon mit einzelnen Handfeuerwaffen angerichtet werden kann, belegt der Export von zwei MP5 nach Thailand. Fast geräuschlos wurden mit den Oberndorfer Maschinenpistolen Häftlinge hingerichtet. Nicht umsonst haben H&K-Techniker

Löcher in das verkürzte Rohr der Waffe gebohrt und speziell auf die MP5 abgestimmte Schalldämpfer entwickelt.

Trotz der desaströsen Menschenrechtslage stand Thailand bereits 1979 auf der MP5-Referenzliste (»Lista de referencia«) des H&K-Waffenhändlers Lothar Armin Bähr. Amnesty international wandte sich deswegen an Helmut Kohl (CDU) mit der Bitte um Aufklärung. Wie in den Jahren von 1982 bis 1998 üblich, wurde die Auskunft im Namen des Bundeskanzlers verweigert. Horst Teltschik sagte: »Rüstungsexporte vertragen nur ein begrenztes Maß an Publizität.«

Dafür antwortete der stellvertretende Generaldirektor des »Corrections Department«, der für Hinrichtungen zuständigen Behörde des thailändischen Innenministeriums. Chao Patanacharoen bestätigte, dass zwei aus Deutschland gelieferte MP5 SD2 – »SD« steht für Schalldämpfer – am 16. April 1984 im Bang Khwang Maximum-Security-Gefängnis nahe Bangkok installiert worden waren. Nahezu lautlos wurden bis Oktober des Folgejahres mindestens fünf Gefangene mit den beiden H&K-Waffen exekutiert. Wie viele Menschen mit diesen Maschinenpistolen bis heute hingerichtet worden sind, ist nicht bekannt. Bekannt ist dagegen, der Preis für die beiden MP5: jeweils zweitausendzweihundertvierzig D-Mark.

*

Zuweilen bevorzugen Polizeien und Militärs das lautlose Töten. Aus diesem Grund bietet die Schweizer Firma Brügger + Thomet in Spiez einen »schnell abnehmbaren« Schalldämpfer für die MP5 an. Dieser wurde speziell für Sicherheitskräfte entwickelt, die »zeitweilig oder begrenzt mit schallgedämpften Waffen« schießen wollen. Brügger + Thomet wirbt damit, dass das Aufmontieren in Sekundenschnelle funktioniert. Insider sprechen sogar von einer eigenen MP5-Produktion in der Schweiz.

*

Bei Heckler & Koch spielt man gern das Unschuldslamm vom Lindenhof. Die Exporte seien legal genehmigt, wenn es einen Missbrauch der Lizenz gebe, sei die damalige Bundesregierung darauf anzusprechen – das klassische Argument der Oberndorfer bei Direktexporten und Lizenzvergaben. Ins gleiche Horn bläst auch Firmenvertreter Jürgen Beckmann, wenn er erklärt, im Rahmen von Wirtschafts- und Militärhilfeabkommen wären die Nachbaurechte »durch die jeweilige Regierung der Bundesrepublik Deutschland« vergeben worden, »weil diese und nicht Heckler & Koch Eigentümerin der Patentrechte am G3 ist«.

Das stimmt und lenkt doch zugleich vom Kern des Problems ab. Beckmann nutzt die weitverbreitete Unkenntnis, dass der Verweis auf die Verantwortung der Bundesregierungen lediglich für das Schnellfeuergewehr G3 zutrifft. Für die anderen Lizenzvergaben ist Heckler & Koch selbst verantwortlich. Denn im Gegensatz zum G3, dessen Entwicklung der Bund und damit die deutschen Steuerzahler finanziert haben, sind die Rechte für »weitere Fortentwicklungen Eigentum des nunmehr einzigen deutschen Herstellers, wobei dem Bund ein nicht ausschließliches übertragbares Nutzungsrecht zusteht«, sagte Staatssekretär Erich Riedl in seiner Antwort auf eine Bundestagsanfrage.

Aus dem G3 entwickelten die H&K-Ingenieure auf eigene Kosten eine ganze »Waffenfamilie«. Dementsprechend hat das Oberndorfer Unternehmen die Nachbaurechte an den Handfeuerwaffen MP5, HK21, HK23, HK33 und G36, der Bund hat jeweils Nutzungsrechte. Heckler & Koch ist Lizenzgeber dieser Waffen und schließt mit den ausländischen Lizenznehmern privatrechtliche Verträge ab.

Auffällig ist, dass die Vergabe von Nachbaurechten des G3 häufig auch den Verkauf von MP5-Lizenzen nach sich gezogen hat. So war die G3-Lizenz, vergeben von der jeweiligen Bundesregierung, der Türöffner für die nachfolgende MP5-Produktion. Damit ist die Argumentation von Heckler & Koch hinfällig, dass die Bundesregierung für die Lizenzvergabe wie für den Endverbleib der von den Lizenznehmern produzierten Waffen verant-

Übersicht der Lizenzvergaben von H&K-Waffen

1. H&K-Lizenz im Besitz des Bundes

- Lizenzen für das Schnellfeuergewehr G3:
Portugal (1961), Pakistan (1963), Schweden (1964), Norwegen (1967), Iran (1967), Türkei (1967), Saudi-Arabien (1969), Frankreich (1970), Thailand (1971), Brasilien (ca. 1976), Griechenland (1977), Mexiko (1979), Myanmar (1981), Philippinen und Malaysia; Nachbau zeitweilig auch in Großbritannien

2. H&K-Lizenzen im Besitz von Heckler & Koch

- Lizenzen für die Maschinenpistole MP5:
Großbritannien (1972), Türkei (1983), Saudi-Arabien (1985), Pakistan (1999 und frühere), Griechenland, Mexiko, Portugal (Illegal sollen MP5 auch im Iran und in Myanmar nachgebaut werden.)
- Lizenzen für das Maschinengewehr HK21:
Griechenland, Mexiko, Portugal, Thailand
- Lizenz für das Maschinengewehr HK23E:
Mexiko
- Lizenzen für das Gewehr HK33:
Thailand, Türkei (1998); Hinweise auf Lizenz für Griechenland (1990)
- Lizenz für das Gewehr G36:
Spanien (1998)
- Lizenz für das Sturmgewehr G41:
Italien
- Lizenz für Maschinenpistole HK53:
Griechenland (1990)
- Lizenzen für die Pistole P7:
Griechenland, Pakistan
- Lizenzen für den Granatwerfer 40mm:
Italien (Typ HK69), Türkei (Typ MOD 2000)

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

Quellen: RIB- und Privatarchiv, Omega Foundation, Militaria-Zeitschriften

wortlich sei. Genehmigt vom Bund, hat Pakistan 1963 eine Lizenz zur G3-Fertigung erhalten, nachfolgend hat Heckler & Koch (zu einem unbekanntem Zeitpunkt) eine MP5-Lizenz verkauft. Genehmigt vom Bund, hat die Türkei 1967 eine Lizenz zur G3-Fertigung erhalten, 1983 hat Heckler & Koch eine MP5-Lizenz verkauft. Genehmigt vom Bund, hat Saudi-Arabien 1969 eine Lizenz zur G3-Fertigung erhalten, 1988 hat Heckler & Koch eine MP5-Lizenz verkauft. Genehmigt vom Bund, hat Mexiko 1979 eine Lizenz zur G3-Fertigung erhalten, nachfolgend hat Heckler & Koch (zu einem unbekanntem Zeitpunkt) eine MP5-Lizenz verkauft.

Im Klartext: Der Nachbau des G3 führte dazu, dass menschenrechtsverletzende Staaten wie die Türkei, Pakistan oder Mexiko direkt bei Heckler & Koch auch eine MP5-Lizenz erwarben und seither über eine eigene, unabhängige Waffenproduktion verfügen.

Da mag die H&K-Pressestelle noch so sehr betonen, die Firma sei unschuldig am weltweiten Morden mit Heckler&Koch-Waffen. Die Realität sieht anders aus.



Die Maschinenpistole MP5: Dank der Lizenzvergaben von Heckler & K Koch weltweit im Einsatz.

MP5-Lizenzen (2) – Lizenzvergaben und Lizenznehmer

Lizenzvergabe Waffentyp	Jahr der Lizenz- vergabe	Staat	Unternehmen
1. Verschiedene MP5-Modelle	1972	Großbritannien	RO
2. MP5A3	1983	Türkei	MKE
3. MP5	1985	Saudi-Arabien	k.A.
4. MP5A2, MP5P3, MP5P4, MP5P5, SMG-PK (MP5K-Variation)	k.A. erstmal 1999 gezeigt	Pakistan	POF
5. 9 mm EMP5	k.A.	Griechenland	EBO
6. MP5	k.A.	Mexiko	Fabrica de Armas
7. MP5	Vor- produktion Anfang 90er Jahre	Portugal	INDEP

Nachbau ohne H&K-Zustimmung:

8. 9 mm Tondar	k.A.	Iran	D.I.O
9 mm MPT	9K		
9. MP5	k.A.	Myanmar (Birma)	k.A.

Heckler & Koch ist Lizenzgeber der MP5. Die Maschinenpistole wird in Oberndorf, Deutschland, gefertigt; MP5-Lizenznehmer sind die obengenannten Staaten.

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

Quellen: RIB- und Privatarchiv, Omega Foundation, *Jane's Infantry Weapons*

Auf dem Lindenhof muss man allen Ernstes geglaubt haben, nur Heckler & Koch könne von den MP5-Lizenzen und -Direktvergaben profitieren. Doch nach und nach machten den H&K-Managern Länder wie Burma und der Iran mit eigenen, illegalen MP5-Nachbauten einen Strich durch die Rechnung.

Schah Reza Pahlewi wollte sich nicht mit dem in Lizenz gefertigten G3 begnügen, sondern auch über die MP5 verfügen. Seine Oberndorfer MP5 ließ sich der Monarch von einem Münchner Meistergraveur mit viereinhalb Kilogramm Elfenbein, Feingold und Silber verzieren und mit hundertvierundsechzig Rubinen und Smaragden schmücken.

Eigentlich hätte es dabei bleiben sollen. »An den Iran wurde eine Lizenz für die MP5 nicht vergeben«, bestätigte Staatssekretär Dr. Dieter von Würzen vom Bundesministerium für Wirtschaft im Juli 1992. Nichtsdestotrotz werben die iranischen Waffenfabrikanten der Firma Defence Industries Organization (D.I.O.) in ihrem MP5-Prospekt für den Kauf einer Waffe, die es nach der Aussage des Staatssekretärs und der Firma Heckler & Koch gar nicht geben dürfte. Was die Iraner unter der Bezeichnung MPT 9K verkaufen, weist sowohl optisch als auch technisch eine frappierende Ähnlichkeit mit der Oberndorfer H&K-Waffe auf.

Die handliche Kurzversion MP5K ist bei Spezialeinheiten und Geheimdiensten wie dem FBI, der Delta Force, GSG 9, SAS, SEALs, SWAT und USMC beliebt. Seit Jahren vertreibt Heckler & Koch die MP5K in einer schwarzen Schießtasche und dem Pendant als Aktenkoffer, ideal geeignet zur Ermordung missliebiger Menschen im Gedränge einer Großstadt oder eines Flughafens. Dass nun auch die D.I.O. aus Teheran eine Schießtasche mit einem MP5K-Nachbau anbietet, dürfte in Oberndorf auf wenig Gegenliebe stoßen, machen die Duplikate doch dem eigenen Produkt Konkurrenz.

*

Offiziell verfügen heute Sicherheitskräfte in mindestens einundsechzig Staaten über MP5-Maschinenpistolen. Bei dieser breiten Streuung sind rechtlich fragwürdige und vertragswidrige MP5-Reexporte in bürgerkriegsführende Länder ebensowenig kontrollierbar wie eine Weiterverbreitung in Form von Beutewaffen. Mit anderen Worten: Rund um den Globus schießen Polizeien, Militärs und Spezialeinheiten demokratischer, scheindemokratischer und diktatorischer Staaten mit MP5-Maschinenpistolen.

MP5 – Nachweislicher Einsatz bei staatlichen Sicherheitskräften

Afrika:

Ghana, Kamerun, Kenia, Marokko, Mauritius, Niger, Nigeria, Sambia, Sudan, Zaire

Amerika:

Argentinien, Brasilien, Chile, El Salvador, Honduras, Kanada, Kolumbien, Mexiko, Peru, Uruguay, USA, Venezuela

Asien und Ozeanien:

Afghanistan, Australien, Bahrain, Hongkong, Indien, Indonesien, Iran, Japan, Jordanien, Katar, Kuwait, Malaysia, Neuseeland, Pakistan, Philippinen, Singapur, Sri Lanka, Saudi-Arabien, Südkorea, Taiwan, Thailand, Türkei, Vereinigte Arabische Emirate

Europa:

Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Irland, Island, Italien, Luxemburg, Malta, Niederlande, Norwegen, Schweiz, Slowenien, Spanien

Anmerkung: In der »Lista de referencia« des H&K-Waffenhändlers Lothar Armin Bähr findet sich neben verschiedenen der o.g. Staaten auch der Hinweis auf Abu Dhabi als MP5-Land.

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

Quellen: RIB- und Privatarchiv, Omega Foundation, *Jane's Infantry Weapons*

Die Einnahmen aus der Vergabe der Nachbaurechte flossen beziehungsweise fließen an Heckler & Koch. Definitiv falsch ist die Behauptung des früheren H&K-Pressesprechers und heutigen H&K-Geschäftsführers Dr. Dirk Holzknacht, Heckler & Koch habe von keinem Land jemals Lizenzgebühren erhalten. Diese Aussage stimmt lediglich für die G3-, nicht aber für die MP5-Lizenzen. Auch für die HK33, HK21 und für Pistolen hat das Unternehmen Nachbaurechte vergeben. Über die Anzahl lukrativer MP5-Lizenzen und die Höhe seiner Einkünfte aus diesen Waffengeschäften schweigt sich das Unternehmen bis heute aus.

Der Firmengründer Edmund Heckler starb bereits im Juli 1960, noch vor der ersten Lizenzvergabe. Dass auch eine großzügige Lizenzvergabe zur Geschäftspolitik des Unternehmens gehört, dafür sind an führender Stelle zwei H&K-Repräsentanten mitverantwortlich: Der 1976 gestorbene Mitbegründer Theodor Koch und der als letzter der H&K-Eigner im Dezember 1980 in den Ruhestand getretene Alex Seidel. Sie tragen ebenso die Mitverantwortung wie der Geschäftsführer Walter Lamp, der lange Jahre Verträge zum Nachbau von H&K-Waffen mitverantwortet hat. Und die Direktoren Ernst Mauch und Dr. Dirk Holzknacht, die dem Oberndorfer Unternehmen seit Mitte der neunziger Jahre vorstehen, sind die heute Verantwortlichen.

ZUR LIQUIDIERUNG VON WEICHZIELEN

»Über etwaige Lieferungen der MP5 in Drittländer, darunter eventuell auch nach Jugoslawien, wurden daher weder die Bundesregierung noch die deutsche Firma informiert.«

*Staatssekretär Dr. Johann Eekhoff zur MP5-Lizenz
an Großbritannien*

Ende der achtziger Jahre waren rund zehn Millionen Heckler & Koch-Waffen in Umlauf, die genaue Zahl kennt niemand. Denn mit der Vergabe der fünfzehn G3-Lizenzen durch die Bundesregierung sowie weiterer rund zwanzig Lizenzen für die Eigenentwicklungen der Oberndorfer Waffenschmiede haben die Lizenzgeber jegliche Kontrolle über die Empfängerländer aus der Hand gegeben. Wer seither H&K-Schnellfeuergewehre und -Maschinenpistolen benötigt, kann sich jederzeit an einen der Billigproduzenten wenden statt an die deutsche Mutterfirma mit ihren vergleichsweise hohen Herstellungskosten.

Angesichts dieser Entwicklung suchte Heckler & Koch früh nach Ersatz: Mit dem G11 sollten neue Absatzmärkte erschlossen werden. Die Entwicklung eines Gewehrs mit hülsenloser Munition, das heißt mit einem Geschoss in Form gepressten Pulvers ohne Metallhülse, basierte auf einem Vertrag mit dem Bundesverteidigungsministerium. Das BMVg hatte H&K zum Projektführer und die Troisdorfer Dynamit Nobel zum Unterauftragnehmer bestimmt.

1984 schloss die Gesellschaft für hülsenlose Gewehrssysteme (GHGS), eine gemeinsame Tochtergesellschaft der H&K GmbH und der Dynamit Nobel AG, in Bonn ein Lizenzabkommen mit dem US-Verteidigungsministerium. Ziel war die Einführung hülsenloser Munition bei der Bundeswehr und den Nato-Streitkräften. Vier Jahre danach stellte das G11 seine Qualitäten beim Truppenversuch unter Beweis und erzielte teilweise um hundert Prozent bessere Treffleistungen als das G3.

Im April 1990 erklärte das Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung die Eignung des G11 für die Truppe, im Mai des Jahres präsentierte H&K-Entwicklungschef Tilo Möller – bekannt als »Vater des G11« – die Neuentwicklung ausländischen Militärattachés. Das Gesamtvolumen des G11-Auftrags würde sich allein für die Bundeswehr, die 300 000 Exemplare ordern sollte, auf 2,7 Milliarden Mark belaufen.

Der Durchbruch für die »präziseste Tötungsmaschine der Welt«, so die *Times*, schien geschafft.

Das Gewehr G11 und seine »Wirkung auf Weichziele«

Offensiv bewarb H&K die neue Wunderwaffe und versprach im G11-Prospekt: »Die Wirkung auf Weichziele entspricht internationalen Abkommen. Auch bei kurzen Entfernungen tritt im weichen Zielmedium keine Geschosserlegung auf. Die Durchschlagsleistung bei harten Zielen ist so hoch, dass ein Stahlhelm deutscher Fertigung (Nato-Teststandard) auf Entfernungen bis 600 m mit dem Weichkerngeschoss durchschlagen wird.«

Mit »Weichzielen« sind Menschen gemeint. Dass im »weichen Zielmedium keine Geschosserlegung« auftritt, bedeutet, dass die G11-Geschosse menschliche Gehirne durchbohren, ohne diese zu zerfetzen. Die präzise Tötung scheint ein Zeichen optimaler Waffenentwicklung zu sein.

Weiter heißt es im G11-Werbeprospekt: »Durch den 3-Schuss-Feuerstoß mit definierter Streuung wird die Treffwahrscheinlichkeit wesentlich erhöht und damit der Munitionsverbrauch gemindert.« Mehr Verletzte, Verstümmelte und Tote bei geringerem Aufwand – eine Firmenphilosophie, die für sich spricht.

Mitte September 1990 erfuhr H&K, dass die Vorlage des sogenannten G11-Serienvorbereitungsvertrags gestoppt worden war. Im Januar 1991 empfahl der Bundesrechnungshof: »Die Beschaffung des Gewehres G11 soll noch nicht eingeleitet werden.« Mit der Auflösung des Warschauer Pakts am 1. April 1991 und der

deutsch-deutschen Wiedervereinigung war aus der Sicht des Waffenproduzenten der Super-GAU, der größte anzunehmende Unfall, eingetreten: Der Feind fehlte. Schlimmer noch: Dessen Waffen, darunter Hunderttausende von Kalaschnikows, befanden sich plötzlich im Besitz der Bundeswehr.

Die Entwicklung des G11 kostete die Steuerzahler einen dreistelligen Millionenbetrag. Im Juni 1993 zeigte sich, dass das Geld in den Sand gesetzt worden war. Ein Sprecher der Hardthöhe begründete die Nichtbeschaffung des G11 mit der »mangelnden Möglichkeit zur Standardisierung innerhalb der Nato«.

Ein halbes Jahrhundert nach seiner Gründung stand Heckler & Koch plötzlich vor dem Konkurs. Als im gleichen Monat auch noch der halbstaatliche französische Rüstungskonzern Grouperment Industriel des Armements Terrestres (GIAT Industries) die Übernahmeverhandlungen abbrach, schien das Schicksal der H&K GmbH besiegelt.

Zur Rettung der angeschlagenen Waffenschmiede empfing Baden-Württembergs Wirtschaftsminister Hermann Schaufler im Februar 1991 eine hochrangige Delegation des Rüstungskonzerns Royal Ordnance (RO). Der Christdemokrat bot den Briten vielfältige Vergünstigungen des Landes an, falls diese die Oberndorfer Firma übernehmen. Auch dank finanzieller Zusagen der Deutschen Bank, Dresdner Bank, Commerzbank, Bayerischen Vereinsbank und der Kreissparkasse im nahe gelegenen Rottweil wurde H&K auf diesem Wege schließlich gerettet.

Zufrieden bedankte sich H&K-Geschäftsführer Walter Lamp bei Hermann Schaufler und den anderen Christdemokraten für ihren unermüdlichen Einsatz zugunsten seines Unternehmens. Rückwirkend zum 1. Januar 1991 wurde Heckler & Koch eine hundertprozentige Tochter von Royal Ordnance, ihrerseits Tochterunternehmen der British Aerospace Plc (heute BAe Systems). Obwohl sich BAe mit der H&K-Übernahme die Marktführerschaft im europäischen Kleinwaffenbereich sicherte, genehmig-

ten das britische Handelsministerium und das deutsche Kartellamt den Deal.

*

Wie Heckler & Koch ist auch Royal Ordnance ein Hersteller von Handfeuerwaffen. Die Geschäftsbeziehungen der beiden Unternehmen reichen bis Anfang der siebziger Jahre zurück, als Royal Ordnance im Rahmen des zwischen H&K und dem britischen Verteidigungsministerium geschlossenen MP5-Lizenzvertrags mit der Produktion der Maschinenpistole begann. Dieser Vertrag enthielt nach dem Kriegswaffenkontrollgesetz lediglich ein Exportverbot in die damaligen Warschauer-Pakt-Staaten. »Weitere Auflagen wurden nicht erteilt«, bestätigte Staatssekretär Johann Eekhoff zwanzig Jahre später.

Die Briten nutzten ihre Chance und erwiesen sich als eifrige Reexporteure. Vor allem Nigeria erhielt britische MG5, außerdem tauchten MP5-Maschinenpistolen bei Kämpfen zwischen Bosniern und Serben auf.

Bonn beantwortete eine entsprechende Bundestagsanfrage wie gewohnt: Darüber, ob der britische Lizenznehmer MP5 nach Jugoslawien geliefert habe, sei »weder die Bundesregierung noch die deutsche Firma informiert« worden. Bei Heckler & Koch schob man die Schuld auf die britischen Produzenten. Die Bürgerkriegswaffen seien »in Lizenz von Royal Ordnance« in der Kleinwaffenfabrik in London hergestellt worden, und zwar »vor 1987«.

Zu diesem Zeitpunkt bestand ein Exportverbot für deutsche Unternehmen ins ehemalige Jugoslawien, jedoch nicht für britische Firmen. Dass in den RO-Maschinenpistolen wohl auch Oberndorfer Gewehrläufe enthalten waren, störte weder die deutschen noch die britischen Aufsichtsbehörden.

Zur Stabilisierung des Kräfteverhältnisses besorgten sich auch kroatische Verbände H&K-Maschinenpistolen vom Typ MP5K und MP5SD – in der Kurzversion und mit Schalldämpfer. Die Waffen stammten »nicht aus dem Hause Heckler & Koch, son-

dern aus einer Lizenzfabrikation«, bemühte sich Andrea Franke um Schadensbegrenzung.

Das Ergebnis war und ist das Altbekannte: Wo auch immer ein Krieg oder Bürgerkrieg tobt, H&K-Waffen oder deren Bestandteile sind überall und häufig auf beiden Seiten im Einsatz. Fast überall. Denn es gibt drei Ausnahmen: die Staaten des ehemaligen Warschauer Pakts, die Arktis und die Antarktis. Letztere sind allerdings nur bedingt für kriegerische Auseinandersetzungen geeignet.

*

Die frühere Royal Small Arms Factory in Enfield bei London fertigte 5.56-mm-Gewehre des Typs SA80 auf der Basis der von H&K gelieferten Teile. Umgekehrt stellte das RO-Handfeuerwaffenwerk in Nottingham Komponenten für H&K in Oberndorf her.

Nur ein geringer Teil der im Werk Nottingham gefertigten Waffen war für die britischen Streitkräfte bestimmt, der überwiegende Anteil ging in den Export. Von 1993 auf 1994 verfünffachten sich die Waffentransfers des britischen Kleinwaffenproduzenten auf mehr als zweiundzwanzig Millionen Pfund.

In den Jahren 1986 und 1987 lieferte die H&K-Geschäftsführung eintausendeinhundertundachtzehn Maschinengewehre des Typs HK23E im Wert von fünfzehn Millionen Mark an Royal Ordnance. Und Royal Ordnance verkaufte die Maschinengewehre in die Vereinigten Arabischen Emirate. Der damalige H&K-Geschäftsführer Walter Lamp wurde dennoch vor dem Landgericht Rottweil vom Vorwurf freigesprochen, gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz verstoßen zu haben, da nicht er, sondern sein Stellvertreter Moser für den Waffendeal nach Abu Dhabi verantwortlich gewesen sein soll. Außerdem hätten bei den gelieferten Handfeuerwaffen Bolzen und Federn gefehlt, womit es sich – laut Richter Siegfried Haage – bei den Gewehren nicht um Gewehre, sondern lediglich um Bausätze gehandelt habe. Dabei waren in diese »Bausätze« in Großbritannien Schlagbol-

zen eingebaut worden. Das Urteil überzeugt. Schließlich sind Autos ohne Räder auch keine Fahrzeuge, sondern Stehzeuge. Daran ändern zwischenzeitlich oder nachträglich aufmontierte Räder sicher nichts.

Staatsanwalt Breiter sprach zu Recht von »organisierter Waffenwäsche«. Lamps Rechtsanwalt Siegfried Kauder, der Bruder des H&K-Lobbyisten und heutigen Parlamentarischen Geschäftsführers der Unionsfraktion im Bundestag Volker Kauder, bezeichnete das Urteil dagegen als »Freispruch erster Klasse«.

19 Die Revolutionierung der Kriegsführung

DIE NÄCHSTE GENERATION

»A new generation of weapons. The landmark for next century's rifle technology. Definitely an important step ahead in future weapons technology.«

Werbung von Heckler & Koch für das G36-Gewehr

Am 1. Februar 1995 wurde Rolf Gminder, Vorstandsmitglied der Kolbenschmidt AG in Neckarsulm, neuer H&K-Geschäftsführer. Gminder hatte sich als vereidigter Waffensachverständiger und Ballistikexperte einen Namen gemacht. Schon im Mai 1995 erteilte ein General der Heeresrüstung die Einführungsgenehmigung für das Heckler & Koch-Gewehr HK50, vom Materialamt der Bundeswehr G36 getauft. Rolf Gminder hatte das Projekt aktiv vorangetrieben.

»Die Tatsache, dass ich Oberst der Reserve bin, war bei diesen Geschäften sicherlich nicht von Nachteil«, begründete der Ex-Bundeswehroffizier seine Verhandlungserfolge, bei denen er die engen Verflechtungen zwischen Militär und Rüstungsindustrie sowie den politischen Entscheidungsträgern geschickt zu nutzen wusste.

Jederzeit konnte sich der H&K-Geschäftsführer auch auf die Unterstützung der CDU verlassen. Allen voran rühmte sich der Wahlkreisabgeordnete Volker Kauder aus Tuttlingen seiner Taten. »Wie ein Löwe« habe er für das G36 gekämpft, brüstete sich Kauder.

Das Ende von Rolf Gminders Amtszeit am 13. Dezember 1995 kam aus heiterem Himmel und überraschte selbst Insider. Nach weniger als einem Jahr verließ er das Unternehmen »in

gegenseitigem Einvernehmen«. Der Grund: unerlaubter Waffenbesitz.

*

Die Anforderungen an das G36-Gewehr waren hoch. So musste die Güteprüfstelle der Bundeswehr bestätigen, dass der mittlere Treffpunkt auf hundert Meter in einem zwölf Zentimeter umfassenden Kreis lag. Die Streuung durfte zwanzig Zentimeter nicht überschreiten, sonst wäre die Trefferquote zu gering gewesen.

Die Militärs lobten die Eigenschaften des G36, dessen Unempfindlichkeit gegenüber extremen Temperaturen und Schmutz, seine Handfreundlichkeit und das geringe Gewicht – vor allem aber dessen deutlich gesteigerte Feuerkraft. Das G3 galt als überaltert.

Technischer Vergleich der Sturmgewehre G3 und G36

	G3 A3	G36E
Kaliber	7.62 mm x 51 Nato	5.56 mm x 45 Nato
Länge (mit fester Schulterstütze)	1020 mm	990 mm
Magazinkapazität	20 Patronen	30 Patronen
Gewicht	4400 g	3300 g
Magazin (leer)	260 g	125 g
Magazin (voll)	750 g	480 g
Mündungs- geschwindigkeit	800 m/sec	902 m/sec
Kadenz	600 Schuss/min	etwa 750 Schuss/min

Zusammenstellung: Jürgen Grässlin

*Ein Soldat des
deutschen Komman-
dos Spezialkräfte
(KSK) mit dem G36.*



Das deutlich verminderte Gewicht und die verringerte Länge machen das G36K zur idealen Waffe für das Kommando Spezialkräfte (KSK) der Bundeswehr. Weil es das G36K für Einsätze im Häuserkampf benötigt, hat das KSK eine um hundertzweiundsechzig Millimeter verkürzte Sonderanfertigung mit einem speziellen Feuerdämpfer und Infrarotlaser erhalten. Mit einklappbarer Schulterstütze ist die Kurzversion gerade mal noch zweiundsechzig Zentimeter lang. Stolz schreibt Heckler & Koch in seinem Waffenprospekt: »Über kurze und mittlere Entfernungen ist das G36K ein extrem effektiver Spezialist mit den vollen Fähigkeiten eines Sturmgewehrs.«

Auch die anderen Mitglieder der G36-»Waffenfamilie« sind hochpräzise Tötungsmaschinen. Das G36C besitzt die Feuerkraft einer Maschinenpistole bei hoher »Durchdringungsfähigkeit« der 5.56-mm-Munition. Noch effizienter wirkt das Maschinengewehr MG36. »Schnell, leicht und präzise«, so das Versprechen

aus Oberndorf. Neben den normalen Magazinen mit dreißig Patronen kann zusätzlich – wie bei allen G36-Gewehren – ein Trommelmagazin verwendet werden, das über eine Kapazität von hundert Schuss verfügt. Die Sammlung wird vervollständigt mit dem Granatwerfer AG36, »entwickelt nach intensiven Studien über die Bedürfnisse der Kunden«.

»Weltweit führend in taktischer Bewaffnung« sieht sich Heckler & Koch in der Firmenwerbung. Alles nichts Neues, möchte man meinen – nur noch präziser, noch perfekter, noch treffgenauer und damit mörderischer als die Vorgängermodelle der G3-Generation.

G36 – Ideal für Kampfeinsätze in aller Welt

Gegenüber dem G3 mit seinem Kaliber 7.62 mm x 51 verspricht das G36 nicht nur eine erhöhte Treffgenauigkeit, sondern auch die Erfüllung der Kriterien zur Teilnahme an allen Kampfeinsätzen – auch außerhalb des Nato-Territoriums (out of area). Seit Jahren verwenden verschiedene Mitglieds- bzw. assoziierte Staaten im Bereich der Handfeuerwaffen das Nato-Kaliber 5.56 mm x 45: Großbritannien beim SA80, Belgien beim FNC und Frankreich beim FAMAS-Gewehr. Vor diesem Hintergrund kam der Munition eine entscheidende Rolle zu, denn bei internationalen Kriegseinsätzen sollte im Notfall auch auf die Munition anderer Nationen zurückgegriffen werden können.

Die Firma Colt beliefert die US-Army mit dem M16-Gewehr, für das 5.56 mm-Munition verwendet wird, die nur halb so schwer ist wie die des G3. Auch weil sich die H&K-Techniker der US-Norm anpassten, konnten sie das G36 bei einer um rund 50 Prozent erhöhten Feuerkraft insgesamt über ein Kilo leichter machen als das G3 – auf dem Schlachtfeld ein entscheidender Vorteil in Sachen Beweglichkeit und Nachschub.

*

Mit dem G36, das die Bundeswehr anfangs zu einem Stückpreis von zwölfhundert Mark ordert, hat H&K ein Gewehr im Angebot, das wie sein Vorgänger G3 beste Voraussetzungen bietet, ein Global Seller zu werden. Im September 1996 wurde das erste Fertigungslos des G36 an die Krisenreaktionskräfte ausgeliefert. Bei einem Werksbesuch im September 1997 sagte Staatssekretär Gunnar Simon die Erhöhung der G36-Abnahme durch den Bund zu. So konnte ab 1999 die G36-Jahresfertigung von zehntausend Stück auf zweiundzwanzigtausend hochgefahren werden.

Wie schon beim G3 könnte die Bewaffnung der Bundeswehr der erste Schritt sein, dem G36-Direktexporte und Lizenzvergaben in alle Welt folgen. Dann ist es eine Frage der Zeit, bis wieder Abertausende von Toten durch die neue H&K-Gewehrgeneration zu beklagen sein werden. Der erste Schritt ist bereits getan.

*

»Der Auftrag ist ein großer Erfolg für unser Unternehmen!« jubelte man im Februar 1999 bei Heckler & Koch. Nach der Bundeswehr hatten jetzt auch die spanischen Streitkräfte beschlossen, das G36 zu ihrer Standardwaffe zu machen.

G36-Lizenz – Spanien: Start bei Santa Barbara

Bereits im Juli 1998 meldete die Militärfachpresse, dass das G36E zur neuen Standardwaffe der spanischen Streitkräfte werden solle. Aber erst am 12. Februar 1999 wurde der Sieger der Ausschreibung und der Tests, die neben dem G36 mit sechs weiteren Waffen durchgeführt wurden, offiziell bekanntgegeben: Das G36E (wie bei der HK33 steht das E für »Export«) wurde im einheitlichen Kaliber 5.56 mm x 45 zur Standardwaffe der spanischen Armee. Ab 1999 sollte H&K in der Übergangsphase 15 000 G36E aus eigener Fertigung liefern, weitere 100 000 sollten bei Empresa Nacional Santa Barbara »in enger Kooperation und unter Federführung« von Heckler & Koch gefertigt werden. Hierzu musste allerdings erst eine neue Fabrikationslinie (FACOR) im

galizischen La Coruña errichtet werden, wo innerhalb von fünf Jahren die spanischen G36E produziert werden.

Die H&K-Lizenzwaffen werden bei den spanischen Streitkräften zur Abwehr von afrikanischen Flüchtlingen, bei Out-of-area-Einsätzen im Rahmen von Nato-Interventionen sowie beispielsweise bei militärischen Auseinandersetzungen mit den marokkanischen Streitkräften benötigt, die im Juli 2002 beim Konflikt um die dem afrikanischen Kontinent vorgelagerte und von Spanien beanspruchte Mittelmeerinsel Perejil eskalierten.

Die H&K-Pressesprecherin ist gut gelaunt. Die Erfolge geben »einem ein gutes Gefühl, hier zu arbeiten«, sagt Andrea Franke nach der G36-Lizenzvergabe an Spanien. Unfriedliche Zeiten bedeuten neue Aufträge für Rüstungsproduzenten. Kein Wunder, dass Andrea Franke betont: »Wir sind gerade absolut hip.«

NUTZNIESSER DES 11. SEPTEMBER

»Die Exportbedingungen der Bundesrepublik Deutschland waren schon immer restriktiv, und wir halten das auch für richtig.«

Jürgen Beckmann, Heckler & Koch

Man könnte meinen, Heckler & Koch sei der humanitärste und zugleich uneigennützigste Waffenproduzent und -exporteur der Welt. Zum Beispiel hat sich das Unternehmen der Initiative der Vereinten Nationen gegen den illegalen Verkauf ausgemusterter Waffen angeschlossen. Schließlich will man bei H&K nur Gutes mit guten Waffen. Die Exportbedingungen der Bundesrepublik Deutschland seien »schon immer« und zu Recht restriktiv gewesen. »Wir halten das auch für richtig«, erklärt H&K-Sprecher Jürgen Beckmann. Und da »außerhalb der Nato zahlreiche Krisen-

herde bestehen«, hat die H&K-Geschäftsführung beschlossen, »dass wir mit Rücksicht auf aktuelle Entwicklungen entweder keine Exportanträge stellen oder von der Bundesregierung keine Exporterlaubnis erhalten«. Soweit der schöne Schein.

Aber gibt es tatsächlich Fälle, in denen das Unternehmen mit Rücksicht auf aktuelle Entwicklungen und im Wissen um drohende Menschenrechtsverletzungen von einem Exportgeschäft Abstand genommen hat? Die Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte sprechen eine andere Sprache. Durch Direktexporte auch an Diktatoren und Scheindemokraten ist das Unternehmen eher in den Ruch rücksichtsloser Rüstungsexporte und rein profitorientierter Lizenzvergaben gekommen. Und auch nach der Jahrtausendwende hätte Heckler & Koch nur allzu gerne Waffen in ein Bürgerkriegsland geliefert, Menschenrechtslage hin oder her.

Anfang März 2002 gab es auf dem Lindenhof Grund zum Feiern. Aus dem Königreich Nepal traf eine Bestellung über fünfundsechzigtausend G36E-Gewehre ein. Die ersten fünftausend sollten noch im gleichen Jahr für nepalesische UN-Peacekeeper geliefert werden, der gesamte Auftrag über zehn Jahre hinweg erfolgen. Damit wäre Nepal der erste Staat außerhalb von Nato und EU, der die High-Tech-Waffe erhalten sollte.

Bereits 1999 und 2000 hatte die rot-grüne Bundesregierung den Export von Herstellungsausrüstung für kleinkalibrige Munition und einer ballistischen Messanlage im Wert von 2,7 Millionen Mark nach Nepal genehmigt. Nepalesischen Quellen zufolge war dem gewünschten G36-Ankauf ein Auftrag über die Errichtung einer Reparatur- und Wartungswerkstatt für die 5.56-mm-Waffe vorausgegangen.

Die vom Königshaus geordneten fünfundsechzigtausend G36 übersteigen den Bedarf der fünfundvierzigtausend Mann starken Royal Nepalese Army (RNA) bei weitem und konnten allenfalls damit erklärt werden, dass auch die fünfundzwanzigtausend Polizisten damit ausgerüstet werden sollten. Außerdem war der Aufbau einer speziellen, fünfzehntausend Mann starken Antiterrorereinheit der Polizei geplant. Dass nach den Gewehrexporten

erneut Abertausende von Menschen mit H&K-Waffen umkommen würden – diesmal im Bürgerkriegsland Nepal –, kümmerte scheinbar keinen der Oberndorfer Rüstungsmanager.

Erste G36-Opfer: Die nepalesische Königsfamilie

Ende 2001 verstärkte die maoistische Guerilla in Nepal ihre Militärfaktionen zum Sturz der nepalesischen Monarchie. Daraufhin bat Premierminister Sher Bahadur Deuba die USA um Unterstützung für seinen »Krieg gegen den Terrorismus«.

Um die extreme Kluft zwischen Arm und Reich zu mindern und die konstitutionelle Hindu-Monarchie auszuhebeln, wenden maoistische Gruppen massiv Gewalt an. Seit Anfang 1996 führt die Communist Party of Nepal (CPN) einen »Volkskrieg« gegen Polizei- und Militäreinheiten, überfällt Banken, ermordet Beamte und Politiker. Die Guerilla hat ganze Provinzen unter ihre Kontrolle gebracht und eine eigene Verwaltung und Regionalregierungen installiert.

Vorwürfe von Human Rights Watch und amnesty international richten sich gegen Regierungs- und Rebelleinheiten gleichermaßen. Im Königreich herrscht der Ausnahmezustand, es kommt zu Folterungen und gezielten Tötungen von Verdächtigen bei Militär- und Polizeieinsätzen. Presse-, Meinungs- und Informationsfreiheit wurden außer Kraft gesetzt, eine kritische Berichterstattung war und ist nahezu unmöglich. Bis heute hat der Guerillakrieg mindestens 5000 Tote gefordert. Regierungstruppen erschossen zahlreiche Zivilisten und CPN-Mitglieder. Bei einer Demonstration feuerten Spezialeinheiten der Polizei in eine Menschenmenge. Die USA, Russland, Indien und die EU sicherten der nepalesischen Regierung ihre Unterstützung zu. Michael E. Malinowski, US-Botschafter in Nepal, rechtfertigte die Repressionsmaßnahmen mit dem Krieg gegen den Terror: »Wie wir alle wissen, wird Nepal zur Zeit von einem Terrorismus geplagt, der die Nation bis in die Grundfesten erschüttert.« Laut Malinowski sind die CPN-Kämpfer »im Grundsatz dasselbe wie Terroristen anderswo – seien

es die Mitglieder des Leuchtenden Pfads, von Abu Sayaf, der Roten Khmer oder von Al Qaida«.

Seine erste Bewährungsprobe vor Ort bestand das G36 Anfang Juni 2001, als der nepalesische Kronprinz Dipendra seinen Vater, den König, sowie weitere Mitglieder der Königsfamilie mit einem G36 erschoss – wohl eine der ersten H&K-Testwaffen vor dem Großauftrag.

Nach dem Export von Herstellungsausrüstung für kleinkalibrige Munition, einer ballistischen Messanlage sowie der G36-Reparatur- und Wartungswerkstatt nach Nepal musste das Schlimmste befürchtet werden. Diesmal aber bewiesen Bundeskanzler Gerhard Schröder und die Minister im Bundessicherheitsrat Rückgrat. Am 7. Mai 2002, viereinhalb Monate vor der Bundestagswahl, wurde publik, dass der geheim tagende Bundessicherheitsrat die von Heckler & Koch beantragte Ausfuhrgenehmigung von G36E-Gewehren nach Nepal untersagte. Damit stoppte die rot-grüne Bundesregierung gerade noch rechtzeitig eine Waffenlieferung, die den Bürgerkrieg in Nepal massiv angeheizt hätte. Ein weiterer Bruch der neuen Politischen Grundsätze zum Rüstungsexport hätte sämtliche Erklärungen einer ernst zu nehmenden Menschenrechtspolitik ad absurdum geführt.

Im August 2002 zeigte sich, wie notwendig eine einheitliche Rüstungsexportregelung auf europäischer Ebene ist. Denn die belgische Regierung genehmigte zumindest teilweise, was die Bundesregierung unterbunden hatte: den Transfer von fünftausendfünfhundert leichten Maschinengewehren des Typs Minimi der Firma FN Herstal nach Nepal.

Die neuen Politischen Grundsätze zum Rüstungsexport

Am 31. Januar 2000 verabschiedete die rot-grüne Bundesregierung neue »Politische Grundsätze der Bundesregierung für den Export von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern«. Auch wenn an verschiedenen Stellen die Belange der Rüstungsindustrie

in den Mittelpunkt gestellt werden, ist die Menschenrechtslage im Empfängerland eines der ausschlaggebenden Entscheidungskriterien. Da die Politischen Grundsätze rechtlich nicht bindend sind, kommt es letztlich auf die Praxis der Rüstungsexportpolitik an.

Nachfolgend einige Auszüge aus den »Allgemeinen Prinzipien« und zur »Sicherung des Endverbleibs«:

»I. Allgemeine Prinzipien

1. ... Soweit die nachfolgenden Grundsätze im Verhältnis zum EU- Verhaltenskodex restriktivere Maßstäbe vorsehen, haben sie Vorrang.
2. Der Beachtung der Menschenrechte im Bestimmungs- und Endverbleibsland wird bei den Entscheidungen über Exporte von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern besonderes Gewicht beigemessen.
3. Genehmigungen für Exporte von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern werden grundsätzlich nicht erteilt, wenn hinreichender Verdacht besteht, dass diese zur internen Repression ... oder zu sonstigen fortdauernden und systematischen Menschenrechtsverletzungen missbraucht werden. Für diese Frage spielt die Menschenrechtssituation im Empfängerland eine wichtige Rolle.
4. ...
5. Der Endverbleib der Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgüter ist in wirksamer Weise sicherzustellen.

IV. Sicherung des Endverbleibs

1. Genehmigungen für den Export von Kriegswaffen und sonstigen Rüstungsgütern werden nur erteilt, wenn zuvor der Endverbleib dieser Güter im Endempfängerland sichergestellt ist. Dies setzt in der Regel eine entsprechende schriftliche Zusicherung des Endempfängers sowie weitere geeignete Dokumente voraus.
2. Lieferungen von Kriegswaffen sowie sonstigen Rüstungsgütern ... dürfen nur bei Vorliegen von amtlichen

- Endverbleibserklärungen, die ein Reexportverbot mit Erlaubnisvorbehalt enthalten, genehmigt werden. ...
3. An die Fähigkeit des Empfängerlandes, wirksame Ausfuhrkontrollen durchzuführen, ist ein strenger Maßstab anzulegen.
 4. ...
 5. Ein Empfängerland, das entgegen einer abgegebenen Endverbleibserklärung den Weiterexport von Kriegswaffen ... genehmigt oder einen ungenehmigten derartigen Export wissentlich nicht verhindert hat oder nicht sanktioniert, wird bis zur Beseitigung dieser Umstände grundsätzlich von einer Belieferung mit weiteren Kriegswaffen ... ausgeschlossen.«

*

Das G36 hat seinen Siegeszug angetreten. Das neue Sturmgewehr ist die Standardwaffe der Krisenreaktionskräfte (KRK) der deutschen Streitkräfte. Deutsche Soldaten schießen mit dem G36, sei es beim Einsatz der Bundeswehr im ehemaligen Jugoslawien und Mazedonien, der Mission Enduring Freedom der Bundesmarine am Horn von Afrika oder dem Krieg in den Gebirgshöhlen von Afghanistan. Dieser KRK-Kampfeinsatz, wohl die bisher mörderischste Aktion, unterliegt strengster Geheimhaltung. Über die Zahl der G36-Toten liegen noch keine Informationen vor. Wie bei den G3-Einsätzen werden sie erst später ans Tageslicht kommen, wenn es Berichte von Überlebenden gibt.

Dass die Oberndorfer Rüstungsmanager am liebsten gleich die ganze Welt mit ihren G36 vollpumpen würden, haben sie bereits 1998 bewiesen. Damals lag der Verkaufsprospekt des G36E auf der südafrikanischen Waffenmesse Defence Exhibition of South Africa (DEX SA) in Johannesburg aus. Die Werbung zeigt einen kampfbereiten Soldat, auf dessen G36 ein Bajonett steckt. »Mit dem neuen G36E-Automatikgewehr hat Heckler & Koch die fortschrittlichste konventionelle Waffe entwickelt«, wirbt das Unternehmen in Afrika für neue Kunden – und sicherlich nicht nur dort.

Jetzt muss die rot-grüne Regierung zeigen, ob das G36-Export



*»Manchmal muss man traditionelle Pfade verlassen, um ein modernes Produkt zu schaffen, das neue Perspektiven eröffnet.«
(Werbeprospekt von Heckler & Koch zum G36 E)*

verbot für Nepal ein Ausnahmefall in Wahlkampfzeiten war oder der Auftakt zur Neuorientierung der künftigen Rüstungsexportpolitik.

*

Es geschah im Juli 2002 am Bundeswehrstandort Neckarzimmern: Beim nahe gelegenen Ebersbacher Abfallbeseitigungsunternehmen Inast organisierten Bundeswehrsoldaten die Verschrottung der ersten siebenundfünfzigtausend G3-Gewehre und von fünftausend leichten Panzerfäusten. Mit der Einführung des G36 und einer neuen Generation von Handfeuerwaffen waren sie ausgemustert worden. Entsprechend der Forderung vieler Friedens- und Menschenrechtsorganisationen hatte die rot-grüne Bundesregierung die vollständige Vernichtung aller vierhunderttausend Überschuss-G3 angeordnet, statt diese zu exportieren, wie es in früheren Fällen üblich war.

»Das ist ein richtiger Schritt, um das internationale Waffenkarussell auszubremsen«, erklärte Dietrich Garlichs, Geschäftsführer von Unicef, der Kinderrechtsorganisation der Vereinten Nationen. Sollte die Bundesregierung unter Gerhard Schröder zu

ihrem Wort stehen und bis zum Jahr 2007 tatsächlich alle G3 zerstören, hätte sie einen bemerkenswerten Beitrag zur Abrüstung geleistet.

Oberleutnant Holger Nemetz, der für die Sicherheit der angelieferten Waffen zuständige Bundeswehroffizier, sagte, diese Form der Demobilisierung sei »ein Novum für Handfeuerwaffen«. Mit der Wucht von vierhundertfünfzig Tonnen wurden die G3-Gewehre in einer Schrottschneidemaschine zerhackt, die Überreste in einem Hochofen der Saar-Stahlhütte Arbed eingeschmolzen. »Wir hätten die Waffen mehrmals von Hand zersägen müssen«, erklärt Nemetz, »das wäre eine Lebensaufgabe geworden.« Eine teure zumal. So aber kostet jedes zerstückelte Gewehr den Bund lediglich zwischen zehn und fünfzehn Cent.

»Mit Argusaugen« beobachteten Vertreter des Zentrums für Verifikationsaufgaben der Bundeswehr (ZVBw) aus Geilenkirchen die Zerstörung der Gewehre. Die Vernichtung der G3 sei »als Beitrag anzusehen, diese dem weiteren Kreislauf zu entziehen«, sagte einer der ZVBw-Soldaten. Deutschland beteilige sich damit »an den weltweiten Bemühungen im Kampf gegen die Verbreitung von Kleinwaffen«.

Die Erkenntnis kommt spät, für viele Opfer zu spät, denn in der Vergangenheit waren Überschusswaffen und »neubeschafftes Material« der Bundeswehr im Rahmen der sogenannten »Nato-Verteidigungshilfen/Unterstützungsleistungen« nach Griechenland, Portugal und in die Türkei geliefert worden. Seit Mitte der sechziger Jahre hatte Deutschland Waffen im Wert von Milliarden in die Nato-Staaten an der Süd- und Südostflanke verkauft oder verschenkt.

*

Noch im Sommer 2002 warnte das Zentrum für Verifikationsaufgaben der Bundeswehr »vor der unkontrollierten Verbreitung von Kleinwaffen und leichten Waffen«, vor allem »vor dem Hintergrund des Geschehens des 11. September 2001«. Auch die Vereinten Nationen, die OSZE und die Europäische Union haben

»den Kampf gegen diese Facette des Terrorismus bereits aufgenommen«.

Schöne Worte, wird man sich bei Heckler & Koch gedacht haben. Denn nach den Angriffen auf das World Trade Center und das Pentagon hat US-Präsident George W. Bush das weltweite »Bündnis gegen Terror« ausgerufen und den US-Rüstungsetat deutlich aufgestockt. In Oberndorf wittert man die Chance zur Imageaufbesserung: »Terrorbekämpfungskommandos in aller Welt sind mit unseren Waffen ausgerüstet«, rühmt Pressesprecherin Andrea Franke.

Aber nicht nur das: Nach den Anschlägen von New York und Washington setzen mehr und mehr Militärs auf die Ausrüstung ihrer Streitkräfte mit hochmodernen Handfeuerwaffen. Großwaffensysteme wie Panzer, Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe sind zweitrangig geworden, die sogenannten Kleinwaffen rücken ins Zentrum des Interesses – sehr zur Freude der H&K-Manager.

VOM SEIFENPULVER ZUM SCHIESSPULVER

»Ich war höchst erfreut, als wir die Nachricht erhielten, dass wir die dritte Phase des Wettbewerbs für die US-Infanteriewaffe des 21. Jahrhunderts gewonnen haben.«
Phil Lee, Royal Ordnance (damals Mutterfirma von Heckler & Koch)

Als weltweit größter Markt für Handfeuerwaffen sind die USA für Heckler & Koch besonders attraktiv. Bereits 1975 eröffnete das Oberndorfer Unternehmen mit der Heckler & Koch Inc. in Arlington im Bundesstaat Virginia eine US-Dependance. Das Waffengeschäft florierte, so dass sich die Firmenleitung entschied, 1979 in Chantilly (Virginia) ein eigenes Firmengebäude

zu errichten, und mit dem neuen Werk verlagerte die H&K Inc. 1983 auch ihren Firmensitz nach Chantilly. Als die USA in den achtziger Jahren ihren Rüstungsetat steigerten, profitierten davon auch die schwäbischen Waffenbauer. Neben der HK90 für den Zivilmarkt und der Pistole P7 für US-Polizeien fertigte die H&K Inc. vor allem MP5-Maschinenpistolen für US-Sondereinheiten.

Bei der Erschließung ihrer Absatzmärkte scheint die H&K Inc. recht offensiv vorzugehen. So sollen einem Bericht der *International Defense Review* zufolge bei Kampfkursen für US-Soldaten und Polizisten auch Kopfschüsse geübt worden sein. Pressesprecherin Andrea Franke bestritt die Kopfschüsse zwar, rechtfertigte die Ausbildungskurse aber mit der Notwendigkeit der »Bekämpfung von Terroristen«. Die ist um so größer, als auch Terroristen die Waffen aus Oberndorf zu schätzen wissen: von den Morden der ehemaligen Roten Armee Fraktion (RAF) in Deutschland über die Aktionen der PLO in Palästina bis hin zu den Anschlägen des Sendero Luminoso in Peru schießen Terrorgruppen mit Gewehren von Heckler & Koch.

Wiederholt inserierte die amerikanische H&K-Tochter auch in US-Söldnermagazinen wie *Soldier of Fortune* oder *Eagle*. Bei Söldnerkongressen war die H&K Inc. mit Messeständen vertreten. Doch selbst diese aggressiven Werbemethoden konnten nicht verhindern, dass das gesamte Unternehmen Anfang der neunziger Jahre vor dem Konkurs stand. So traf der Verzicht auf die Beschaffung des G11-Gewehrs für die Bundeswehr nicht nur die Muttergesellschaft in Oberndorf, sondern auch die US-Tochter hart. Die H&K Inc. hatte sich am ACR-Programm (Advanced Combat Rifle) beteiligt, bei dem ein neues Gewehr für die US-Army entwickelt werden sollte. Mit dem Ende der Blockkonfrontation erübrigten sich sowohl das G11 als auch das ACR-Projekt.

Auf Grund der schlechten Auftragslage hatte die H&K Inc. ihr Werk in Chantilly bereits 1989 verkauft und zur Pacht nach Sterling (Virginia) umziehen müssen. 1991 dann wurde die

Oberndorfer Heckler & Koch GmbH von Royal Ordnance übernommen.

1993 konnte die amerikanische H&K-Tochter neue Erfolge verbuchen: durch Aufträge im militärischen Sektor und im zivilen Bereich vor allem mit der Pistole USP und Schrotflinten. Aber längst hat Heckler & Koch in den USA einen größeren und lukrativeren Markt im Visier als den der Söldner. Es gilt, die US-Army zu bestücken, die größte Armee der Welt. Dazu muss ein Waffensystem entwickelt werden, das die Bedürfnisse der Militärs in den Vereinigten Staaten befriedigt. Und die wollen ihre Kämpfer in Zukunft mit High-Tech-Waffen ausrüsten, die mit herkömmlichen Gewehren nur noch wenig gemein haben. Die künftigen Waffensysteme sollen aus einer Kombination mehrerer Gewehre und variabler Bestandteile bestehen.

Heckler & Koch fällt bei der Umsetzung dieses Vorhabens eine Schlüsselrolle zu.

*

Über verschiedene Projektstufen entwickelten Waffenfirmen in den neunziger Jahren die »Objective Individual Combat Weapon« (OICW). Ziel des sogenannten Joint Service Small Arms Program (JSSAP) war die optimale Ausrüstung von Soldaten für Einsätze zu Fuß.

Die Ansprüche an die OICW waren einmalig. Es sollte ein kombiniertes System »mit großer und mäßiger Einwirkfähigkeit« sein, das über »hohe Explosionskraft und kinetische Energie« sowie eine »hohe Reichweite bei rückstoßarmer Munition« verfügte und die »gesicherte mortale Wirkung«, wie es in der Militärsprache heißt, garantieren konnte.

Die JSSAP-Leiter wählten zwei Entwürfe aus, zwischen denen die Entscheidung fallen sollte. Das erste Modell wurde durch ein amerikanisches Konsortium von sieben Firmen entwickelt, das zweite unter der Führung des US-Rüstungskonzerns Alliant Techsystems (ATK) in Minneapolis. Als Systemführer leitete ATK die Integration aller Waffenteile und entwickelte die 20-

mm-Hochexplosiv-Munition. Mit von der Partie waren auch Heckler & Koch, zuständig für den Entwurf und die Produktion der Waffe, Dynamit Nobel, verantwortlich für die 5.56-mm-Munition, sowie Contraves Brashear Systems in Pittsburgh, die die Optik zur Erhöhung der Treffsicherheit liefern sollten. Ein Teil der Entwicklungskosten wurde von der US-Army getragen. Für die konkurrierenden Firmenkonsortien stand viel auf dem Spiel, denn die Unternehmensgruppe, die am Ende die präziseste Tötungsmaschine präsentieren konnte, sollte auf Jahrzehnte hinaus zum Hauptausrüster der US-Army avancieren.

Im Sommer 1997 stellte Heckler & Koch eine Tandemwaffe vor, die durch das Lösen einer Schnellarretierung in zwei Gewehre geteilt werden kann. Die obere Waffe verfügt über eine Granatwerfer-Einheit mit High-explosive-Munition, die untere über die geforderte 5.56-mm-Munition. Im Kampfeinsatz können künftig zwei Soldaten mit der OICW schießen. Mit dem 20-mm-Kaliber kann der Granatwerfer »Punktziele« auf fünfhundert Meter und »Flächenziele« auf einen Kilometer Entfernung treffen.

Aus Sicht der US-Auftraggeber war das ein waffentechnischer Quantensprung. Mit der OICW hat Heckler & Koch ein Multifunktionsgerät erfunden, das neben den 20-mm-Sprenggranaten und 5.56-mm-Nato-Geschossen auch Schrot, Tränengas und Gummigeschosse verschießen kann.

Als die Testphase III beendet war, blieb ATK mit Heckler & Koch als einziger Anwärter übrig. Im Sommer 1998 knallten die Sektkorken in der H&K-Zentrale: Die Tandemwaffe hatte den Tauglichkeitstest für Kriegseinsätze mit Bravour absolviert, Heckler & Koch die Konkurrenz beim OICW aus dem Feld geschlagen. In der Firmenzeitschrift *Profile* jubelte Royal Ordnance, H&K werde künftig eine zentrale Rolle »bei der Revolutionierung der Kriegsführung im nächsten Jahrtausend« einnehmen.

Im August 2000 erhielt ATK den Zuschlag für die Fortentwicklung der Waffe. Das sogenannte Program Definition and



*Eine frühe Version
der »Objective
Individual Combat
Weapon« (M 29),
das Waffensystem
für die Kriege der
Zukunft.*

Risk Reduction (PDRR) spülte satte fünfundneunzig Millionen US-Dollar in die Kassen von ATK – und damit auch von Heckler & Koch.

Nach Ansicht des britischen Mutterkonzerns wird das OICW die Kriegsführung gleichermaßen verändern »wie das Maschinengewehr Anfang dieses Jahrhunderts«. Schließlich verfüge die neue Wunderwaffe über die doppelte Reichweite heutiger Gewehre, könne verschiedene Kaliber verschießen und sei damit zum Nachfolger der US-Gewehre M14, M16 und des Granatwerfers M203 auserkoren.

Mit der Objective Individual Combat Weapon wird ATK – und allen voran der bedeutendste Kooperationspartner H&K – die zukünftige Standardwaffe der US-Army fortentwickeln und hunderttausendfach produzieren. Mit der OICW, in der Sprache der US-Militärs neuerdings als XM29 oder M29 bezeichnet, fertigt Heckler & Koch die universelle Mordmaschine für die Kriege der Zukunft.

*

Trotz der Erfolge in den USA war zu Beginn des neuen Jahrtausends noch nicht klar, wohin der Weg führen würde. Einerseits

zeichneten sich nicht nur mit dem G36 und der OICW, sondern auch mit der vom Kommando Spezialkräfte (KSK) der Bundeswehr eingesetzten MP7 und der Entwicklung der UMP, einer kleinen universellen Maschinenpistole mit dem Kaliber .45 ACP, dringend benötigte Verkaufserfolge ab, andererseits befand sich die Oberndorfer Waffenschmiede wie schon ein Jahrzehnt zuvor erneut in Verkaufsverhandlungen. Nach dem Zusammenschluss mit Marconi Electronic Systems und den sich daraus ergebenden Restrukturierungsmaßnahmen hatte nämlich British Aerospace (BAe) verkündet, dass Heckler & Koch nicht mehr in das Portfolio des Unternehmens passe. Das Investmenthaus Dresdner Kleinwort Benson erhielt den Auftrag, Heckler & Koch meistbietend zu verschern.

Vergeblich verhandelte das BAe-Tochterunternehmen Royal Ordnance (RO) mit dem französischen Staatskonzern GIAT. Und auch die Treffen mit dem zweiten Oberndorfer Waffenfabrikanten Mauser und dem größten deutschen Handfeuerwaffenhersteller, der Rheinmetall DeTec, standen unter einem ungünstigen Stern. Obwohl deren Vorstandschef und späterer Aufsichtsratschef Dr. Hans U. Brauner H&K zuvor noch als »Perle« bezeichnet hatte, lehnte Rheinmetall das angebotene Joint Venture im Sommer 1999 ab. Der Grund klang plausibel: Erst müsse die eigene Umstrukturierung erfolgreich umgesetzt werden.

Weitere Reisen führten zur Colt's Manufacturing Co. aus Hartford in Connecticut. Im Dezember 1999 unterzeichnete eine New Yorker Investmentgruppe, die auch Colt's kontrollierte, eine Absichtserklärung zur Übernahme der Mehrheitsanteile des Oberndorfer Waffenproduzenten. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration von H&K bei Colt's schienen günstig. Dennoch platzte auch dieser Deal: Der Preis sei zu hoch, Colt's könne sich das deutsch-britische Unternehmen nicht leisten, hieß es in den Vereinigten Staaten.

Über die wahren Hintergründe des H&K-Verkaufs hat Royal Ordnance möglichst lange Stillschweigen bewahrt. Neben der

konzerninternen Umstrukturierung war ein Hauptmotiv der Briten die Furcht vor Schadensersatzklagen, beispielsweise nach Attentaten in Schulen und auf Flughafeneinrichtungen. Diese können in den USA horrenden Summen kosten und selbst RO an den Rand des Ruins treiben.

Am 6. Dezember 2002 schließlich bestätigten Heckler & Koch und Royal Ordnance den Verkauf des Oberndorfer Waffenproduzenten an eine private Investorengruppe. Der neu gegründeten »H&K Beteiligungs-GmbH« steht neben den beiden bisherigen Geschäftsführern Ernst Mauch und Dirk Holznecht auch der Londoner Waffenhändler Keith Halsey vor, Alleingesellschafter des noblen Schrotflintenfabrikanten Boss-Gun-Makers. Vierter im Bunde der Rüstungsmanager ist überraschenderweise ein Waschmittelfabrikant: Als Geschäftsführer der Wuppertaler Luhns GmbH hat Andreas Heeschen bislang für den Absatz von Waschpulver statt Schießpulver gesorgt. Der Erwerb des Oberndorfer Unternehmens, das 2001 einen Umsatz von hundertdreißig Millionen Euro erwirtschaftet hat, geschah mit dem Einverständnis der britischen, deutschen und amerikanischen Regierungen.

Mit einem Großauftrag der britischen Streitkräfte versehen, für die H&K bis Mitte des Jahres 2006 alle dreihundertfünfzigtausend SA-80-Gewehre modernisiert, konnte sogar die Zahl der Arbeitsplätze auf siebenhundertachtzig erhöht werden. Ebenfalls bis zum Jahr 2006 wird H&K die niedersächsische Polizei mit fünfzehntausend P2000-Pistolen ausrüsten. »Diese Waffe ist ein Volltreffer«, schrieb das *Hamburger Abendblatt* über die neue Polizeiwaffe, die im Gegensatz zum Vorgänger P7 dreizehn statt acht Schuss im Magazin hat.

Bis zum Jahr 2006 soll auch die Objective Individual Combat Weapon bei den US-Streitkräften eingeführt werden. Spätestens dann werden die Kassen des Handfeuerwaffenproduzenten randvoll gefüllt sein. Noch nie zuvor hat H&K eine Armee dieser Größe ausrüsten können. Der größte Auftrag in der Firmengeschichte kommt einer Existenzsicherung auf Jahrzehnte gleich. Mit dem

Bau eines neuen Waffenwerks für das OICW (XM29) in den USA hat das Oberndorfer Unternehmen beste Chancen, zur Nummer eins der Hersteller von Handfeuerwaffen aufzusteigen – weltweit.

DAVID GEGEN GOLIATH

Verhindern zu wollen, dass das weltweite Morden mit neu entwickelten Heckler&Koch-Waffen fortgesetzt wird, gleicht Davids Kampf gegen Goliath. Aber es regt sich erster Widerstand: In einem öffentlichen Aufruf fanden Friedensbewegte beim Evangelischen Kirchentag 2001 in Frankfurt am Main große Unterstützung. Nahezu einstimmig wurde eine Resolution gegen die Rüstungsexporte von Heckler & Koch verabschiedet. Was damals begann, soll sich in den nächsten Jahren zu einem breiten Bündnis entwickeln, in dem möglichst viele gesellschaftliche Gruppen vertreten sind.

Die mit rund fünfzehnhundert Stimmen bei nur einer einzigen Gegenstimme im Afrika-Forum angenommene »Resolution gegen Rüstungsexporte von Heckler&Koch-Waffen« lautete:

»In den vergangenen Jahrzehnten kamen G3-Schnellfeuerwaffen der in Deutschland ansässigen Waffenfirma Heckler & Koch über Direktexporte und Lizenzproduktionen weltweit zum tödlichen Einsatz in Kriegen und Bürgerkriegen, bei Menschenrechtsverletzungen und Verstößen gegen das humanitäre Völkerrecht.

Mit der Einführung des Nachfolgemodells G36 drängt die Bundesregierung auf den Export der überschüssigen G3-Bestände der Bundeswehr. Dabei weckt der hohe militär-

technische Standard des G36 bei Militärs in aller Welt große Begehrlichkeiten. Langfristig ist eine ähnlich große Verbreitung dieser Tötungsmaschine wie beim G3 zu befürchten.

Im Sinne einer vorbeugenden Friedens- und Menschenrechtspolitik fordert der Evangelische Kirchentag die Bundesregierung auf, keine Direktexporte und Lizenzvergaben für das G36-Gewehr zu genehmigen und die überschüssigen G3-Gewehre zu verschrotten.«

*

Wer kontrolliert eine Firma, die ihre Waffen mit tatkräftiger Unterstützung der deutschen, britischen und amerikanischen Regierungen fertigt? Wer sollte Heckler & Koch daran hindern, den Waffenmarkt weltweit mit P2000-Pistolen, HK33-, G36-Gewehren und OICW-Waffensystemen zu überschwemmen? Wie können Direktexporte, Lizenzvergaben und Reexporte an andere Staaten verhindert werden?

Mit der Gründung des Deutschen Aktionsnetzwerkes Kleinwaffen Stoppen (DAKS) im September 2002 sollen in einem breiten gesellschaftlichen Bündnis konkrete Schritte zur Eindämmung des internationalen Kleinwaffenhandels umgesetzt werden. Wer verhindern will, dass sich die G3-Story mit dem G36 oder der OICW wiederholt, muss Druck auf die politischen Entscheidungsträger ausüben. Dazu bedarf es breiter Unterstützung engagierter Einzelpersonen, von Friedens-, Frauen-, Menschenrechts- und Dritte-Welt-Organisationen, von Kirchen und Gewerkschaften.

Aber das ist nur der erste Schritt. Die Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen in den USA und weiteren Staaten muss folgen. Auch die Vereinten Nationen, die sich im Juli 2001 in New York erstmals intensiv mit der Kleinwaffenproblematik befasst haben, müssen noch weitaus aktiver werden. Bislang scheiterten die Bemühungen um eine ernst zu nehmende Eindämmung des Waffenhandels beziehungsweise um seine Kon-

trolle vor allem an der US-Regierung. Auch wird noch viel zu sehr über die Frage der illegalen Rüstungstransfers diskutiert, obwohl die weit überwiegende Zahl der Rüstungsexporte legal erfolgt.

Amnesty international fordert verbindliche Regelungen, um Waffenexporte und Lizenzvergaben zumindest an menschenrechtsverletzende Staaten zu verhindern. Wenn es gelingt, dieses Ziel umzusetzen, wäre schon ein bedeutender Zwischenschritt erreicht.

Scheitert das Unterfangen jedoch, dann werden die DAKS-Gründer in den nächsten Jahren damit beschäftigt sein, was verschiedene ihrer aktiven Mitglieder in den letzten Jahrzehnten bereits getan haben: Sie werden recherchieren müssen, wann und wo welche Opfer unserer Militär- und Rüstungsexportpolitik zu beklagen sind.

Das Deutsche Aktionsnetzwerk Kleinwaffen Stoppen (DAKS)

Am 21. September 2002, einen Tag vor der Bundestagswahl, gründeten Vertreterinnen und Vertreter von Friedens-, Menschenrechts- und Dritte-Welt-Organisationen in Frankfurt am Main das Deutsche Aktionsnetzwerk Kleinwaffen Stoppen (DAKS).

Das DAKS freut sich über jede und jeden, der auf der Basis dieser Plattform mitarbeiten oder das Bündnis unterstützen will (Kontaktaufnahme siehe Adressen S. 449).

Plattform:

»Deutsches Aktionsnetz Kleinwaffen Stoppen« (DAKS)

»Kleinwaffen« –

die Dimension einer globalen Bedrohung

Die weltweite Verbreitung von sogenannten Kleinwaffen bildet zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine der größten Herausforderungen an die internationale Staatengemeinschaft und an die Zivilgesell-



Zwei türkische Soldaten mit G3 führen den dreizehnjährigen Ahmet vor Gericht (1985).

schaft. »Kleinwaffen« – Pistolen, Gewehre, Maschinengewehre, Landminen und ähnliche Waffen, die von einer oder zwei Personen getragen und eingesetzt werden können – spielen eine zentrale Rolle in den fast 50 Bürgerkriegen und Kriegen, die weltweit aus-

gefochten werden und Gewalt, Tod und Leid vor allem über die Zivilbevölkerung bringen. Darüber hinaus sind gerade »Kleinwaffen« häufig die Tatwerkzeuge bei den Menschenrechtsverletzungen, die in vielen Staaten immer noch an der Tagesordnung sind. Weltweit sind etwa 500 Millionen Kleinwaffen im Einsatz. Heute sind rund 90 Prozent aller Toten und Verletzten in Kriegen und Bürgerkriegen auf den Einsatz von Kleinwaffen zurückzuführen. Diese werden vorwiegend in den Industriestaaten produziert und in der Regel legal an Militär- und Polizeieinheiten in aller Welt exportiert. Durch den illegalen Waffenhandel und Beutewaffen geraten Kleinwaffen zudem in die Hände von Guerillaeinheiten, Milizen und Kindersoldaten.

Millionen von Kleinwaffen zirkulieren unkontrollierbar von Kriegsschauplatz zu Kriegsschauplatz und zwischen den Konfliktparteien. Sie tragen nachhaltig zur Destabilisierung demokratisch gewählter Regierungen und zur Aufrechterhaltung scheindemokratischer oder diktatorischer Regime bei. Zudem tragen Kleinwaffen maßgeblich zu Verletzungen der Menschenrechte, des humanitären Völkerrechts und zu Kriegsverbrechen bei und behindern in vielen Staaten eine nachhaltige Entwicklung.

Die Bundesrepublik Deutschland zählt zu den führenden Produzenten, Exporteuren und Lizenzgebern von Kleinwaffen: Allein 7 bis 10 Millionen G3-Gewehre der Oberndorfer Waffenfirma Heckler & Koch ... und ihrer 15 ausländischen Lizenznehmer befinden sich weltweit im tödlichen Einsatz. Durch den Einsatz allein dieser Schnellfeuergewehre wurden unzählige Menschen verstümmelt oder erschossen.

Die Bundeswehr wird zur Zeit mit dem Nachfolgewehr G36 ausgestattet. Die Bundesregierung hat mit der Verschrottung der 400 000 überschüssigen G3 begonnen. Diese Altbestände müssen restlos vernichtet und dürfen keinesfalls exportiert werden. Erste Rüstungsexporte und die Lizenzvergabe an Spanien des neuen G36 lassen dieselbe Entwicklung wie beim G3 befürchten.

Ein weiteres Bedrohungspotential stellen legal wie illegal verbreitete Kleinwaffen in Privatbesitz dar, darunter auch Jagd- und

Sportwaffen, deren Bestand allein in der Bundesrepublik Deutschland auf mehr als 10 Millionen Stück geschätzt wird.

Ziele des DAKS

Die Mitglieder des DAKS werden sich – jeweils im Rahmen ihrer spezifischen Mandate und eigenen Aufgabengebiete – gegen Ursachen und Auswirkungen der Verbreitung von Kleinwaffen und Munition einsetzen. Das DAKS soll mit seinen Aktivitäten

- einen Beitrag zur Gewaltprävention und Deeskalation von Konflikten leisten,
- weitere Exporte und Lizenzvergaben von Kleinwaffen und Munition verhindern und
- zur Beendigung der zerstörerischen Wirkung von Kleinwaffen auf eine nachhaltige Entwicklung beitragen.

Das DAKS verfolgt unter anderem die folgenden konkreten Ziele:

- Transfers von Kleinwaffen und Munition verhindern, die zu Verletzungen der Menschenrechte, des humanitären Völkerrechts oder zu Kriegsverbrechen beitragen können;
- Etablierung international verbindlicher Regelungen zur Reduzierung und Kontrolle von Produktion, Handel, Weiterverkauf, Lizenzierung, Einsatz und Endverbleib von Kleinwaffen und Munition;
- Einführung internationaler Mechanismen zur effektiven Markierung und Überwachung (»Tracing«) von Kleinwaffen und Munition;
- Öffentliche Kontrolle und drastische Beschränkung weiterer Exporte und Lizenzvergaben von in Deutschland hergestellten Kleinwaffen (wie z.B. dem G36 von Heckler & Koch) und Munition;
- Schaffung von umfassender Transparenz aller deutschen Exporte von Kleinwaffen, Munition, Waffen- und Munitionsbe-

standteilen sowie dazugehöriger Produktionsanlagen und deren Ersatzteilen. Hierzu eine Auflistung im Rüstungsexportbericht mit genauer Beschreibung (Umfang der Lieferung, Hersteller und Lieferant, genauer Empfänger, Sicherung des Endverbleibs);

- Öffentliche Überwachung der Verschrottung ausgedienter Überschussbestände von Kleinwaffen in Deutschland (G3 u.a.);
- Verhinderung des Exports von Anlagen oder Know-how zur Fertigung von Kleinwaffen und Munition (z.B. Firma Fritz Werner);
- Bestandsaufnahme, verbesserte Kontrolle und Beschränkung des Bestands von Kleinwaffen in privatem Besitz wie z.B. Jagd- und Sportwaffen in Deutschland.

Arbeitsschwerpunkte des DAKS

- Das DAKS will mit Informationen und Aktionen das Bewusstsein der Öffentlichkeit für die Problematik der »Kleinwaffen« schärfen und öffentliche Unterstützung für seine Anliegen gewinnen.
- Das DAKS wird sich mit intensiver und gezielter Lobbyarbeit an politische Entscheidungsträger und Gesetzgeber wenden, um die genannten Ziele zu erreichen.

Das DAKS wird bis zur nächsten Kleinwaffenkonferenz der Vereinten Nationen im Jahre 2006 aktiv an der Erreichung seiner Ziele arbeiten und nach der Konferenz eine Bewertung der Tätigkeit vornehmen.

Nachwort: Ein Blick zurück in die Zukunft

Gegenwärtig entwickelt Heckler & Koch eine völlig neue, wesentlich treffgenauere Generation von Handfeuerwaffen, die bei verschiedenen Armeen bereits eingeführt wird beziehungsweise eingeführt werden soll. Die Bundeswehr und die spanischen Streitkräfte erhalten das neue G36, das Nachfolgemodell des G3. Die US-Army soll mit dem neuen H&K-Waffensystem OICW (M29) ausgerüstet werden, dem nachgesagt wird, es perfektioniere die Gewehrtechnik und revolutioniere die Fähigkeit zur Kriegsführung.

Wenn es nach den Oberndorfer Rüstungsmanagern geht, so werden der Bewaffnung eigener und befreundeter Streitkräfte weitere Waffentransfers und lukrative Auslandslizenzen folgen. Welche Folgen das haben kann, zeigt die fürchterliche Geschichte des G3: Werden auch für das G36 wieder ähnlich viele Lizenzen vergeben, dann gerät die Produktionsmaschinerie erneut außer Kontrolle und die Kriegsschauplätze in den kommenden Jahren werden mit Millionen H&K-Waffen der neuesten Generation überschwemmt.

Die politisch Verantwortlichen behaupten gerne, die G3-Lizenzvergaben lägen so lange zurück, dass jede Diskussion darüber müßig sei. Doch ganz im Gegenteil: Gerade der Blick in die Vergangenheit und auf die bis heute anhaltenden fatalen Folgen enthüllt das Ausmaß der Schäden, die bei einer kaum gebremsten Produktions- und Exportpolitik zu erwarten sind. Noch heute befinden sich die vor Jahren und Jahrzehnten zumeist in Lizenz gefertigten H&K-Gewehre und -Maschinenpistolen in Krisen- und Kriegsgebieten weltweit im tödlichen Einsatz.

In allen Ländern, in denen Soldaten mit »Kleinwaffen« gewütet haben, gibt es Tausende und Abertausende von Opfern gerade unter der Zivilbevölkerung. Wer von denen, die überlebt haben,

wird jemals den Tag vergessen können, an dem die Schwester oder Mutter, der Bruder oder Vater, die Großmutter oder der Großvater erschossen worden ist? Samiira Jama Elmi und Hayrettin Altun hatten Glück. Sie überlebten den Bürgerkrieg in ihrem Land und haben selbst keine bleibenden körperlichen Verletzungen davongetragen. Doch Familienmitglieder und Freunde haben ihr Leben gelassen, und die Trauer über die Toten dauert ein Leben lang an.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts starben mehr als 1,51 Millionen Menschen durch Kugeln aus einer H&K-Waffe, in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends mussten Abertausende weiterer Gräber ausgehoben werden. Bis heute gibt es Hunderttausende körperlich verstümmelter und geistig traumatisierter Menschen, die mehr dahinvegetieren, als dass sie ein menschenwürdiges Leben führen. Sie haben den Beschuss mit G3-Schnellfeuergewehren oder MP5-Maschinenpistolen überlebt. Viele von ihnen haben Gewehrkugeln im Körper, die man durch ihre Haut ertasten kann.

Bis heute tragen die in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren erfolgten Zustimmungen zu den Lizenzvergaben für Heckler&Koch-Waffen Not und Elend noch in die fernsten Winkel dieser Welt, denn H&K-Gewehre sind dauerhafte Wertarbeit.

Bis heute befinden sich weltweit mehr als zehn Millionen Heckler&Koch-Waffen im tödlichen Einsatz.

Bis heute werden zumindest in den H&K-Lizenzstätten im Iran, in Griechenland, Pakistan, Portugal, Saudi-Arabien und wohl auch in Thailand neue G3 gefertigt und unkontrolliert in Krisen- und Kriegsgebiete reexportiert.

Bis heute hat niemand die Politiker zur Verantwortung gezogen, die die Lizenzvergaben und Rüstungsexporte als Bundeskanzler, Verteidigungs- oder Wirtschaftsminister zu verantworten haben.

Bis heute hat niemand die H&K-Firmengründer Heckler, Koch und Seidel oder ihre Nachfolger in der Geschäftsführung zur Verantwortung gezogen. Statt dessen entwickeln und expor-

tieren die Oberndorfer Rüstungsproduzenten neue Generationen von Handfeuerwaffen, die in den kommenden Jahrzehnten ungläubliches Leid über die Menschen bringen werden.

*

Die Türkei hat ihre Produktion bereits von G3- auf treffgenauere HK33-Gewehre umgestellt. Die ersten fünfhunderttausend HK33 werden bei den eigenen Einheiten eingesetzt, weitere Sturmgewehre könnten – wie die G3-Überschusswaffen – exportiert werden.

Die Genehmigung einer Lizenz zum Aufbau der Munitionsfabrikation in der Türkei ist Sinnbild einer Politik, die sich um die Menschenrechte im Ausland nicht weiter kümmert. Die Lizenzvergabe zum G36-Nachbau in Spanien erinnert an die schrecklichen Folgen der G3-Lizenzen der vergangenen Jahrzehnte. Wie schon einmal Anfang der sechziger Jahre stehen wir heute wieder vor der Frage, ob Lizenzen zur Produktion von »Kleinwaffen« in aller Welt genehmigt oder nicht genehmigt werden sollen.

Einerseits hat die rot-grüne Bundesregierung ihre Zustimmung zum Export von Herstellungsausrüstung für kleinkalibrige Munition und einer ballistischen Messanlage ins Bürgerkriegsland Nepal gegeben. Andererseits hat sie ein Exportverbot für fünf- und sechzigtausend G36-Gewehre an die nepalesischen Militärs erlassen und beschlossen, die vierhunderttausend Überschuss-G3 zu verschrotten. Widersprüchlicher könnten die Entscheidungen nicht sein. Die Zukunft wird zeigen, ob die deutsche Außenpolitik tatsächlich und nicht nur verbal Friedenspolitik ist. Die jeweils amtierende Bundesregierung muss sich entscheiden, ob ihr Menschenleben – in Somaliland, Türkisch-Kurdistan und anderen Krisen- und Kriegsgebieten – wichtiger sind als Arbeitsplätze in der heimischen Rüstungsindustrie.

Eine Frage, die sich auch jeder der Beschäftigten bei Heckler & Koch stellen muss. Paul Russmann, Geschäftsführer der kirchlichen Friedensorganisation Ohne Rüstung Leben (ORL), verweist zu Recht darauf, dass dies »eine moralische Frage ist«. Die

H&K-Arbeitnehmer müssten wissen, »ob sie es mit ihrem Gewissen verantworten können, an der Herstellung von Tötungsmaschinen mitzuwirken«. Für Russmann liegt die Schlussfolgerung auf der Hand: »Sie sollten dazu, nicht nur aus christlicher Verantwortung, ›Nein!‹ sagen.«

Bei Heckler & Koch jedoch zeigt man sich gegen solche Anfechtungen gefeit. Statt dessen setzt man alles daran, die eigenen Produkte zu perfektionieren und sich weitere Absatzmärkte zu erschließen. Mit dem als »Revolutionierung der Kriegsführung im nächsten Jahrtausend« gefeierten Waffensystem OICW soll schon 2006 eine völlig neue Waffengeneration der US-Army zum Einsatz kommen und die Profite der Heckler & Koch GmbH in Deutschland und der Heckler & Koch Inc. in den Vereinigten Staaten mehren. Vieles spricht dafür, dass die Rüstungsproduktion bei H&K mit dem größten Auftrag der Firmengeschichte dramatisch ansteigen wird.

*

Kofi Annan hat erkannt, dass die Verbreitung von »Kleinwaffen nicht nur ein Sicherheits-, sondern auch ein Menschenrechts- und Entwicklungsproblem« ist. Zu Recht beklagt der Generalsekretär der Vereinten Nationen, dass »die Verbreitung von Kleinwaffen zur Fortsetzung und Verschärfung von bewaffneten Konflikten beiträgt. Sie gefährdet Blauhelmsoldaten und Nothelfer. Sie unterminiert die Achtung des Völkerrechts. Sie bedroht demokratisch gewählte Regierungen und stärkt Terroristen ebenso wie die Organisierte Kriminalität.«

Annan ist ein mutiger Mann. Denn die USA, Russland, China und Frankreich zählen zu den führenden Produzenten von »Kleinwaffen«. Deutschland nimmt 2003 und 2004 einen der Sitze im UN-Sicherheitsrat wahr. So richtet sich Annans Appell in erster Linie an die einflussreichsten Mitgliedsstaaten der Organisation, der er selbst vorsteht.

*

Bis zum Jahr 2010 dauert die von den Vereinten Nationen verkündete Dekade für eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit zugunsten der Kinder der Welt. Wann also, wenn nicht jetzt, ist die Zeit reif für einen Stop menschenverachtender Rüstungsexporte und Lizenzvergaben bei »Kleinwaffen«?

Im Sinne einer humanen Menschenrechtspolitik, einer ernstgemeinten Friedens- und Außenpolitik sowie einer zukunftsorientierten Arbeitsplatzpolitik müssten die waffenproduzierenden Staaten die politischen Rahmenbedingungen schaffen, die die Manager in der Rüstungsindustrie zur Umstellung von der militärischen auf eine zivile Fertigung veranlassen. Handlungsbedarf besteht weltweit. Denn allein in den neunziger Jahren sind rund um den Globus achtzig Millionen weitere Kleinwaffen produziert, jedoch nur vier Millionen vernichtet worden. Es sind diese Waffen, mit denen täglich »mehr als tausenddreihundert Menschen durch Schüsse aus Sturmgewehren und Maschinenpistolen« getötet werden, so Sami Faltas vom Bonn International Center for Conversion (BICC). Seiner Erkenntnis nach werden die meisten dieser Waffen legal, also mit Genehmigung der staatlichen Kontrollbehörden, beschafft und landen letztlich auf schwarzen Märkten.

Welchen Anteil Heckler & Koch am Tod von täglich tausenddreihundert Menschen hat, lässt sich errechnen: Legen wir auch hier den achtprozentigen Anteil von H&K-Waffen am Gesamt-aufkommen aller Kleinwaffen zugrunde, so verlieren jeden Tag einhundertundvier Menschen ihr Leben durch die Gewalt der Gewehre von Heckler & Koch und seiner Lizenznehmer, mehr als vier pro Stunde. Alle vierzehn Minuten wird ein Mensch von einer Kugel aus dem Lauf eines G3 oder einer MP5 erschossen.



Der »Peace Tree«, den Jürgen Grässlin im Hof des Friedenszentrums FOPAG errichten ließ, besteht aus einem Stahlträger des zerstörten Theaters in Hargeisa. Anfangs hingen zwei Gewehre daran, eins davon war das von Mr. Farah erworbene und dann zersägte G3. Mittlerweile sind weitere Gewehre hinzugekommen.

MIT DEN AUGEN DER OPFER

Seit zwanzig Jahren bereits prangere ich die inhumane Rüstungsproduktions- und -exportpolitik unserer Bundesregierungen an. Gemeinsam mit Friedensfreundinnen und -freunden habe ich eine Vielzahl gewaltfreier Protestaktionen organisiert und versucht, mittels Informationsbeschaffung, Öffentlichkeits- und Kampagnenarbeit über Menschenrechtsverletzungen mit deutschen Waffen in aller Welt aufzuklären.

In meinem 1994 im Knauer-Verlag erschienenen Buch *Den Tod bringen Waffen aus Deutschland* ist vieles von unseren ersten Rechercheerfolgen im Einsatz gegen Exporte und Lizenzvergaben von Heckler&Koch-Waffen nachzulesen. Dort steht geschrieben, welche Regierung an welchem Tag auf welchem Weg an welchen Empfänger welche Waffen geliefert hat.

Bewegt haben dieses Buch, die Werke anderer Autoren und die bisherigen Aktionen zu wenig. Wir müssen uns eingestehen, dass wir bestenfalls ein paar Sandkörnchen im Getriebe des militärisch-industriell-politischen Komplexes gewesen sind. Die Maschine der Massenproduktion militärischer Güter, der Entwicklung und des Exports immer noch präziserer und perfiderer Tötungsmaschinen ist gut geölt worden und wie geschmiert gelaufen.

Die Schuldigen sind durchaus bekannt: Wer in der Rüstungsindustrie arbeitet und von deren Gewinnen profitiert, muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass sein Arbeitsplatz und die Geschäftsbilanz seines Unternehmens mit zerschossenen Körpern, zerbrochenen Seelen und dem Leben anderer Menschen erwirtschaftet werden. Wer auf politischer Ebene Rüstungsexporte und Lizenzvergaben genehmigt und damit legalisiert, muss mit dem Vorwurf leben, dass er den Scheindemokraten, den Diktatoren und ihren Schlächtern direkt oder indirekt die Werkzeuge zum Massenmord in die Hände gibt.

Wollen wir alle Rüstungsexporte an menschenrechtsverletzende Regime stoppen, so müssen neue Wege beschritten werden. Einer der erfolgversprechendsten ist zugleich einer der unangenehmsten: Wir müssen in die Empfängerländer deutscher Waffen reisen und mit Betroffenen sprechen, die die damit verübten Massaker überlebt haben. Und wir müssen diejenigen finden, die physisch und psychisch in der Lage sind, über das Erlebte zu berichten.

Zumindest für den Bereich der sogenannten Kleinwaffen ist dieses Buch ein Pilotprojekt. Insgesamt zweihundertvierundzwanzig Interviews, weit mehr als in den Biograiphen über die Manager Jürgen E. Schrempp und Ferdinand Piëch zusammen, habe ich mit Menschen in Somaliland, Kenia und der Türkei geführt. Die meisten, mit denen ich gesprochen habe, sind direkt oder indirekt zivile Opfer der Gewalt der Gewehre. Andere sind freiwillig oder zwangsweise in den Krieg gezogen und mit ihrer Traumatisierung zugleich zum Täter-Opfer geworden.

Bei verschiedenen Treffen in Flüchtlingszelten, Baracken, Hotels, Behindertenanstalten und auf Massengräbern habe ich mich hinter einen inneren Schutzwall zurückgezogen. Samiira hat gehult, als wir zur Akazie geschritten sind, bei der ihre Mutter exekutiert worden ist. Hayrettin hat seine Tränen nicht zurückgehalten, als wir an den Gräbern seiner ermordeten Familienangehörigen gestanden sind. Weinend hat mir seine Schwester Hayriye das Foto ihres getöteten Sohnes gezeigt. Viele weitere persönliche Erfahrungen will ich hier nicht nennen, zu verletzend, zu bedrückend sind sie gewesen.

Die Recherchen und Reisen zu diesem Buch haben mich verändert. Nach jedem Aufenthalt in Hargeisa und Diyarbakir ist mir mein Zuhause ein Stück fremder vorgekommen. Lebensfreude und Gastfreundschaft habe ich in den »armen«, den sogenannten Dritte-Welt-Ländern erfahren. Im »reichen« Deutschland dagegen, in der Gesellschaft der Computer, Videogeräte und DVD-Player, sind mir – außerhalb der Familie und des Freundeskreises – oftmals Schwermut und soziale Kälte begegnet. Und vieles

von dem, was mir zuvor wichtig erschienen ist, sehe ich nach diesem Kulturschock mit anderen Augen. Werte haben für mich ein neues Gewicht bekommen, allen voran die Mitmenschlichkeit.

*

Mit Samiira und Hayrettin habe ich zwei Menschen eine Stimme gegeben, deren Leben durch »Kleinwaffen« beeinflusst, aber nicht zerstört worden ist. Sie stehen beispielhaft für unzählige Opfer deutscher Rüstungsexporte in Form von Lizenzvergaben. Ihr Schicksal ist weder überraschend noch sensationell. Manch einem ihrer Bekannten erging es weitaus schlimmer als ihnen, wie beide wiederholt betont haben.

Wäre es mir einzig darum gegangen, das Grauen zu zeigen, das mit dem G3 und anderen Gewehren angerichtet wird, hätte ich beispielsweise die Kriegswitwen von Berbera und ihre Erlebnisse in den Mittelpunkt dieses Buches stellen müssen. Doch wer erträgt über Hunderte von Seiten hinweg den Schmerz und die Trauer, die Verzweiflung und die Depression traumatisierter Menschen? Ich nicht.

Samiira hat die Kraft gefunden, selbst bei bedrückenden Erzählungen ein Lächeln auf den Lippen zu tragen. Hayrettin hat sogar dann noch ein Lachen gezeigt, wenn er mir über seine Folterungen in einem der schlimmsten Gefängnisse der Welt berichtet hat. »Nein, ich habe niemanden verraten! Mich haben sie nicht zerstört! Ich habe es geschafft!« Er sagt das mit innerer Zufriedenheit.

*

Wollen wir auf die politischen Entscheidungsträger Einfluss nehmen, müssen Friedens-, Frauen-, Dritte-Welt- und Menschenrechtsorganisationen, Kirchen und Gewerkschaften aktiv werden. Lizenzvergaben und Rüstungsexporte dürfen nicht länger wie x-beliebige Lieferungen behandelt werden. Wer Rüstungsexporte mit den Augen der Opfer sieht, wird sich für eine andere Außen-, Wirtschafts- und Sicherheitspolitik einsetzen.

Damit so viele Menschen wie möglich nachvollziehen können, was unsere Waffen in aller Welt anrichten, müssen wir diejenigen zu uns einladen, die Opfer unseres Handelns geworden sind: Frauen und Männer aus dem Südosten des Nato-Partners Türkei, aus Kalten-Kriegs-Gebieten wie Somalia und Somaliland, aus Chiapas im Süden Mexikos und vielen weiteren Staaten in Afrika, Lateinamerika und Asien. Wir müssen ihren Erzählungen zuhören, ihre Trauer und Wut ertragen.

Die Zeit ist gekommen, den Angehörigen all derer Trost zu spenden, die mit unseren Waffen getötet worden sind, sie um Vergebung zu bitten und den Verstümmelten und Verkrüppelten zu helfen. Manche von ihnen wollen jetzt auf rechtllichem Weg gegen die Waffenfirmen und die politischen Entscheidungsträger vorgehen und Strafanzeige stellen. Auch durch solche Prozesse kann die öffentliche Aufmerksamkeit gewonnen werden, die unbedingt notwendig ist, wenn wir die rechtlichen Rahmenbedingungen von Rüstungsexporten verschärfen wollen. In den USA könnten Entschädigungsklagen in Millionenhöhe nicht nur die finanzielle Not der Betroffenen lindern, sondern auch die Waffenschmieden ganz empfindlich treffen.

Manchmal genügt ein einziger Satz, um die ganze Tragweite der Tragödie aufzuzeigen. Als mich mein Reiseleiter Ismail Issa Abrar in Hargeisa zu dem Traktorfahrer Ibrahim Muhamad Abdulami führte, erzählte dieser von den grauenhaften Verbrechen der Siad-Barre-Soldaten: von den Exekutionen, dem Ausheben der Gruben, dem Zusammenschieben und Vergraben der Leichen, der Blutabnahme bei Schülern und deren ausgedörrten Körpern.

Ismail hatte Tränen in den Augen, weil ihn ein Gedanke verfolgte, mit dem er jeden Außenpolitiker und Rüstungsmanager konfrontieren sollte: »Stell dir vor«, sagte Ismail, »sie hätten das deiner Tochter angetan.«

Dank

Von Herzen danken möchte ich allen voran meiner Ehefrau Eva, die mich auf meiner ersten Türkei-Reise begleitet hat. Eva und unsere Tochter Sandra haben sämtliche Texte in der Rohfassung redigiert und sie mit ihren Gedanken und Ideen bereichert. Ebenso herzlich möchte ich mich bei unserem Sohn Philipp bedanken, der mir zu allen möglichen und unmöglichen Tages- und Nachtzeiten mit seiner Computer-Erfahrung beigestanden ist.

*

Mein besonderer Dank gilt dem Filmemacher Peter Ohlendorf und seinem Kameramann Johannes Straub, die sich – überzeugt von der Bedeutung dieses Themas – für dessen visuelle Umsetzung begeistert haben.

*

Samiira Jama Elmi und ihre Familie haben ein schweres Schicksal erfahren. Dennoch sind sie bereit gewesen, über das lange Verdrängte zu sprechen und mit mir an die Orte des Grauens zurückzukehren. Ihnen gilt mein Dank für all ihre Mühe und Gastfreundlichkeit.

Ohne die Erfahrungen und Anregungen der Somaliland-Experten Ulf Terlinden und Ekkehard Forberg hätte der erste Teil des Buches in dieser Form nicht entstehen können. Ihre Vorarbeiten im Bereich der Kleinwaffenverbreitung am Horn von Afrika haben mich zu der Entscheidung bewogen, in Hargeisa, statt – wie ursprünglich geplant – in Kenia oder Uganda zu recherchieren. Ulf Terlinden hat einige entscheidende Kontakte vermittelt.

In Deutschland sind mir die Experten des Bonn International Center for Conversion (BICC) zur Seite gestanden, wobei vor allem Kiflemariam Gebrewold, dem Leiter des SALIGAD-

Projekts, für seine wertvollen Hinweise gedankt sei. Auch Sami Faltas, Wolf-Christian Paes und der Institutsleiter Peter Croll halfen mit ihrem Wissen weiter.

In Somaliland hat mich Ismail Issa Abrar vom Forum For Peace & Governance (FOPAG) auf beiden Reisen begleitet, meine Interviews arrangiert und, soweit vonnöten, vom Somalischen ins Englische übersetzt; auch ihm gilt mein Dank.

Bei Victim's Voice fand ich Rat bezüglich der Situation der Angeketteten in Hargeisa. Hier seien vor allem Dr. Maggie Schauer, Michael Odenwald und Professor Thomas Elbert dankend erwähnt. Eine herausragende Arbeit in der Dokumentation und humanitären Betreuung von Flüchtlingen leisten seit Jahren Anne Mieke de Wit und Riemke Rip aus den Niederlanden. Ihnen möchte ich für ihr Engagement und die Informationen danken. Zahlreiche praktische Tips gab mir in Somaliland auch Harald Hinkel von der GTZ.

*

Für die Mithilfe bei der Informationsbeschaffung und die Bereitschaft zum Interview im Türkei-Kurdistan-Teil möchte ich all denen meinen Dank aussprechen, die auf Grund der Sicherheitslage und schwerster Menschenrechtsverletzungen durch türkische Sicherheitskräfte nicht offen über die Geschehnisse des fünfzehnjährigen Bürgerkriegs sprechen können. Auf ihren Wunsch hin habe ich ihre Namen geändert

Mein ganz besonderer Dank gilt Hayrettin Altun und seiner Familie, der den Mut aufgebracht hat, trotz erduldeten und – nach Publikation dieses Buches – womöglich neuer drohender Repressionen zu einer Vielzahl von Interviews und Gesprächen zur Verfügung zu stehen. Während der zahlreichen Fahrten und Begehungen wurden wir ständig von türkischen Sicherheitskräften überwacht, was Hayrettin nicht im mindesten abschreckte. In Zeiten, da sich die Türkei um Aufnahme in die Europäische Union bemüht und hierzu die Kriterien von Kopenhagen erfüllen muss, besteht die Chance, dass Hayrettin von Verhören, Folter

und Haft verschont bleibt – eine Garantie dafür gibt es aber nicht. Dabei hat er nichts weiter getan, als zu schildern, was sich in den letzten Jahren zugetragen hat: seine Erlebnisse, Erfahrungen und Einstellungen. Doch in der Türkei hat das allein in den vergangenen Jahren oft schon genügt, um kritische Gewerkschafter spurlos verschwinden oder ermorden zu lassen. Für seinen Mut, sein Vertrauen und für die Gastfreundschaft der Familie Altun möchte ich mich von Herzen bedanken.

Namentlich genannt werden können, zumindest mit ihren Vornamen, folgende mir liebgewordene Menschen, die das Projekt auf verschiedenste Art und Weise unterstützt haben: Celil, Gülkan, Hatice, Ilke, Jörg, Mustafa, Ossi, Sezai u.v.a.m.

Gedankt sei den Vorständen und Mitarbeitern der Flüchtlingsorganisation Gök-Der in Diyarbakir, Istanbul und Izmir für die freundliche Aufnahme, die reichhaltige Informationsbeschaffung und Kontaktvermittlung. Ein Dank, in den ich ganz ausdrücklich auch den Menschenrechtsverband Insan Haklari Derneği (IHD), allen voran Osman Baydemir mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, einschließen möchte. Auch ihnen sei für die vielfältige Unterstützung von Herzen gedankt.

Viele praktische Tips für meine Türkei-Reisen gaben mir Mehmet Şahin und Alex Kauz. Wiederholt Rat habe ich mir bei Ernst-Ludwig Iskenius eingeholt, der mit seinem medizinischen Wissen und seiner Erfahrung in der Behandlung traumatisierter Flüchtlinge eine große Hilfe gewesen ist.

*

Für die Beschaffung aktueller Informationen und historischer Daten danke ich Sönke Braasch, Thomas Gebauer, Christian Gojowcyk, Martin Jung, Thomas Klein, Jürgen Neizert, Otfried Nassauer, Ute Schäfer und Erich Schmidt-Eenboom u.v.a.m. Die mittlerweile zusammengelegten Archive und Datensammlungen des RüstungsInformationsBüros (RIB) und der Kampagne gegen Rüstungsexport bargen wertvolle Fakten, die ich ausgiebig nutzen durfte. Ebenso konnte ich dankenswerterweise auf die

Recherchen der Omega Foundation in Großbritannien zurückgreifen. Eine Vielzahl praktischer Tips gaben mir André Maertens, Virginia Edwards-Menz, Lothar Ellinger, Gabi Ayivi, Paul Russmann und Stephan Brües. Kompetent beriet mich Holger Rothbauer in rechtlichen Fragen.

Viele weitere hilfreiche Menschen können an dieser Stelle nicht genannt werden. Auch ihnen sei sehr herzlich gedankt.

*

Zu guter Letzt gilt mein Dank meinem Lektor: für die hervorragende Arbeit, die Geduld und die vielen freundschaftlichen Ratschläge.

Anhang

ADRESSEN

Somaliland – Organisationen vor Ort

Forum For Peace & Governance
(FOPAG)

Hargeisa Head Office,
Hargeisa, Somaliland

Tel.: 00252 / 228 - 51 64

oder 00252 / 8 - 22 00 64

Fax: 00252 / 8 - 22 04 33

fopaghq@hotmail.com

NAGAAD

Koodbuur-Street, Bada-Cas,
Hargeisa, Somaliland

Tel.: 00252 / 213 - 46 92

oder 00252 / 2 - 52 73 17

Fax: 00252 / 213 - 45 01

nagaad@bgtinet.com

Türkei / Kurdistan – Organisationen vor Ort

Eğitim-Sen

Ali Emiri 6. sk.,

Örnek Apt., B-Blok, Kat 1, No:1
Yenişehir, Diyarbakir, Türkei

Tel.: 0090 / 412 - 2232754

Fax: 0090 / 412 - 229 24 86

Göc-Der

Ali Emiri 1. sk.,

Örnek Apt., B-Blok, Kat 2/9

Yenişehir, Diyarbakir, Türkei

Tel.: 0090 / 412 - 224 52 64

gocder@hotmail.com

www.gocder.com

Insan Haklari Derneği / Human
Rights Association of Turkey
(IHD)

Lise cd., Ali Emiri 2. sk.

Yilmaz 2001, Apt. Kat 1/3

Yenişehir, Diyarbakir, Türkei

Tel.: 0090 / 412 - 229 58 66

oder 0090 / 412 - 223 30 33

Fax: 0090 / 412 - 223 57 37

ihd21@hotmail.com

www.ihd.org.tr

Türkiye Insan Haklari Vakfi /
Human Rights Foundation of
Turkey (TIHV)

Menekşe 2 Sokak No: 16/5

06440 Kizilay / Ankara, Türkei

Tel.: 0090 / 312 - 417 71 80

Fax: 0090 / 312 - 425 45 52

tihv@tr.net

www.tihv.org.tr

Türkei / Kurdistan – Organisationen in Deutschland

Connection e.V.
Gerberstraße 5
63065 Offenbach
Tel.: 069 / 82 37 55 34
Fax: 069 / 82 37 55 35
office@Connection-eV.de
www.connection-ev.de

DFG-VK Berlin-Brandenburg
c/o Beratungsstelle türkische
und kurdische KDvler
Karl-Kunger-Straße 18
12435 Berlin
Tel.: 030 / 61 07 44 11
Fax: 030 / 61 07 44 10
info@bamm.de

Dialog-Kreis
Postfach 90 02 65
51112 Köln
Tel.: 02203 / 1 26 76
Fax: 02203 / 1 26 77
dialogkreis@t-online.de
www.dialogkreis.de

Internationale Initiative
Freiheit für Abdullah Öcalan –
Frieden in Kurdistan
Postfach 10 05 11
50445 Köln
Tel.: 0221 / 130 15 59
Fax: 0221 / 139 30 71
info@freedom-for-ocalan.com
www.freedom-for-ocalan.com

Yekitiya Komelen Kurdistan
(KOMKAR)
Verband der Vereine aus Kur-
distan e.V.
Bunsenstraße 7
51145 Köln
Tel.: 02203 / 9 35 17 - 0
Fax: 02203 / 3 11 26
komkar@t-online.de
www.komkar.org

YEK-KOM
Föderation Kurdischer Vereine
in Deutschland e.V.
Graf-Adolf-Straße 70a
40210 Düsseldorf
Tel.: 0211 / 1 71 14 52
Fax: 0211 / 1 71 14 53
info@yekom.com
www.yekom.com

Deutschland – gegen Rüstungsexporte

Deutsches Aktionsnetz Klein-
waffen Stoppen (DAKS)
c/o Rüstungs-Informationsbüro
(RIB e.V.)
Stühlinger Straße 7
79106 Freiburg
Tel.: 0761 / 7 67 80 88
Fax: 0761 / 7 67 80 90
ribfr@breisnet-online.de
www.rib-ev.de
Spendenkonto: Ökobank
Freiburg, Konto-Nr. 22 10 40,
BLZ 500 901 00

amnesty international (ai)
Sektion der Bundesrepublik
Deutschland e.V.
Postfach
53108 Bonn
Tel.: 0228 / 98 37 30
Fax: 0228 / 63 00 36
info@amnesty.de
www.amnesty.de

Bonn International Center for
Conversion (BICC)
An der Elisabethenkirche 25
53113 Bonn
Tel.: 0228 / 91 19 60
Fax: 0228 / 24 12 15
bicc@bicc.de
www.bicc.de
www.saligad.org

Ausstellung »Kleine Waffen –
Große Wirkung«
Kampagne gegen Rüstungsexport
(Hrsg.) und Arbeitsgemeinschaft
Frieden
Pfüthenstraße 1
54290 Trier
Tel.: 0651 / 9 94 10 17
Fax: 0651 / 9 94 10 18
agf-trier@t-online.de
www.AGF-Trier.de

Brot für die Welt
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Tel.: 0711 / 2 15 90
Fax: 0711 / 2 15 93 68
bfdwprojektinfo@brot-fuer-die-
welt.org
www.brot-fuer-die-welt.de

Berliner Informationszentrum
für Transatlantische Sicherheit
(BITS)
Rykestraße 13
10405 Berlin
Tel.: 030 / 4 46 85 80
Fax: 030 / 4 41 02 21
bits@bits.de
www.bits.de

BUKO Kampagne »Stoppt die
Rüstungsexporte«
Buchtstraße 14–15
28195 Bremen
Tel.: 0421 / 32 60 45
Fax: 0421 / 3 37 81 77
stop-arms-trade@t-online.de
www.buko.info

Bundesausschuss Friedensrat-
schlag
c/o DGB Kassel
Spohrstr. 65
34117 Kassel
Tel.: 0561 / 804 23 14
Fax: 0561 / 804 37 38
strutype@uni-kassel.de
www.friedensratschlag.de

Deutsche Friedensgesellschaft –
Vereinigte Kriegsdienst-
gegnerInnen (DFG-VK)
Schwanenstraße 16
42551 Velbert
Tel.: 02051 / 42 17
(KDV-Hotline)
und 02051 / 95 52 70
(Frieden, Presse)
Fax: 02051 / 42 10
info@dfg-vk.de
www.dfg-vk.de

Gemeinsame Konferenz Kirche
und Entwicklung (GKKE)
Evangelische Geschäftsstelle
Charlottenstraße 53–54
10117 Berlin
Tel.: 030 / 20 35 53 07
Fax: 030 / 20 35 52 50
info@gkke.org
www.gkke.org

Gemeinsame Konferenz Kirche
und Entwicklung (GKKE)
Katholische Geschäftsstelle
Kaiser-Friedrich-Straße 9
53113 Bonn
Tel.: 0228 / 10 32 17
Fax: 0228 / 10 33 18
g.casel@dbk.de
www.gkke.org

Internationale Ärzte für die Ver-
hütung des Atomkrieges /
Ärzte in sozialer Verantwortung
e.V. (IPPNW)
Körttestraße 10
10967 Berlin
Tel.: 030 / 6 98 07 40
Fax: 030 / 6 93 81 66
ippnw@ippnw.de
www.ippnw.de

medico international e.V.
Obermainanlage 7
60314 Frankfurt am Main
Tel.: 069 / 94 43 80
Fax: 069 / 43 60 02
info@medico.de
www.medico.de

Misereor – Bischöfliches Hilfs-
werk Misereor e.V.
Mozartstraße 9
52064 Aachen
Tel.: 0241 / 44 20
Fax: 0241 / 44 21 88
postmaster@misereor.de
www.misereor.de

Netzwerk Afrika Deutschland
Sträßchenweg 3
53115 Bonn
Tel.: 0228 / 9 23 93 00
Fax: 0228 / 92 39 30 49
net-afr-de@t-online.de
www.netwerk-afrika-
deutschland.de

Netzwerk Friedenskooperative
Römerstraße 88
53111 Bonn
Tel.: 0228 / 69 29 04
Fax: 0228 / 69 29 06
friedkoop@bonn.comlink.org
www.friedenskooperative.de

Ohne Rüstung Leben (ORL) und
Kampagne gegen Rüstungsexport
Arndtstraße 31
70197 Stuttgart
Tel.: 0711 / 60 83 96
Fax: 0711 / 60 83 57
orl@gaia.de

terre des hommes Deutschland
e.V. – Hilfe für Kinder in Not
Postfach 41 26
49031 Osnabrück
Tel.: 0541 / 7 10 10
Fax: 0541 / 70 72 33
Terre@t-online.de
www.oneworldweb.de/tdh

UNICEF – Deutsches Komitee
für UNICEF e.V.
Höniger Weg 104
50969 Köln
Tel.: 0221 / 9 36 50 - 0
Fax: 0221 / 9 36 50 - 2 79
presse@unicef.de
www.unicef.de

Victim's Voice (vivo) – vivo
headquarter
Casella Postale no 17, Castel-
planio Stazione
60032 Ancona, Italien
Tel.: 0039 / 33 - 56 10 34 75

vivo in Deutschland:
Victim's Voice (vivo)
Flurweg 3
78464 Konstanz
Tel.: 0172 / 6 35 73 59
info@vivo.org
www.vivo.org

World Vision Deutschland
Am Houiller Platz 4
61381 Friedrichsdorf
Tel.: 06172 / 76 30
Fax: 06172 / 76 32 70
info@worldvision.de
www.worldvision.de

International – gegen Rüstungsexporte

European Network Against
Arms Trade (ENAAAT)
Anna Spenglerstraat 71
1054 NH Amsterdam, Nieder-
lande
Tel. und Fax:
0031 / 20 - 6 16 46 84
amokmar@antenna.nl
www.enaat.org

Graduate Institute of
International Studies
12, Avenue de Sécheron
1202 Genf, Schweiz
Tel.: 0041 / 22 - 9 08 57 77
Fax: 0041 / 22 - 7 32 27 38
smallarm@hei.unige.ch
www.smallarmssurvey.org

International Action Network
on Small Arms (IANSA)
Box 422
London WC1E 7BS, Groß-
britannien
Tel.: 0044 / 207 - 9 53 76 26
Fax: 0044 / 207 - 9 60 27 06
contact@iansa.org
www.iansa.org

Stockholm International Peace
Research Institute (SIPRI)
Signalistgatan 9
16970 Solna, Schweden
Tel.: 0046 / 8 - 6 55 97 00
Fax: 0046 / 8 - 6 55 97 33
sipri@sipri.org
www.sipri.se

Rüstungsfirmen

Fritz Werner Industrie-
Ausrüstungen GmbH
Postfach 1254
65359 Geisenheim
Tel.: 06722 / 50 11
Fax: 06722 / 50 12 21
info-fwar@fritz-werner.com
www.fritz-werner.de

Heckler & Koch GmbH
Beffendorfer Straße 1
78727 Oberndorf/Neckar
Tel.: 07423 / 7 90
Fax: 07423 / 79 24 97
hkinfoboard@heckler-koch.de
www.heckler-koch.de

Heckler & Koch, Inc.
21480 Pacific Boulevard
Sterling, Virginia 20166, USA
Tel.: 001 / 703 - 4 50 19 00
Fax: 001 / 703 - 4 50 81 60
www.hecklerkoch-usa.com

Makina ve Kimya Endüstrisi
Kurumu (MKEK)
MKEK Genel Mudurlugu
06330 Tandoğan-Ankara,
Türkei
Tel.: 0090 / 312 - 2 12 66 80
Fax: 0090 / 312 - 2 22 22 41
mkek@mkek.gov.tr
www.mkek.gov.tr

VERZEICHNIS DER INFOKÄSTEN IM TEXT

Somalia – Somaliland

Siad Barres Machtübernahme und die Folgen	20
Der Ogaden-Krieg (1) – Der Traum von Großsomalien	21
Spannungen zwischen Clans in Somalia	24
Kapitalistische Militärhilfe für marxistische Machthaber	26
Der Ogaden-Krieg (2) – Der verlorene Traum von Großsomalien	27
Leben im landesweiten Ausnahmezustand	32
Gründung der SNM – Die Opposition organisiert sich	34
Gewalt und Gegengewalt (1)	39
Gewalt und Gegengewalt (2)	43
Der Terror nimmt zu	48
Ein Friedensvertrag, der den Krieg in den Norden brachte	53
Der Kampf um Hargeisa	70
Bürgerkrieg an allen Fronten	75
Siad Barres Niederlage und Flucht	77
.50 Browning M2HB – Das Maschinengewehr für die Massenexekutionen	89
Versöhnungskonferenz in Boroma	96
Das Desaster der UNO in Somalia	98
Somaliländer erschießen Somaliländer	99
Entwicklung trotz internationaler Ignoranz	102
NAGAAD – Dachverband der Frauenorganisationen	103
Militärisches Inventar: Somalia (Auszug)	105
Landminen in Somaliland (1) – Krieg gegen die Zivilbevölkerung	113
Khat – Ideale Droge für den Krieg	115
Kalaschnikow – Die Nummer 1, nicht nur in Somalia	123
Victim's Voice – Die Stimme der Opfer	129
Landminen in Somaliland (2) – GERMAN LANDMINE, APERS, PMP-71	131
Kriegswitwen – Solidarität im Schmerz	134
Italien – G3-Geschenke an die Mörder in Mogadischu	143
SOWDA – Frauen helfen nicht nur Frauen	152

Enduring Freedom – Die Bundeswehr vor Somaliland	160
FOPAG – Konflikte erforschen und Frieden schaffen	163
Massaker mit Waffen aus Washington	165
SALIGAD – Das Projekt zur Kleinwaffenkontrolle	168

Türkisch-Kurdistan

Das Newroz-Fest – Politischer Jahres- und Frühlingsanfang . .	180
Türkisch-Kurdistan und das Dorf Tîyaks	183
Das Kurdische (1) – Eine indogermanische Sprache	186
Blutiger Militärputsch	204
MP5-Lizenzen (1) – Türkei: »Die ultimative Nahkampfwaffe«	208
Diyarbakir – »Eine der malerischsten Städte der Türkei«	211
Kemâl Atatürk – Vater der Türken, nicht der Kurden	213
Der Kampf der PKK – unterstützt von weiten Teilen der kurdischen Bevölkerung	216
DETC – Haftanstalt für politische Gefangene	218
DGM – Politische Justiz gegen Kurden	226
Kurdische Lehrer (1) – Ein Leben in ständiger Angst	231
OHAL und Anti-Terror-Gesetz – Die rechtliche Basis zum Kampf gegen Kurden	237
Das Schnellfeuergewehr G3 – Perfekt für den Einsatz in Türkisch-Kurdistan	239
Das System der Dorfschützer – Kurden töten Kurden	243
Das Maschinengewehr MG3 – Einsatz an strategisch wichtigen Punkten	248
NVA-Kalashnikows für die Militärs des Nato-Partners Türkei	250
MKE – Deutsche Handfeuerwaffen für türkische Sicherheitskräfte	252
Deutsche Waffenhilfe für den Völkermord	255
Völkermordanzeige gegen deutsche staatliche Stellen	258
Menschenrechtsverstöße – auch durch die PKK	262
Das Kurdische (2) – Eine unterdrückte Sprache und Kultur . . .	267
Von der DEP zur HADEP – Parteienverbote statt Demokratie	271
Made in Germany – Milliarden schwere Unterstützung für türkische Militärs	274

Kurdische Lehrer (2) – Särge mit Mengenrabatt	278
Die »Siegesbilanz« des Bürgerkriegs in der Türkei (1984 – 1999)	282
Der Krieg um Kurdistan – Eine Kosten-Nutzen-Abwägung . . .	284
Diyarbakir – Sammelbecken der Armen	289
Rosige Zeiten für weitere Waffengeschäfte	292
Reformbeschlüsse 2002 – Ist die Türkei reif für die Europäische Union?	294
IHD – Lebensgefährlicher Einsatz für die Menschenrechte . . .	297
Göç-Der – Hilfe für Vertriebene	311
Kein Recht auf Kriegsdienstverweigerung	316
Militärisches Inventar der türkischen Sicherheitskräfte	318
Die Spezialeinheiten – Terror der ÖZEL TIM	323
Traumatisierte Soldaten – Ignorierte Opfer des Kriegs in Kurdistan	328
Technischer Vergleich des G3 und der HK33 der Firma MKE (Türkei)	334
Das automatische Gewehr HK33 – Die neue Standardwaffe der türkischen Streitkräfte	335
MKE-Endverbleibserklärungen (1) – Der Schein der Legalität	339
MKE-Endverbleibserklärungen (2) – Die Wirklichkeit der Reexportpraxis	341
Fritz Werner – Munition für die türkischen Sicherheitskräfte	343
Munition für den Folterstaat Türkei	345

»Kleinwaffen«

G3-Lizenzen (1) – Von Hitler über Franco	361
G3-Lizenzen (2) – Lizenzvergaben und Lizenznehmer	365
G3-Lizenzen (3) – Waffen für Diktator Salazar	366
G3-Lizenzen (4) Pakistan: »Tried in Action«	367
G3-Lizenzen (5) – Türkei: Völkermord in Türkisch-Kurdistan	369
G3-Lizenzen (6) – Iran: Hunderttausende in den Tod	370
Die meistverbreiteten Handfeuerwaffen weltweit	373
G3-Lizenzen (7) – Saudi-Arabien: Täuschung durch Vertrag	374
G3-Lizenzen (8) – Thailand: »Nie eine Lizenz«	376
G3-Lizenzen (9) – Griechenland: G3 gegen G3	378

G3-Lizenzen (10) – Mexiko: Alphas für Chiapas	380
G3-Lizenzen (11) – Myanmar (Birma): Tausende Tote trotz »toter Lizenz«	382
G3 – Nachweislicher Einsatz bei staatlichen Sicherheitskräften	385
Übersicht der Lizenzvergaben von H&K-Waffen	393
MP5-Lizenzen (2) – Lizenzvergaben und Lizenznehmer	395
MP5 – Nachweislicher Einsatz bei staatlichen Sicherheitskräften	397
Das Gewehr G11 und seine »Wirkung auf Weichziele«	400
Technischer Vergleich der Sturmgewehre G3 und G36	406
G36 – Ideal für Kampfeinsätze in aller Welt	408
G36-Lizenz – Spanien: Start bei Santa Barbara	409
Erste G36-Opfer: Die nepalesische Königsfamilie	412
Die neuen Politischen Grundsätze zum Rüstungsexport	414
Das Deutsche Aktionsnetzwerk Kleinwaffen Stoppen (DAKS)	427

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

Somalia – Somaliland

APM	anti-personal mine (Antipersonenmine)
AU	African Union (Afrikanische Union, Staatenverbund)
DDG	Danish De-mining Group (dänische Minenräumgruppe)
FOPAG	Forum for Peace and Governance (Friedensorganisation)
GTZ	Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit
IGAD	Inter-governmental Authority on Development (Organisation der sieben Staaten am Horn von Afrika)
MOD-Allianz	Marehan, Ogaden, Dolbahunte (Clanzusammenschluss in Somalia)
NSS	National Security Service (Mobile Einsatzpolizei)
OAU	Organization of African Unity (Organisation für Afrikanische Einheit, Staatenverbund)
PHRN	Peace and Human Rights Network
RAF	Rote Armee Fraktion (terroristische Vereinigung)
SALIGAD	Small Arms and Light Weapons in the IGAD-Region (Kleinwaffenprojekt)
SNA	Somali National Alliance (Bündnis verschiedener Gruppen und Milizen)
SNF	Somali National Front (Regierungsorganisation)
SNM	Somali National Movement (Widerstandsbewegung)
SPM	Somali Patriotic Movement (Widerstandsbewegung)
SRC	Supreme Revolutionary Council (Militärregierung)
SRCS	Somaliland Red Crescent Society (Mitgliedsorganisation des Internationalen Roten Kreuzes)
SRSP	Somali Revolutionary Socialist Party (Einheitspartei der Barre-Regierung)
SSDF	Somali Salvation Democratic Front (Widerstandsbewegung)
UNOSOM	United Nations Operation in Somalia (Mission der Vereinten Nationen)

USC	United Somali Congress (Widerstandsbewegung)
Vivo	Victim's Voice (deutsch-italienische Nichtregierungsorganisation)
WCIC	War Crimes Investigation Committee (Verein zur Aufklärung von Kriegsverbrechen)
WSLF	West Somali Liberation Front (Westsomalische Befreiungsfront im Ogaden)

Türkei – Kurdistan

DEHAP	Demokratik Halk Partisi (kurdische Demokratische Volkspartei)
DEP	Demokrasi Partisi (Demokratie-Partei)
DETC	Diyarbakir E Tipi Cezaevi (Gefängnis für politische Gefangene)
DGM	Devlet Güvenlik Mahkemesi (Staatssicherheitsgerichte)
HADEP	Halkin Demokrasi Partisi (Partei der Demokratie des Volkes)
HEP	Halkin Emek Partisi (Partei der Arbeit des Volkes)
IHD	Insan Haklari Derneği (Menschenrechtsverein)
KADEK	Kongreya Azadi û Demokrasiya Kurdistan (Freiheit-und-Demokratie-Kongress Kurdistans; PKK-Nachfolgeorganisation)
MHP	Milliyetçi Hareket Partisi (Nationalistische Bewegungspartei)
MIT	Millî İstihbarat Teşkilatı (Nationale Nachrichtendienstorganisation)
MKE (MKEK)	Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (Lizenzfirma für H&K-Waffen)
ÖHD	Özel Harp Dairesi (Spezialkriegsabteilung)
OHAL	Olağanüstü Hal (Gesetz über den Ausnahmezustand)
PKK	Partîya Karkerên Kurdistan (Arbeiterpartei Kurdistans)
TIHV	Türkiye İnsan Haklari Vakfi (Human Rights Foundation of Turkey, Menschenrechtsorganisation)

Rüstungsexportpolitik

ACR	Advanced Combat Rifle (Waffenbeschaffungsprogramm in den USA)
ai	amnesty international (Menschenrechtsorganisation)
ATK	Alliant Techsystems (US-Rüstungskonzern mit H&K-Beteiligung)
BAe	British Aerospace (britischer Mutterkonzern von RO)
BICC	Bonn International Center for Conversion (Konversionszentrum)
BITS	Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit (Berlin Information-Center for Trans- atlantic Security, Friedensforschungszentrum)
BMVg	Bundesministerium der Verteidigung
BUKO	Bundeskongress entwicklungspolitischer Aktionsgruppen
CETME	Centro des Estudios Tecnicos Materiales Especiales (spanische Waffenfirma)
DFG-VK	Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen (Friedensorganisation)
D.I.O.	Defence Industries Organisation (Produzent von H&K-Maschinenpistolen im Iran)
FW	Fritz Werner Industrie-Ausrüstungen GmbH (Kooperationspartner von H&K)
H&K	Heckler & Koch (Rüstungsunternehmen)
INDEP	Industrias Nacionais de Defesa EP (portugiesischer H&K-Lizenznehmer)
JSSAP	Joint Service Small Arms Program (US-Waffenprogramm)
KRK	Krisenreaktionskräfte (im Ausland kämpfende Einheiten der Bundeswehr)
KSK	Kommando Spezialkräfte (Sondereinheit der Bundeswehr)
Nato	North Atlantic Treaty Organization (Organisation des Nordatlantik-Vertrags)
NGO	Non-Governmental Organization (Nichtregierungsorganisation)
NVA	Nationale Volksarmee der DDR

OICW	Objective Individual Combat Weapon (neues Waffensystem)
ORL	Ohne Rüstung Leben (Friedensorganisation)
OSZE	Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa
P.O.F.	Pakistan Ordnance Factory (pakistanischer H&K-Lizenznehmer)
RIB e.V.	RüstungsInformationsBüro e.V. (vormals Rüstungs- -Informationsbüro Baden-Württemberg; Friedensorganisation)
RO	Royal Ordnance (von 1991 bis 2002 britischer Mutterkonzern von H&K)
SIPRI	Stockholm International Peace Research Institute (Friedensforschungsinstitut)
UNDP	United Nations Development Programme
UNHCR	United Nations High Commissioner for Refugees (Hoher Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen)
UNICEF	United Nations International Childrens Emergency . Fund (Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen)
ZVBw	Zentrum für Verifikationsaufgaben der Bundeswehr

BILDNACHWEIS

Alle Fotos im Text: © Jürgen Grässlin bzw. aus der Sammlung des Autors; außer:

S. 18, 31, 47 – Fotos: © Privatbesitz Familie Elmi

S. 184, 236, 305 – Fotos: © Firat Altun

S. 191, 196, 203, 229, 257, 270, 288 – Fotos: © Privatbesitz
Familie Altun

S. 261, 340, 428 – aus: Ramazan Öztürk: *Sessiz Tanik. Fotoğraflarla
Türkiye ve Dünya 1974 – 1995*, Istanbul 1996

S. 350 – Foto: © dpa-Bildarchiv / Jens Büttner

S. 380 – Foto: © AP Photo / Gregory Bull

S. 394 – Foto: © AP Photo / Fritz Reiss

S. 407 – Foto: © dpa-Bildfunk / Detmar Modes

Somalia und Somaliland

- Africa Watch: *Somalia. A Government at War With Its Own People. Testimonies About the Killings and the Conflict in the North*. An Africa Watch Report, New York 1990
- Bryden, Matt: *Somalia between Peace and War. Somali Women on the Eve of the 21st century*, UNIFEM
- Danish De-mining Group: *Mines in Somaliland*, Hargeisa 2000
- Drysdale, John: *Stoics Without Pillows. A Way Forward for the Somalilands*, London 2000
- Drysdale, John: *UNDP Makes Farmers More Secure and Less Poor in Somalia*, Hargeisa 2002
- Drysdale, John: *Whatever Happened to Somalia? A Tale of Tragic Blunders*, London 1994
- Farer, Tom J.: *War Clouds on the Horn of Africa*, New York 1979
- Forberg, Ekkehard / Terlinden, Ulf: *Hilfe, die nicht vom Himmel fällt. Gewaltprävention in der Entwicklungsarbeit von NGOs*, Münster 2002
- Forberg, Ekkehard / Terlinden, Ulf: *Small Arms in Somaliland: Their Role and Diffusion, Field Report*, Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit (BITS), Nairobi/Berlin 1999
- Frushone, Joel: *Welcome Home to Nothing. Refugees Repatriate to a Forgotten Somaliland*, Dezember 2001
- Gebrewold, Kiflemariam / Masson, Isabelle: »Small Arms in the Horn of Africa. Challenges, Issues and Perspectives«, in: *BICC brief 23*, Bonn 2002
- Farr, Vanessa A. u.a.: »Gender Perspectives on Small Arms and Light Weapons«, in: *BICC brief 24*, Bonn 2002
- International Campaign to Ban Landmines: *Landmine Monitor Report 2000*
- Lefebvre, Jeffrey Alan: *Arm for the Horn. U.S. Security Policy in Ethiopia and Somalia 1953–1991*, Pittsburgh (Pr.) 1991
- Scholl-Latour, Peter: *Afrikanische Totenklage. Der Ausverkauf des Schwarzen Kontinents*, München 2001
- Tophoven, Rolf: *GSG 9. Kommando gegen Terrorismus*, Koblenz 1985

- United Nations Economic and Social Council: *Situation of Human Rights in Somalia. Forensic Report: Preliminary Assessment of Mass Graves in the Vicinity of Hargeisa*, 30. November 1998
- United Nations Economic and Social Council: *Situation of Human Rights in Somalia. Report of the Independent Expert, Dr. Ghanim Alnajjar*, 7. Dezember 2001
- United Nations Economic and Social Council: *Situation of Human Rights in Somalia. Report of the Special Rapporteur, Mrs. Mona Rishmawi*, 26. Januar 2000
- UNDP (Hrsg.): *Human Development Report 2001. United Nations Development Programme, Somalia Country Office, Nairobi* 2001
- Weber, Matthias: *Der UNO-Einsatz in Somalia. Die Problematik einer »humanitären Intervention«*, Denzlingen 1997

Türkei und Kurdistan

- Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung u.a. (Hrsg.): *Kurden im Exil. Ein Handbuch kurdischer Kultur, Politik und Wissenschaft*, Band 1 und 2, Berlin 1991
- Çelik, Selahattin: *Die Todesmaschinerie. Türkische Konterguerilla*, Köln 1999
- Çelik, Serdar: *Morde an Journalisten in Kurdistan. Bericht von Özgür Gündem und Yeni Ülke*, Köln 1993
- Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte Kriegsdienstgegner, DFG-VK, Landesverband Berlin-Brandenburg (Hrsg.): *Das Militär und Menschenrechtsverletzungen in der Türkei. Ein Panorama aus dem Jahr 1998 über die Türkischen Streitkräfte und ihre Methoden*, Berlin 2000
- Friedensbrücke Tüday (Hrsg.): *Türkei – Krieg oder Frieden? Die türkisch-kurdische Gesellschaft meldet sich zu Wort*, Köln 1999
- Grässlin, Jürgen / Kauz, Alexander: »»Profit über Leichen«. Eine Analyse der deutschen Rüstungsexportpolitik, aufgezeigt am Beispiel der Türkei«, in: *AŞITI BARIŞ FRIEDEN*, Köln, März 2002
- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Human Rights Report 1991. A Survey of Sample Cases*, Ankara, Februar 1992

- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Human Rights Report 1993*, Ankara, Juni 1994
- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Human Rights Report 1994*, Ankara, September 1995
- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Human Rights Report 1995*, Ankara, Februar 1997
- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Human Rights Report 1996*, Ankara, September 1998
- Human Rights Foundation of Turkey, TIHV/HRFT (Hrsg.): *Treatment and Rehabilitation Centers Report 1999*, Ankara, Dezember 2000
- Human Rights Watch (Hrsg.): *Weapons Transfers and Violations of the Laws of War in Turkey*, New York 1995
- Kampagne gegen Wehrpflicht: *Kriegsdienste verweigern! Für türkische Staatsangehörige und für deutsch-türkische Doppelstaatler*, Berlin 1996
- Kauz, Alexander: *Krieg in Kurdistan. Offene Grenzen für Waffen – aber nicht für Flüchtlinge*, hrsg. vom Rüstungs-Informationsbüro Baden-Württemberg, Tübingen 1995
- Kizilhan, Ilhan: *Der Sturz nach oben. Kurden in Deutschland. Eine psychologische Studie*, Frankfurt a.M. 1995
- Kurdistan-Komitee (Hrsg.): *Völkermordanzeige gegen bundesdeutsche staatliche Stellen wegen Unterstützung des Völkermordes am kurdischen Volk*, Köln 1993
- Kurdistan-Komitees in Europa: *Türkischer Staatsterror in Kurdistan. Nordwest-Kurdistan unter den türkischen Ausnahmegesetzen. Berichte der Menschenrechtsvereine. Einzelne Beschwerden von Betroffenen*, Köln 1991
- Leemput, Guido von, u.a.: »Die Türkei und Europa«, in: *Frieden und Abrüstung* Nr. 55/56, Bonn 1996
- Matbaacilik, Ceren: *Sexual Violence Perpetrated by State Security Forces. A Documentation of Victimstories*, Istanbul (ohne Datumsangabe)
- Mater, Nadire: *Mehmets Buch. Türkische Soldaten berichten über ihren Kampf gegen kurdische Guerillas*, Frankfurt a.M. 2001
- medico international / Kurdistan Human Rights Project (Hrsg.): *A Democratic Future for the Kurds of Turkey*, Frankfurt a. M. 1995
- Military Technology (Hrsg.): *The World Defence Almanach 2000–01*, Bonn 2001

- Nirumand, Bahman (Hrsg.): *Die kurdische Tragödie. Die Kurden – verfolgt im eigenen Land*, Hamburg 1991
- Öztürk, Ramazan: *Sessiz Tanik. Fotoğraflarla Türkiye ve Dünya 1974 – 1995*, Istanbul 1996
- Paul, Ludwig: *Kurdisch Wort für Wort*, Bielefeld 1999
- Şahin, Mehmet / IPPNW (Hrsg.): *Türkei-Kurdistan. Eine Reise durch die jüngste Vergangenheit*, Köln 1999
- Şahin, Mehmet / Kaufeldt, Ralf: *Daten und Fakten zu Kurden und Kurdistan. Eine Chronologie*, Köln 2002
- Şen, Serdar: *Geçmişten Geleceğe Ordu*, Istanbul 2000
- Zülch, Tilman: *Völkermord an den Kurden. Eine Dokumentation der Gesellschaft für bedrohte Völker*, Frankfurt a.M. 1991

»Kleinwaffen«, Rüstungsexporte und Menschenrechte

- Albrecht, Ulrich: *Der Handel mit Waffen*, München 1971
- amnesty international (Hrsg.): *Jahresberichte 1982 bis 2002*, Frankfurt a.M.
- amnesty international (Hrsg.): *Rüstungsexporte und Menschenrechte*, Bonn 1986
- AMOK (Hrsg.): *Türkei-Connection. Wie die Türkei international aufgerüstet wird*, Idstein 1996
- Bauer, Sybille: »Der EU-Verhaltenskodex für Rüstungsexporte: (K)eine Antwort auf die Kleinwaffenproblematik?«, in: *Wissenschaft & Frieden*, 3/98, S. 60 ff.
- Bebermeyer, Hartmut (Hrsg.): *Deutsche Ausfuhrkontrolle 1992. Rechts- und Verfahrensvorschriften für den Export von Rüstungsgütern*, Bonn 1992
- Bonn International Center for Conversion (BICC): *Conversion Survey 2000, 2001 und 2002*, Baden-Baden
- Bonn International Center for Conversion (BICC): *Destroying Small Arms and Light Weapons. Survey of Methods and Practical Guide*. report 13, Bonn 1999
- Bonn International Center for Conversion (BICC): »Reasonable Measures: Addressing the Excessive Accumulation and Unlawful Use of Small Arms«, in: *BICC brief 11*, Bonn 1998

- Bonn International Center for Conversion (BICC): *Small Arms Control and Disposal: Research, Consultancy & Support*, Bonn 2001
- Boutwell, Jeffrey / Klare, Michael T.: »Kleinwaffen – eine mörderische Weltplage«, in: *Spektrum der Wissenschaft* 8/2000, S. 62 ff.
- Brett, Rachel / McCallin, Margaret: *Kinder – die unsichtbaren Soldaten*, Books on Demand GmbH 2001
- Brot für die Welt in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Pädagogik und der Projektstelle Globales Lernen: *Kampagne gegen Kleinwaffen*, Tübingen, Ausgabe 3/2000
- Brzoska, Michael: »Abrüstung mit Todesfolge«, in: *der überblick* 3/1999
- Brzoska, Michael: *Rüstungsexportpolitik. Lenkung, Kontrolle und Einschränkung bundesdeutscher Rüstungsexporte in die Dritte Welt*, Frankfurt a.M. 1986
- BUKO-Kampagne »Stoppt den Rüstungsexport«, Bundeskongress entwicklungspolitischer Aktionsgruppen und Junge Europäische Föderalisten: *Südf Früchte aus Oberndorf. Der Reader zum Film*, Bonn 1986
- Dietl, Wilhelm: *Waffen für die Welt. Die Milliardenengeschäfte der Rüstungsindustrie*, München 1986
- Ehrenberg, Eckehart: *Der deutsche Rüstungsexport. Beurteilung und Perspektiven*, München 1981
- Ernst, Renée / Gebrewold, Kiflemariam: »Tausche Kamel gegen Kalaschnikow« – Gründe für die Nachfrage nach Kleinwaffen am Horn von Afrika«, in: *Friedensgutachten 2002*, Münster 2002
- Faltas, Sami: »Kleinwaffen als Herausforderung für Rüstungskontrolle und Entwicklungspolitik«, in: *Friedensgutachten 2000*, Münster 2000
- Faltas, Sami / Di Chiaro III, Joseph: *Managing the Remnants of War. Micro-disarmament as an Element of Peace-building*, Baden-Baden 2001
- Fischer, Hasko / Perdelwitz, Wolf: *Waffenschmiede Deutschland. Das Bombengeschäft*, Hamburg 1984
- Gemeinsame Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE): *Rüstungsexportbericht der GKKE 2001*, Bonn/Berlin 2001
- Gemeinsame Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE): *Rüstungsexportbericht der GKKE 2002*, Bonn/Berlin 2002
- Graduate Institute of International Studies (Hrsg.): *Small Arms Survey 2001. Profiling the Problem*, Genf 2001

- Graduate Institute of International Studies (Hrsg.): *Small Arms Survey 2001. Counting the Human Cost*, Genf 2002
- Grässlin, Jürgen: *Den Tod bringen Waffen aus Deutschland. Von einem, der auszog, die Rüstungsindustrie das Fürchten zu lehren*, München 1994
- Grässlin, Jürgen: *Lizenz zum Töten. Wie die Bundeswehr zur internationalen Eingreiftruppe gemacht wird*, München 1997
- Jäger, Uli / Schwegler-Rohmeis, Wolfgang: *Waffen – Handel – Krise – Krieg. Zur Rüstungsexportpolitik der Bundesrepublik Deutschland*, Tübingen 1985
- Jäger, Uli / Schwegler-Rohmeis, Wolfgang / Berger, Wolfgang: *Rüstung ohne Grenzen? Die bundesdeutsche Rüstungsexportpolitik und die Militarisierung der Dritten Welt*, Tübingen 1989
- Jane's Infantry Weapons* 1990/91, Coulsdon-London 1990
- Jane's Infantry Weapons* 1999/2000, Coulsdon-London 1999
- Jane's Infantry Weapons* 2002/2003, Coulsdon, Surrey 2002
- Kaldor, Mary: *Neue und alte Kriege*, Frankfurt a.M. 2000
- Kersten, Manfred / Schmid, Walter: *Heckler & Koch. Die offizielle Geschichte der Oberndorfer Firma Heckler & Koch*, Wuppertal 1999
- Lock, Peter: »Kleinwaffen – eine Herausforderung für den Weltfrieden«, in: *Policy Paper 17*, Bonn 2001
- Mierzwa, Roland: *Bundesdeutsche Rüstungsexporte in die Dritte Welt. Verzeichnis nach Empfängerländern, Firmen/Institutionen und Waffensystemen*, Frankfurt a.M. 1989
- Nielebock, Thomas (Hrsg.): *Rüstungsexport. Analysen, Daten, Stellungnahmen*, Tübingen 1984
- Paes, Wolf-Christian: *Kleinwaffen. Eine Bedrohung für die »dritte Welt«*, Bischöfliches Hilfswerk Misereor e.V., Aachen 2002
- Pax-Christi-Bewegung – Deutsches Sekretariat (Hrsg.): *Rüstungsexport im »neuen Deutschland«*, Idstein 1994
- Pfetsch, Frank R. (Hrsg.): *Konflikte seit 1945. Daten, Fakten, Hintergründe*, Bd. 3: Schwarzafrika, Freiburg 1991
- Roth, Jürgen: *Die illegalen deutschen Waffengeschäfte und ihre internationalen Verflechtungen. Hundert Jahre Kriegskartell*, Frankfurt a.M. 1988
- Rüstungsexportbericht 1999. Bericht der Bundesregierung über ihre*

- Exportpolitik für konventionelle Rüstungsgüter im Jahre 1999*, Berlin 2000
- Rüstungsexportbericht 2000. Bericht der Bundesregierung über ihre Exportpolitik für konventionelle Rüstungsgüter im Jahre 2000*, Berlin 2001
- Rüstungsexportbericht 2001. Bericht der Bundesregierung über ihre Exportpolitik für konventionelle Rüstungsgüter im Jahre 2001*, Berlin 2002
- »Saferworld: Reducing the Stock of the Illicit Trade«, in: *briefing 12*, London (ohne Datum)
- Schmid, Margit / Schmid, Alice: *I killed people. Wenn Kinder in den Krieg ziehen*, Göttingen 2001
- Schneider, Wolfgang: *Tanks of the World. Taschenbuch der Panzer*, 7. Edition, Koblenz 1990
- Seel, Wolfgang: *Die G11-Story. Die Entwicklungsgeschichte einer High-Tech-Waffe*, Schwäbisch Hall 1993
- Stockholm International Peace Research Institute (Hrsg.): *SIPRI Yearbook 2002. Armaments, Disarmaments and International Security*, New York 2002
- UNICEF Information*: »Die weltweite Flut der Kleinwaffen. Tödliche Geschäfte«, Köln 2000
- Wissenschaft und Frieden (Hrsg.): »Kleine Waffen – tödliche Wirkung. Dimensionen des Kleinwaffenproblems und Initiativen zu seiner Lösung«, in: *Wissenschaft und Frieden*, Dossier Nr. 35, Bonn 2000
- Wulf, Herbert: *Waffenexport aus Deutschland. Geschäfte mit dem fernem Tod*, Hamburg 1989

REGISTER

- kursiv gesetzte Begriffe* =
Waffen / Waffensysteme
- AAT-52 89
- Abdi, Baar Hassan 30, 32
- Abdi, Farah 30
- Abdi, Jama Barud 125
- Abdi, Sa'ada 44, 46, 70–75
- Abdi, Saado Farah *siehe* Elmi,
Saado Farah
- Abdi, Waris 17, 62 ff., 175
- Abdikarim, Adam 121 f., 124
- Abdikarin (Lehrer) 101 f.
- Abdirahman (Samiiras Cousin) 36
- Abdulami, Ibrahim Muhammad
Abdulami 82–86
- Abdulle, Said Issa 40 f., 57 f., 89,
162, 166
- Abrar, Ismail Essa 112 f., 164 ff.
- Adan (Lehrer) 101
- Aden, Ahmet Hassan 24, 26, 38,
56 f.
- Advocacy and Peace 103
- Aerospatiale 106, 319
- Afrikanische Union (AU) 173
- AG36-Granatwerfer 408
- Ahmed, Abdullahi Yussuf 162
- Ahmed, Sedek Awil 46 f.
- Ahues, Rainer 258
- Aidid, Mohamed Farah 76, 94, 98,
100
- AK-47 *siehe Kalaschnikow*
- AK-74 123, 250, 356, 373
- Akkoç, Zübeyir 285
- AKM 106, 123, 319
- AKP (Partei für Gerechtigkeit und
Entwicklung) 295
- Al Qaida 413
- Alan 34 *siehe* Somali National
Movement
- Ali, Abdulrahman Aw 97
- Ali, Mohamed Ahmed 133
- Al-Khardi Arsenal 365, 374 f.
- Allende, Salvador 376
- Alliant Techsystems (ATK)
421 ff.
- Altun, Abdi 245, 264 f., 300 f.,
305
- Altun, Ali 252
- Altun, Arjin 293, 307
- Altun, Bariş 240, 243
- Altun, Cafer 179, 181 f., 185 f.,
188, 191, 194 f., 197, 201, 203,
206, 231, 234
- Altun, Cemil 187
- Altun, Darjin 283, 287, 307 f.
- Altun, Fehmi 180, 197, 240, 242
f., 256 f., 263, 267 ff., 273 f.,
279, 287, 293, 304, 306
- Altun, Firat 231, 233, 241, 266,
287
- Altun, Gülistan 205 f., 225, 233,
241, 266, 271, 275 f., 287,
307
- Altun, Gülizer 245
- Altun, Hasan 180, 182, 191, 197
- Altun, Hayrettin 177–309
- Altun, Hayriye 179, 191, 197,
244 f., 252, 263 ff., 287, 298,
303–309
- Altun, Hikmet 244 f., 263

- Altun, Hulika 239, 243, 260, 263, 267, 269
- Altun, Jehat 203, 225, 233, 241, 266, 287, 294, 307
- Altun, Leyla 280, 283 f., 286 f., 293 f., 307 f.
- Altun, Mehmet Hanifi 179, 241 f
- Altun, Neval 303 f.
- Altun, Nimet 179
- Altun, Nurettin 264 f., 304
- Altun, Raziye 198 ff., 202 f., 206 f., 221, 223, 225, 228 f., 231, 233 f., 241, 256, 268 ff., 275, 279, 284, 299 f.
- Altun, Rojhat 202 f., 225, 232, 241, 266, 275, 287
- Altun, Sabiha 179
- Altun, Sabina 179
- Altun, Sakine 179 f., 191, 197
- Altun, Saniye 179 ff., 184, 188, 191, 194 f., 197, 203, 233, 241, 298 f.
- Altun, Servet 212 f., 223
- Altun, Zafer 243
- Amin Dada, Idi 375
- amnesty international (ai) 70, 219, 262, 345, 380 f., 391, 413, 427
- Apel, Hans 379, 383, 388
- Araz, Alinur 342 f., 346 f.
- Arbed Saarstahl 417
- Ateye, Ahmet Bile 119 ff.
- Aung San Suu Kyi 382
- AWPC 365
- Ay, Şakip 231
- Aydeniz, Mehmet 188 ff., 202
- Ayyidiz, Sait 185
- Ayyildiz, Ihsan 253 ff.
- Ayyildiz, Sabri 260, 301
- Azer, Heybet 272 f.
- Azer, Melek 272 f.
- Azer, Saniye *siehe* Altun, Saniye
- B52-Bomber* 113, 158
- Baader, Andreas 22
- Bähr, Lothar Armin 380, 391, 397
- Bangemann, Martin 383
- Bangert, Kurt 170, 386
- Baran, Abdurrahman 235–239
- Baran, Mahmut 236
- Baran, Sivi 237 ff.
- Barre, Ahmet 112
- Barre, Mohammed Siad 18–25, 27 f., 32, 34 f., 38–44, 48, 50, 52, 54 ff., 58 ff., 62, 64 ff., 70 ff., 74–78, 90, 93, 98 ff., 107 f., 117, 120 ff., 131, 133, 136 ff., 142 ff., 147, 152, 154, 159 f., 165 f., 169, 174
- Barre, Sultan 156 f.
- Basol, Mustafa 286
- Baydemir, Osman 296
- Bayerische Vereinsbank AG 401
- Beckmann, Jürgen 391, 411
- Beer, Angelika 258
- Beretta M12* 106
- Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit (BITS) 169
- Bilgin, Siddik 231, 278
- Birdal, Akin 297
- Bölling, Klaus 25
- Bonn International Center for Conversion (BICC) 167
- Boss-Gun-Makers 424
- Bozoğlu, Hasan 278
- Branscheidt, Hans 258

- Brauner, Hans U. 424
- Brazil Army's Fábrica Itajubá 377
- Brigaden zur Befreiung Kurdistans 216 f.
- British Aerospace Plc 376, 401, 423
- Brot für die Welt 168
- Browning M2* 89
- Browning M2HB (BR M2HB)* 89, 106, 166, 251, 319
- Brügger + Thomet 391
- BTR-60-Panzer* 255, 274, 322, 326, 352
- BUKO 258
- Bulaley, Mohamed Hussein 144
- Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung 250, 400
- Bundesausfuhramt 351
- Bundesgrenzschutz 208
- Bundesministerium für Wirtschaft 383
- Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) 168
- Bundesrechnungshof 400
- Bundessicherheitsrat 344, 413
- Bundesverteidigungsministerium (BMVg) 40, 363 f., 383, 399
- Bundeswehr 39, 98, 160, 248 ff., 255, 357, 362 f., 399 ff., 405 ff., 409, 415 ff., 420, 423, 426, 430
- Bündnis 90/Die Grünen 258, 292, 351 f.
- Bush, George W. 418
- Çakar, Vahit 247–252
- Çakir, Servet 260
- Çan, Halil 266
- Candlelight for Health and Education (CLHE) 104
- Carstens, Karl 384
- CDU 239, 292, 335, 351, 364, 375, 382, 388, 401, 404 f.
- Centro des Estudios Tecnicos Materiales Especiales (CETME) 361, 363 f.
- Chartered Firearms Industries 106
- Chomeini, Ayatollah 371
- CIA 204
- Çoban, Ergün 193, 195
- Cobra-Hubschrauber* 317
- Colt* 315
- Colt's Manufacturing Company 106, 166, 251, 319, 373, 408, 424
- Commerzbank AG 401
- Communist Party of Nepal (CPN) 412 f.
- Contraves Brashear Systems 421
- Corrections Department 391
- Coşkun, Mehmet 325–329
- Criminal Investigation Department 108
- Croll, Peter 167
- CSU 292, 335, 351, 364, 382, 388
- Cummings, Samuel 373
- Dachverband der Kritischen Aktionäre Daimler-Benz 255, 258
- Dağsali, Bülent 282
- Daimler-Benz AG 255
- Danish De-mining Group (DDG) 130
- Darod-Clan 24

- Dasa (Daimler-Benz Aerospace AG) 106, 256, 319
- Defence Industries Organization (D.I.O.) 371, 395 f.
- Delta Force 323, 396
- Demir, Ibrahim 311 f., 314, 329
- Demirel, Süleyman 204, 282, 368
- Demokrasi Partisi (DEP) 271
- Derwische 52, 58, 100, 107, 120 f., 137, 143, 159
- Deuba, Sher Bahadur 412
- Deutsche Bank AG 401
- Deutsches Aktionsnetzwerk Kleinwaffen Stoppen (DAKS) 427–432
- Devlet Güvenlik Mahkemesi (DGM) 218, 226 f.
- Digil-Clan 24
- Dipendra, Kronprinz von Nepal 413
- Dir-Clan 24
- Diyarbakir E Tipi Cezaevi (DETC) 217 ff., 226, 228, 230, 279, 302
- DO-28-D2 39
- Dolbahunte-Clan 24
- Dornier-Gruppe 39
- Doy, Ali 143
- Dresdner Bank AG 401
- Dresdner Kleinwort Benson 423
- Drysdale, John 172 ff.
- DS/hK* 89, 106
- Dulmar For Women's Development 103
- Dündar, Mesat 255
- Dynamit Nobel AG 399, 421
- Eckhoff, Johann 402
- Egal, Kaltun 102
- Egal, Mohamed Haji Ibrahim 20, 97, 102, 164, 173
- Eğitim-Sen 247, 276 f., 284, 286, 288, 290, 292
- Einheit junger Kemalisten 219
- Eisenwerk St. Christofstal 359
- Elmi, Abdikarin 17, 27 f., 33 f., 36, 44 f., 47, 51, 56, 60, 64, 78, 81, 94, 96, 150, 154 ff.
- Elmi, Ahmed 45, 51, 56, 60 f., 64, 66, 78, 81, 94, 96 f., 151, 153
- Elmi, Baashe 36, 44 f., 50 f., 56, 60, 64, 76, 78, 89, 94 ff., 150 f., 153
- Elmi, Hibaq 43 ff., 47, 49, 51, 56, 60 f., 64, 66, 78, 81, 94, 96, 149, 151, 153
- Elmi, Jama 18–21, 24, 26 ff., 35, 38, 41 f., 44, 50 f., 94
- Elmi, Khadjia 118, 120 f.
- Elmi, Khadra 154
- Elmi, Saado Farah 15–20, 27 f., 30–34, 36 ff., 42, 44–51, 56, 59–65, 68, 77, 80, 86, 88, 92, 111, 134, 166, 175
- Elmi, Sagal 49, 56, 60 f., 64, 66, 68, 77 f., 81, 87, 91, 94, 96 f., 100, 150 f., 153
- Elmi, Samiira 13–176
- Elmi, Siciido 17, 28, 33, 36, 38, 44 f., 47, 49, 51–56, 60, 64 ff., 69, 72, 77, 79, 81, 94 ff., 149, 153, 155, 157
- Empresa Nacional Santa Barbara 343, 409
- Ensslin, Gudrun 22
- Eshdehak 180 f.

Europäische Kommission 163
 Europäische Union (EU) 172,
 294 ff., 341, 412, 418
 Europäisches Parlament 271
 Evren, Kenan 204, 218

 Fabrica de Armas (Fabrica Nacional de Cartuchos y de Municiones) 365, 379, 395
 Fabrica de Braco de Prata (FMBP) 364
 Fabrique Nationale 343, 362
 FACOR 409
FAL 40, 52, 58, 100
FAMAS 408
 Faqash 74
 Farah, Mr. 104–110
 FBI 396
 FDP 292, 335, 351, 364, 383
 Fedai, Zemzen 290
 Ferrostaal AG 343
 FFV 365
 Fischer, Joschka 344, 352
Flak 38,2 mm 360
FN FAL 379, 386
 FN Herstal 319, 414
FN MAG 319
FNC 408
 Forberg, Ekkehard 169 f., 386
 Forum for Peace & Governance (FOPAG) 163 f., 166
 Franco Bahamonde, Francisco 361
 Franke, Andrea 375, 381, 385,
 403, 410, 418 f.
 Friderichs, Hans 383
 Friedrich I., König von Württemberg 359
 Fritz Werner Industrie-Ausrüstungs GmbH (FW) 343 f., 369 f.,
 374, 382, 384, 431

G1 347, 362
G2 362
G3 25 f., 40 f., 52 f., 56 ff., 96, 98,
 100, 105 ff., 109 ff., 119–124,
 132, 137, 139 f., 143 ff., 147 f.,
 155–159, 169, 171, 203 f., 207
 ff., 216, 220 f., 226, 237–241,
 243, 245–249, 251 f., 254 ff.,
 260 f., 291, 302 f., 309, 312 ff.,
 318 ff., 322, 324, 326 f.,
 331–335, 339, 342 f., 346 f.,
 350, 352 ff., 356 f., 361,
 363–388, 392 ff., 396, 398 f.,
 406, 408 f., 416 f., 426 ff.,
 430 f.
 - *G1A1* 370
 - *G3A1-1* 370
 - *G3A2* 364 f.
 - *G3A3* 110, 145, 239, 333 f.,
 364 f., 367, 369, 378 f., 406
 - *G3A4* 239, 333 f., 364 f., 369,
 378 f.
 - *G3A6* 365, 371
 - *G3A7* 365
 - *G3P4* 365, 367

G5 346
G11 399 ff., 420
G36 357, 392 f., 405–410, 412 f.,
 415 ff., 423, 426 f., 430 f.
 - *G36C* 407
 - *G36E* 406, 409 ff., 413, 416
 - *G36K* 407
 Gaddhafi, Muammar al 379
 Gaffaroğlu, Süphan 332–338,
 340, 343

- Galil* 347
 Galip, Doğan 315–326, 329
 Garlichs, Dietrich 417
 Gebrewold, Kiflemariam 167
 Gebrüder W. & P. Mauser 346 f.,
 360 ff., 423
 Generalbundesanwaltschaft 259
 Genscher, Hans-Dietrich 384
 Gesellschaft für hülsenlose Gewehr-
 systeme (GHGS) 399
 Gesellschaft für Technische
 Zusammenarbeit (GTZ) 125,
 129, 163, 168
 GIAT (Groupement Industriel des
 Armements Terrestres) 401,
 423
 Gibril, Sultan Nur Ahmet 158 f.
GMG 40-mm-Granatwerfer 379
 Gminder, Rolf 405
 Göç-Der 311
 Graue Wölfe 320
 Grüner, Martin 351, 383 f.
 GSG 9 22, 323 f., 396
 Gül, Abdullah 295
 Gun&Howitzer-Projektile 330
 Gurey, Ahmed 95
- H&K Beteiligungs GmbH 424
 Haage, Siegfried 403
 Habr Jeelo (Red Flag) 100
 Habr Younis (Snipers) 100
 Haig, Alexander 204
 Halkin Demokrasi Partisi
 (HADEP) 271 f., 296, 346
 Halkin Emek Partisi (HEP) 236,
 271
 Halsey, Keith 424
 Hashi, Abdi Mohamed 149
- Hashi, Sacad 149
 Hashi, Sakriye 149
 Hashi, Salam 149
 Hashi, Salmaan 149
 Hashi, Siciido *siehe* Elmi, Siciido
 Hashi, Suhayb 149
 Hashin-Clan 156
 Hassel, Kai-Uwe von 366, 382,
 388
 Haussmann, Helmut 383
 Hawiye-Clan 24, 77 f.
 Hayd, Abdi Ali 142 f.
 Heckler & Koch GB 336
 Heckler & Koch GmbH (H&K)
 57 f., 106, 111, 119, 137, 145,
 148, 208, 221, 247 ff., 269,
 314, 318 f., 331 f., 334 f., 339
 ff., 347, 353–358, 362 ff.,
 366 ff., 369, 371–388, 390–405,
 407–413, 416, 418–426, 430 f.
 Heckler & Koch Inc. 419 f.
 Heckler, Edmund 357, 362, 387,
 398
 Heeschen, Andreas 424
 Heinrich-Böll-Stiftung 104
 Hellenic Arms Industry (EBO)
 SA 365, 378 f., 395
 Hersi, Mohamed (Morgan) 98,
 138 f.
 Hersi, Mustafa Hussein 126
 Heynen, Werner 361
 Hinkel, Harald 125, 163
 Hitler, Adolf 58, 159, 360 f.
HK21 144, 354, 364, 366, 379,
 392 f., 398
 – *HK21A* 379
 – *HK21A1* 378
 – *HK21E* 377

- HK23* 392
 – *HK23E* 354, 379, 393, 403
HK33 319, 333 ff., 339, 344,
 346 f., 354, 369, 376 f., 380,
 392 f., 398, 409, 426
 – *HK33 SGI* 335
 – *HK33A2* 335 f.
 – *HK33A3* 335 f.
 – *HK33E* 336
 – *HK33K* 335
HK50 405
HK53 354, 393
HK69-Granatwerfer 393
HK90 419
 Holzknecht, Dirk 364, 377, 398,
 424
 Hughes Missile Systems 319
 Human Rights Watch 413
 Hunting England Ltd. 319
 Hussein, Arab 133
 Hussein, Saddam 325, 372
HY-12-Mörser 330

 Ibil, Raziye *siehe* Altun, Raziye
 Iidagale-Clan 99 f.
 Inast 417
 Industrias Nacionais de Defesa EP
 (INDEP) 364 ff., 395
Infantry Support Gun 330
 Initiative Bremer Strafverteidige-
 Innen 258
 Inönü, Ismet 213
 İnsan Haklari Derneği (IHD)
 296 f., 345
 Intergovernmental Authority on
 Development (IGAD) 168
 Internationales Komitee des Roten
 Kreuzes 353

 Isaaq-Clan 18, 24, 28, 34, 38, 41,
 48, 51, 55, 59, 71 f., 77 f., 84,
 86, 99, 105, 119, 136, 156 f.
 Ismail 118
 Israel Military Industries 106, 373
 IZHMASH 123, 373

 Jama, Ibrahim 115, 119
 Jama, Mohamed 116 ff.
 Jama, Sirat 114–119, 124
 Jama, Yussuf Mohamed 133
 Jelpke, Ulla 258
 Jirde, Abdulkahir Ismail 159 ff.

 Kahin, Dahir Riyale 173
Kalaszchnikow (AK-47) 26, 41,
 52, 55, 57 f., 73, 89, 96, 100,
 105 f., 110, 113, 122 ff., 133,
 136, 138, 140, 143, 238, 240 f.,
 246, 248 ff., 260, 268, 274,
 313 f., 318, 324, 326, 370, 386,
 401 *siehe auch* AK-74
 Kalaszchnikow, Michail Timofeje-
 witsch 123, 342
 Kanik, Ibrahim 246
 Karamanlis, Konstantin 378
 Kauder, Siegfried 404
 Kauder, Volker 404 f.
 Kemâl Atatürk 193, 212 f., 342
 Kersten, Manfred 362
 Keskin, Eren 297
 Khan, M. Ayub 366
 Khatami, Mohammad 371
 Kiesinger, Kurt-Georg 239
 Kinkel, Klaus 352
 Koch, Theodor 357, 362, 387, 398
 Kohl, Helmut 43, 250, 334, 341,
 344, 369, 391

- Kolb, Heinrich L. 339
Kolbenschmidt AG 405
Kölner Dialog-Kreis 217
Kommando Spezialkräfte (KSK) 407, 423
Koyun, Behzat Kadir 260 f.
Kreissparkasse Rottweil 401
Krisenreaktionskräfte (KRK) 409, 415 f.
Kurdistan Komitee in der BR e.V. 258
- Lahnstein, Manfred 383
Lambsdorff, Otto Graf 383
Lamp, Walter 398, 401, 403 f.
LAW M72 319
Leber, Georg 377 ff., 383, 388
Lehmann, Michael 374 f.
Leopard-1-Panzer 274, 322
Leopard-2-Panzer 293
Live and Peace Institute (LPI) 163
LRAC 106
Luchaire Defence 106
Lufthansa AG 22
Luhns GmbH 424
- M14* 57, 105 f., 423
M16 52, 57, 96, 100, 105, 108, 122, 124, 154-156, 165 f., 247, 268, 320, 324, 335, 356, 373, 408, 423
– *M16A1* 106
– *M16A2* 319
M29 422f., 425 *siehe Objective Individual Combat Weapon*
M71 360
M113-Panzer 274
M203 423
- Madsen, Torben Uhrenholt 130 f.
Mahdi, Ali 93 f., 98
Makarov 105
Makina ve Kimya Endüstrisi Kurumu (MKE) 208, 248, 252, 312, 318 f., 330-344, 346 f., 351, 365, 368 f., 395
Malinowski, Michael E. 413
MAN-Konzern 343
Manufacture Nationale d'Armes de St. Étienne (MAS) 365, 375
Manurhin 343
Marconi Electronic Systems 423
Marehan-Clan 24
Mauch, Ernst 398, 424
Mauser *siehe* Gebrüder W. & P. Mauser
MÇP 201
medico international 258
Mengistu Haile Mariam 22, 27
MG3 118, 122, 240, 248 f., 318 f., 322, 326, 331, 333, 337, 339, 378
MG3 LGM 382
MG34 248
MG36 407
MG81 361
MiG 113, 170
MILAN ATGW 106, 319
Milli Istihbarat Teskilati (MIT) 228
Milliyetçi Hareket Partisi (MHP) 201, 231, 320
Minimi 414
MKE 9 mm 318
MKE MOD 2000 40-mm-Granatwerfer 369, 393

- Mobile Einsatzpolizei 58, 107,
110, 120, 137, 143, 169
- Moge, Tirik Abdullahi 145
- Mohamed, Abdirahman Dahir
132, 135–142, 145 ff.
- Mohamed, Adam 136
- Mohamed, Ahmed 135
- Mohamed, Ali Sheikh 133
- Mohamed, Ebado Abdullahi
135 f., 140, 145
- Mohamed, Faisa 136
- Mohamed, Nura 136
- Möllemann, Jürgen W. 383
- Möller, Tilo 400
- Morgan *siehe* Hersi, Mohamed
- Mosalsalsasi Weapons Factory 25,
370
- Mosdorf, Siegmar 335
- MP5* 207 f., 216, 249, 260,
269, 291, 318, 331, 334,
336–341, 352, 354, 367 ff.,
375, 378 f., 390, 392–398,
402, 419
– *MP5A2* 367, 371, 395
– *MP5A3* 208, 369, 371,
395
– *MP5K* 208, 369, 395 f.,
402
– *MP5P3* 367, 395
– *MP5P4* 367, 395
– *MP5SD* 402
– *MP5 SD2* 391
- MP7* 423
- MPT 9K* 395 f.
- MTW-113-Panzer* 352
- Müller, Werner 344
- Munora Holdings 365
- Musa-Abakor-Clan 68, 157
- Musharraf, Pervez 342, 368
- MWF 365
- NAGAAD 102 ff., 134, 152 f., 166
- National Security Service (NSS)
21
- Nationale Volksarmee (NVA)
131, 250, 274, 322
- Nationaler Sicherheitsrat (Türkei)
267
- Nato 113, 204, 248, 250, 255, 274,
324, 364, 366, 377, 399 ff.,
408, 410 ff., 418
- Ne Win 382
- Nemetz, Holger 417
- Nirumand, Bahman 371
- NSDAP 360 f.
- Objective Individual Combat
Weapon (OICW)* 421 ff., 425 ff.
siehe M 29
- Öçalan, Abdullah 282
- Odenwald, Michael 128
- Ogaden-Clan 24
- Omar, Deeqa 133
- Omar, Jama Mohamoud 164 f.
- Organisation für Afrikanische
Einheit (OAU) 173
- OSZE 418
- Özel Harp Dairesi (ÖHD) 244
- ÖZEL TIM 246, 323 f.
- Özer, Ahmet 289
- P4-Mine* 130
- P7* 393, 419, 425
- P2000* 425 f.
- Pahlewi, Schah Reza 25, 370 f.,
396

Pakistan Machine Tool Factory Ltd. 106
 Pakistan Ordnance Factory (POF) 25, 110 f., 337, 365, 367 f., 395
 Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) 295
 Patanacharoen, Chao 391
 PDS 258, 352
Phantom 255, 274
 Pietro Beretta 106
 Pinochet, Augusto 376
 PKK (Partîya Karkerên Kurdistan) 216 f., 219, 228, 240–244, 247, 250, 252 ff., 256, 260 ff., 265 f., 268 f., 272 f., 275, 278, 281 f., 284, 287, 294, 304, 318, 320 ff., 325 ff., 346, 369 f.
 PLO 420
PMP-71-Mine 130 f.
 Portillo, José López 379 f.
 Prince Sultan Military Camp 374

 RAF (Rote Armee Fraktion) 22, 420
 Rahanwein-Clan 24
 Raspe, Jan-Carl 22
RCL M40 319
 Regep (Kommandeur) 237 f.
 Republikanischer AnwälInnen-Verein 258
 Rexrodt, Günter 344, 383
 Rheinmetall AG 248, 331, 375, 378
 Rheinmetall DeTec AG 424
 Riedl, Erich 363, 392
 Rote Khmer 413
 Rothbauer, Holger 255, 258
 Royal Nepalese Army (RNA) 412
 Royal Ordnance (RO) 145 f., 341, 376, 395, 401 ff., 420, 422 ff.
 Royal Small Arms Factory 365, 376, 403
RP-46 89, 106
RPD/RPK 89, 106
RPG-2 106
RPG-7 106
 RüstungsInformationsBüro (RIB) 255, 258

SA80 403, 408, 425
 Saco Defence 106, 319
 Şahin, Ali 231
 Şahin, Mehmet 217
 Salazar, António Oliveira 364, 366
 Saleban 67
 SALIGAD 167 f.
SAM-2-Raketenaabwehrsystem 113
 Samson 71
 Sandschar, Sultan 183
SAR80 106
 SAS (Special Air Service) 323, 396
 Savak 371
 Sayaf, Abu 413
 Scharping, Rudolf 344
 Schauer, Maggie 128
 Schaufler, Hermann 401
 Schleyer, Hanns-Martin 22
 Schmid, Walter 362
 Schmidt, Helmut 22 f., 25, 39, 374, 376 f., 383, 388
 Schröder, Gerhard (CDU) 239, 368, 370, 382, 388, 417
 Schröder, Gerhard (SPD) 341, 344, 369, 413

- SEALs 396
- Seidel, Alexius Wilhelm 357, 362, 387, 398
- Şeker, Halim 187
- Şeker, Halit 245
- Sendero Luminoso (Leuchtender Pfad) 413, 420
- SGM* 89
- Shaib, Khadija 44
- Shish 34 *siehe* Somali National Movement
- Sikorski-Hubschrauber* 317
- Simon, Gunnar 409
- SMG* 106
- SMG-PK* 367, 395
- Somali National Alliance (SNA) 26
- Somali National Army 79
- Somali National Front (SNF) 78
- Somali National Movement (SNM) 34 f., 38 f., 41, 43, 48, 52 ff., 57 ff., 62 f., 65 f., 70 ff., 75, 78 f., 88, 93, 97, 99 f., 113–117, 119, 121–127, 131, 133, 136, 138 ff., 143 ff., 159
- Somali Patriotic Movement (SPM) 75, 78, 93
- Somali Revolutionary Socialist Party (SRSP) 39, 75
- Somali Salvation Democratic Front (SSDF) 32, 34, 39
- Somalia Unit 163
- Somaliland National Guurti 96 f.
- Somaliland Red Crescent Society (SRCS) 132 f., 146
- Somaliland War Widow Organization (SWWO) 134
- Somaliland Women's Development Association (SOWDA) 152
- South America Ordnance 377
- Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) 292, 364, 383, 388
- Special Forces Section 324
- Speer, Albert 361
- Sterling* 106
- Sterling Armament 106
- Stockholm International Peace Research Institute (SIPRI) 292
- Strafverteidigervereinigungen-Organisationsbüro 258
- Strauß, Franz-Josef 364, 382, 388
- Supreme Revolutionary Council (SRC) 20 f.
- SWAT 396
- Swiss Industrial Company (SIG) 362
- T-34-Panzer* 113
- T-54-Panzer* 113
- T-72-Panzer* 112 f.
- Talay, Serdar 311
- Tanir, Vefa 352
- Tanrikulu, Niyazi 246
- Tasar, Mustafa 310
- Teltschik, Horst 391
- Terlinden, Ulf 169 f.
- TÖB-DER 199, 204
- Tokarev* 105
- Tondar* 371, 395
- TOW ATGW* 319
- Tufan, Adnan 194

- Turgut, Haci 245 f.
 Turgut, Riskiye 245
 Türkiye İnsan Hakları Vakfı
 (TIHV) 296, 346
 Tuur, Abdirahman 94
- Ülke, Osman Murat 316
UMP 423
 UNDP 143
 UNHCR 72, 82, 102
 Unicef 354, 417
 UNITAF 98
 United Somali Congress (USC)
 75 f., 78, 93 f.
 UNO *siehe* Vereinte Nationen
 UNOSOM (United Nations
 Operation in Somalia) 96, 98
 UN-Peacekeeper 411
 UN-Sicherheitsrat 373
 Urban, Christine 258
 US Air Force 98
 US-Army 372, 408, 420 f., 423,
 425
 US-Marine 54
 USMC 396
USP 420
 US-Verteidigungsministerium
 165, 399
UT-1-Mörser 330
Uzi 106, 373
- Vehbi (Hayrettins Neffe) 191
 Vereinigung Hessischer Strafver-
 teidiger e.V. 258
 Vereinte Nationen (UNO) 96,
 98 ff., 162 f., 173 f., 289,
 411, 418, 427, 432
 Victim's Voice (vivo) 116, 128 f.
- Volksbefreiungsarmee Kurdistans
 217
 Vorgrimmler, Ludwig 361
- Walther 331
 Warsame, Mohamoud 169
 Warschauer Pakt 113, 250, 400,
 402 f.
 Watervliet Arsenal 319
 Ways, Awil Dahir 143 f.
 Wehrmacht 248, 361
 West Somali Liberation Front
 (WSLF) 22
 Wiczorek-Zeul, Heidemarie 344
 Wimmer, Willy 385, 389
 World Vision 170 f., 386
 Würzen, Dieter von 396
- XM29 siehe Objective Individual
 Combat Weapon*
- Yasir, Elmi 33
 Yasir, Haweya 33
 Yemen Hunt Oil Company 44
 Yildiran, Esat Oktay 218
 Yildirim, Salih 244
 Yussuf, Fadomo 126 f.
 Yussuf, Hassan Mohamed 126 f.
 Yussuf, Mohamed 126
 Yussuf, Omar Ahmet 125
 Yusuf (Samiiras Onkel) 17, 68 f.,
 157
- Zana, Leyla 271
 Zentrum für Verifikations-
 aufgaben der Bundeswehr
 (ZVBw) 417 f.
 Zia ul Haq, Mohammed 25